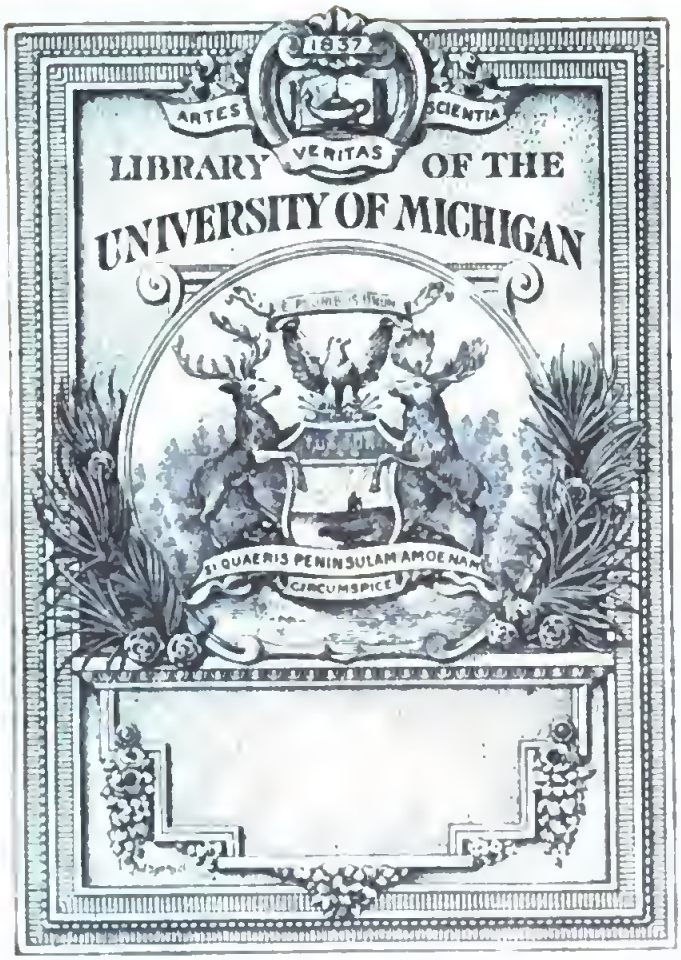
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

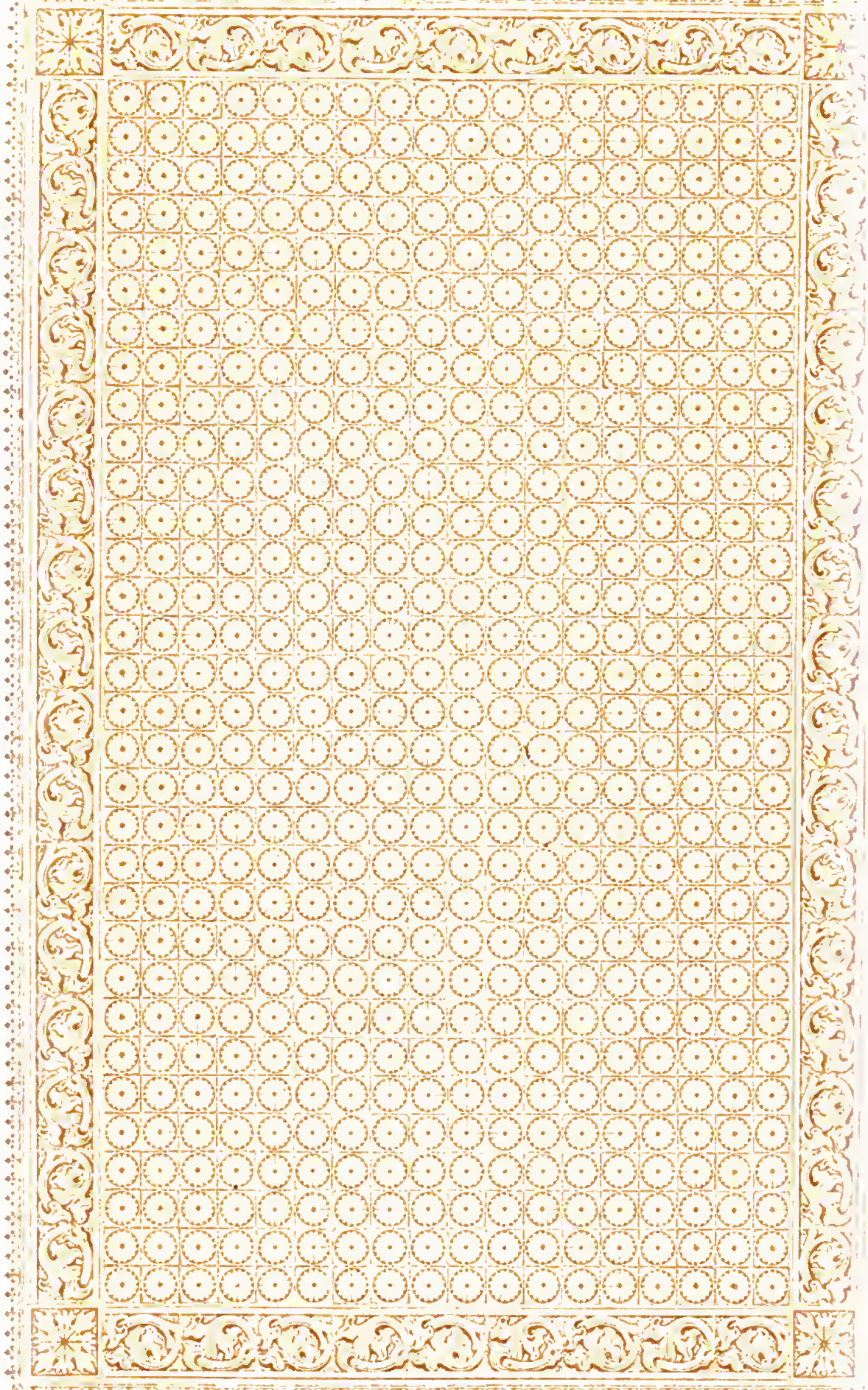


1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

THE GIFT OF
Dr. H. L. Coetz

830.6
B58

Digitized by Google



Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

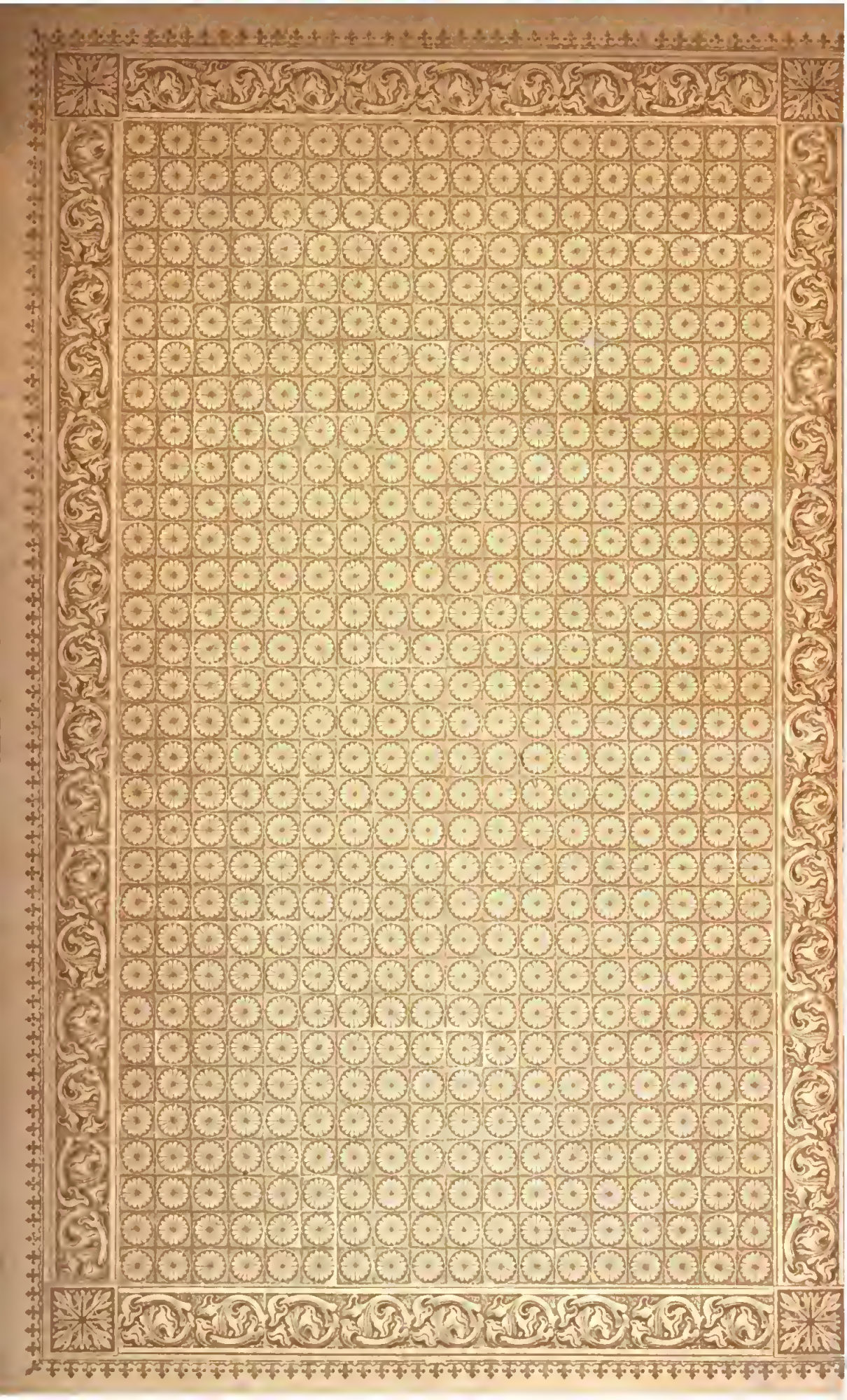
der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1891.

Sechster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
(früher Hermann Schönleins Nachfolger).



Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1891.

Sechster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
(früher Hermann Schönleins Nachfolger).

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Der Spion. Roman aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege. Von Balduin Möllhausen (Fortsetzung) . 5

Judasgeld. Novelle von Friedrich Meister 82

Die Vermittlerin. Eine Künstlergeschichte. Von L. Westkirch 131

Wien während des Kongresses. Nach den Aufzeichnungen von Zeitgenossen geschildert von Carl Ed. Klopfer 176

Anonyme Briefe. Ein trübes Bild aus dem täglichen Leben. Von A. Berthold 191

Die Stürme und ihre Mythen. Kulturgeschichtliche Skizze von H. Ludwig 200

Die Auffindung des Pharao und seiner Tochter. Mitgetheilt von Aug. Scheibe 212

Mannigfaltiges:

Die Schlieffen und die Adebare 221

Die Geheimnisse der Flüsse 226

Der Hund als Retter 227

Die Frau im deutschen Sprichwort 229

Das Theeren der Schafe in Schottland 232

„Dat lütte Rümeken" 233

Die fliegenden Fische 235

Auch eine Damenwahl 236

Das Kriegsgeschrei verschiedener Völker 238

Was Liebe und Hunger vermag 238

Merkwürdiger Brauch 239

Seekrankheit der Thiere 240

Naiver Irrthum 240

Der Spion.

Roman aus dem nordamerikaniſchen Bürgerkriege.

Von

Balduin Möllhauſen.

(Fortſetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Quinch mochte einſehen, daß alle ferneren Vorſtellungen an dem unerſchütterlichen Gleichmuthe des Fallenſtellers ſcheitern würden. Wie auf ein Phantom ſtierte er zu ihm auf. Der Henker mit der geöffneten Schlinge in den Händen hätte keinen derartig grauſigen Eindruck auf ihn ausgeübt, wie die waſſerblauen Augen, die fortgeſetzt mit knabenhafter Neugierde auf ihm ruhten und nichts weniger verriethen, als Grauſamkeit oder Luſt an fremdem Leid. Stumpfen Trotz hätte er dem Henker gegenüber bewieſen; wogegen der beinahe einfältig gutmüthige, jedoch von einem ſtrengen Rechtlichkeitsgefühl durchdrungene Jäger, dem er gewiſſermaßen nur noch als ein zu beſeitigendes Raubthier galt, ihm Grauen einflößte.

Eine Weile verrann wiederum in Schweigen, als Schritte ſich näherten. Kit Andrieux ſah über die Schulter. Als er Nicodemo und Oliva erkannte, welchen die Jäger zögernd folgten, legte er neues Holz an's Feuer, um mit Rückſicht auf den kalten Morgen dem ſichtbar leidenden Gefangenen menſchenfreundlich ein wenig mehr Wärme zuzuführen.

Mit tödtlicher Spannung ſah Quinch zu den Nahenden hinüber. Es war jetzt ſo hell geworden, daß man nicht allzuferne Gegenſtände bereits genau zu unterſcheiden vermochte. Wohl hatte er Oliva zuvor bemerkt, jedoch durch deren Kleidung beirrt, zumal ſie, vor der todwunden jungen Halbindianerin kniend, ihm den Rücken zukehrte und die von der flackernden Beleuchtung erzeugten Schatten unſtet über ſie hinhuſchten, ihr nur wenig Beachtung gezollt. Als ſie aber nunmehr vor ihm ſtehen blieb und ihn ſtumm betrachtete, durchlief ein Schauder den ſonſt ſo geſtählten Körper. Der letzte Blutstropfen wich aus ſeinem Geſicht. Seine Augen verglasten ſich förmlich vor der Anſtrengung, mit welcher er in Oliva's Antlitz ſuchte. Eine Weile kämpfte er noch mit aller Kraft nach Klarheit des Geiſtes; dann erſchlafften plötzlich ſeine Züge. Als wäre der letzte Lebenshauch damit vereinigt geweſen, entwand ein röchelnder Seufzer ſich der ſchwer keuchenden Bruſt.

„Ich bin verloren," liſpelte er, und mit dem Haupt ſank das Kinn auf ſeine Bruſt.

Noch immer ſah Oliva ruhig auf ihn nieder. Empfand ſie Befriedigung, den ſo lange unermüdlich Verfolgten in ihre Gewalt gegeben zu ſehen, ſo hätte man doch vergeblich nach einem Merkmal des Triumphes in ihren Zügen geforſcht. Eine Statue hätte in keiner ausdrucksloſeren Unbeweglichkeit verharren können. Sie ſchien keine Empfindung dafür zu beſitzen, daß die Aufmerkſamkeit der Umſtehenden nur ihr allein galt, namentlich Nicodemo, als wäre er jetzt mehr, denn je zuvor, um ſie beſorgt geweſen, keinen Blick von ihr verwendete.

„Ja, Sullivan, Sie ſind verloren," ſprach ſie endlich kalt. „Ihr nur zu langes Leben der Schande und des Verbrechens iſt verwirkt. Kein Gott kann Sie retten. Binnen jetzt und einer Stunde ſtehen Sie vor Ihrem letzten Richter."

„Oliva," verſetzte Quinch keuchend, und er richtete das Haupt empor, ſenkte aber alsbald die Augen wieder vor der unerbittlich eiſigen Strenge, welche Oliva's ganze Geſtalt umwebte, „nein, Oliva, es iſt nicht wahr, was Du ſprichſt. Du biſt ein Weib, in Dir können nicht die Regungen einer Tigerin wohnen."

„Nein, nicht die Regungen einer Tigerin," wiederholte Oliva beinahe klanglos, „ſondern der gerechte Wille, die Welt von einem Ungeheuer zu befreien. Doch Ihr bloßer Tod genügt mir nicht. Abgeſehen davon, daß ich ehrenwerthen Zeugen Gelegenheit bieten möchte, ſich ein klares Urtheil über Sie zu bilden, Ihnen ſelbſt aber die Möglichkeit, ſich gegen die zu erhebenden Anklagen zu vertheidigen, dürfen Sie nicht hinübergehen, ohne zuvor noch einmal alle Verbrechen aufgezählt zu hören, deren Sie während Ihres fluchbelaſteten Lebens ſich ſchuldig machten. Wollte ich nur Ihren Tod, wie leicht wäre es mir geweſen, ihn herbeizuführen. Anſtatt bei Gelegenheit der Ausplünderung des Eiſenbahnzuges — Sie erinnern ſich deſſen wohl — einen Ihrer räuberiſchen Korporale niederzuſchießen, allerdings in der Vertheidigung meines Lebens, brauchte ich nur Ihren Kopf zu meinem Ziel zu wählen, und ich hätte ihn ſicher nicht verfehlt. Dieſelbe Fauſt aber, welche Ihren verworfenen trunkenen Adjutanten tödtete, ſeine Papiere raubte, die ein neues Glied in der Kette der von mir eingeleiteten Verfolgungen bildeten, dieſelbe Fauſt, welche die Drohung Kampbell's auf den Tiſch nagelte, ja, dieſelbe Fauſt wäre freudig bereit geweſen, mit Ihnen ebenſo zu verfahren, wie mit Ihrem verbrecheriſchen Genoſſen —"

Quinch war in ſich zuſammengebrochen, richtete ſich indeſſen alsbald wieder auf. Starres Erſtaunen gepaart mit wildem Entſetzen webte in ſeinen Augen, indem er ausrief: „Du — Oliva, Du warſt jener verwegene Burſche, der —

der — Oliva, Du ſelber biſt Kampbell, Du ſelber der berüchtigte Spion — kein Anderer wäre im Stande geweſen —"

„Nein, kein Anderer," beſtätigte Oliva leidenſchaftslos, „kein Anderer, als ich, war jener unſichtbare Kundſchafter, der unermüdlich in Ihren Spuren folgte, Sie immer durch Drohungen aus Ihren Sicherheitsträumen wachrüttelte. Jetzt, ſo nahe der Erfüllung meiner Aufgabe, mag ich es unbeſorgt eingeſtehen, mögen die Geheimniſſe fallen, welche ſo lange den gut bedienten und gefürchteten Spion umhüllten. Ja, ich war es," fuhr ſie ein wenig lebhafter fort, „ich, die Ihre Freunde in St. Louis mittelſt der erbeuteten Papiere hinterging, die für Sie beſtimmten Nachrichten fälſchte, und Ihnen ſolche Nachrichten in die Hände ſpielte, welche Sie ſchließlich in meine und meiner Freunde Gewalt liefern mußten. Nennen Sie mich jetzt, wie Sie wollen, das Urtheil eines Mörders und Räubers berührt mich nicht. Ich übernahm die Rolle eines Spions, und ich bin ihr, unbekümmert darum, wie oft der Tod in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt mich bedräute, bis auf den heutigen Tag treu geblieben. Sie ſelber wiſſen am beſten, daß Haß und Rachſucht urſprünglich nicht in meiner Natur lagen; Sie kennen aber auch die Urſachen, welche mich zu Dem machten, was ich geworden bin. Wie Sie eben einen Engel der Unſchuld meuchlings mordeten, ſo tödteten Sie in mir, einem ebenfalls unſchuldigen Kinde, den Glauben an die Menſchheit, die ſanften Regungen des Weibes, um an deren Stelle jene gefährlichen Leidenſchaften in's Leben treten zu laſſen, wie ſie ſonſt nur todverachtende ſtarke Männer auszeichnen —"

Ein gräßliches Hohnlachen unterbrach ſie.

„Wohlan denn," rief Quinch nunmehr wieder trotzig aus, „ich weiß jetzt genug, ein verfluchtes Geſchick führte mich in die Gewalt eines Satans; ſo mache wenigſtens

ſchnell ein Ende mit mir, anſtatt Dich an meiner Hilfloſigkeit zu ergötzen. Haſt ja Freunde genug um Dich, welche für einen Liebesblick von Dir gern einen Schuß auf mich abfeuern."

Oliva erröthete. Sie bekämpfte indeſſen ihren Zorn, und Nicodemo, der vortreten wollte, durch eine Handbewegung wehrend, ſprach ſie weiter: „Ja, Freunde genug, erprobte Freunde, die bereitwillig Alles für mich thun, wenn auch nicht um einen Preis, wie Ihre läſterliche Zunge ihn bezeichnete. Glauben Sie aber, durch Hohn und Beſchimpfungen mich zu einer Uebereilung zu reizen, ſo täuſchen Sie ſich. Und nochmals wiederhole ich ausdrücklich: nicht ohne vorhergegangenes Verhör ſollen Sie gerichtet werden, obwohl es ſchon allein der neueſten Blutſchuld wegen überflüſſig wäre. Es ſoll und muß ſtattfinden, und nicht nur, um Ihnen noch einmal Ihre ganze Verworfenheit vor Augen zu führen, ſondern auch zu meiner eigenen Rechtfertigung. Mir gehören Sie, mir allein; das war die Bedingung, welche ich ſtellte, als ich anbot, Ihre Bande, die ſich Jahre hindurch vom Plündern mäſtete, der Vernichtung preiszugeben. Mag Dieſer oder Jener immerhin einen Stein auf mein unweibliches Thun werfen, mag man tadeln, daß ich in die Rolle eines Rächers eintrat: was ich jetzt vor einer Anzahl ehrenwerther Männer zu enthüllen gedenke, das genügt, jedem mir zugeſchleuderten Vorwurf den Stachel zu rauben. Entſchuldigte mich am Schluß auch nur ein Einziger," und ihr ernſter Blick ſtreifte Nicodemo, der wie eine Bildſäule ihr ſchräge gegenüberſtand, „ſo wollte ich zufrieden ſein."

Und abermals lachte Quinch, der die letzte Hoffnung auf Entkommen aufgegeben hatte, wie ein Teufel.

„So rede, in der Hölle Namen," rief er ihr zu, „die Freude, mich zittern zu ſehen oder auch nur eine einzige

Handlung meines Lebens bereuen zu machen, ſoll Dir nicht werden."

In der halb ſitzenden Stellung, welche man ihm gegeben hatte, warf er den Kopf zurück, und die Augen ſchließend verrieth er den Willen, was auch immer ſtattfinden mochte, nicht mehr in Oliva's Kundgebungen einzugreifen.

Gleich darauf erſchien Maurus. Quinch ſchleuderte einen Blick wildeſten Haſſes auf ihn, ſchloß indeſſen die Augen alsbald wieder.

„Wie ſteht es mit dem armen Kinde?" fragte Oliva, von Mitleid erfüllt, gedämpft.

„Nur noch mechaniſch und immer matter arbeiten die Pulſe," antwortete Maurus unter dem vollen Eindruck des Bildes, von welchem er eben fortgetreten war; „jeder neuer Athemzug kann ihr letzter ſein. Sie befindet ſich außerhalb des Bereiches menſchlicher Hilfe."

Oliva neigte das Haupt. Kein Anderer wagte das plötzlich eingetretene Schweigen zu brechen. In jedem auf ihr ruhenden Blick offenbarte ſich an Verehrung grenzende Achtung. Als ein Wunder erſchien den rauhen Männern die Seelenſtärke, welche in dem ſchmächtigen Körper wohnte.

„Armes, armes ſüßes Geſchöpf," ſprach Oliva endlich wie unbewußt vernehmlich vor ſich hin, „ſo jung und ſo ſchön, und auf ſolche Art einem verheißenden Leben entriſſen zu werden!" Mit einer heftigen Bewegung richtete ſie ſich auf. In ihren großen tiefen Augen loderte es feindſelig, und auf Quinch weiſend fügte ſie hinzu: „Dieſer neue Fluch wird ihn bis in's Jenſeits — o, bis in die Ewigkeit hinein verfolgen, ihm die letzte Gnade ſeines göttlichen Richters entziehen."

Wie um ſie zu beſänftigen, neigte Maurus ſich ihr zu. „Aber auch: armer Markolf," ſprach er, „das iſt ein harter Schlag für ihn, ein Schlag, den er nie überwindet.

Mit dem holden Weſen ſinkt ſeine ganze Hoffnung auf irdiſches Glück in die Erde hinab."

Wie um die eben wieder emporwuchernden ſanften Regungen von ſich abzuwehren, ſchüttelte Oliva ſich leicht, und hart klang ihre Stimme, indem ſie bemerkte: „Gern hätte ich noch einige Zeugen aus Ihrem Kreiſe hier geſehen —"

„Es folgen zwei Kameraden," fiel Maurus ein. „Binnen kurzer Friſt müſſen ſie hier ſein. Für unſere Sicherheit iſt geſorgt; von keiner Seite haben wir Störungen zu befürchten."

Er reichte Kit Andrieux die Hand, die von dieſem kräftig geſchüttelt wurde. Er hatte die Bewegung des Kapitäns verſtanden und beantwortete ſie mit der Erwiederung: „Hab' nur meine Schuldigkeit gethan; da gibt's keinen Grund zum Danken. 'ne Kleinigkeit war's freilich nicht, den mißtrauiſchen Hund in's Netz zu locken." Dann trat wieder Schweigen ein.

Oliva hatte ſich dem Feuer zugekehrt und ſah düſter in die allmälig hinſinkenden Flammen. Zuweilen warf ſie einen Blick zum bewölkten Himmel empor. Der Wind wehte noch immer ſcharf und kalt, jedoch nicht mehr mit der Heftigkeit des vorigen Tages. Mit ſich führte er den ſchwarzen Staub der verſengten Steppe. Stoßweiſe fuhr er in die Schlucht hinab, hier ein niedergebranntes Feuer zu neuem Leben entfachend, dort weiße Aſche emporwirbelnd. Ueber Lebende hauchte er hin wie über Todte, die noch da lagen, wo ſie von den mörderiſchen Kugeln hingeſtreckt worden waren.

Ein unheimlicher Ort war es, ein unheimlicher Morgen. Ein Morgen, ſo recht geeignet, einen Schuldigen mit Grauſen vor der nächſten Zukunft zu erfüllen. Und zu derſelben Zeit ſchickte eine reine Seele ſich an, ſcheu der Erde und einem durch Unſchuld geweihten Körper zu entfliehen und den Wohnungen der Seligen zuzueilen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Nachdem die beiden Offiziere eingetroffen waren, ließen sie sich mit Kit Andrieux und dessen Gefährten im Halbkreise vor dem Gefangenen nieder. Maurus hatte neben Nicodemo Platz genommen. Oliva verschmähte jede Bequemlichkeit. Inmitten der rauhen verwitterten Männer erhob sie sich wie eine Märchengestalt. Mehr, denn je zuvor, verrieth sich in ihrer Haltung stolzes Selbstbewußtsein, welches durch die abgetragene Lederbekleidung und den breitrandigen formlosen Filzhut nicht beeinträchtigt werden konnte. Lang wallte das zeitweise im Winde flatternde schwarze Haar über Schultern und Rücken nieder. Kalte Ruhe thronte auf dem schönen, sonnverbrannten Antlitz; mit kalter Ruhe blickten die großen dunkeln Augen, indem sie anhob: „Nach den Ereignissen, die hinter mir liegen und bei denen ich unter Beiseitesetzung aller meinem Geschlecht schuldigen Rücksichten mitwirkte, scheue ich mich nicht, mir da eine Stimme anzumaßen, wo eigentlich nur Männer sprechen sollten. Die Erfahrungen weihten mich gewissermaßen zu der mir von dem Geschick zuerkannten Aufgabe; ich stehe daher im Begriff, nur eine heilige Pflicht zu erfüllen. Ob der Mann, der hier vor uns gefesselt liegt, das Leben verwirkte, werden Sie Alle längst ermessen haben. Für Sie ist er ein Mordbrenner, der sich außerhalb des Gesetzes befindet. Mir gegenüber nimmt er dagegen die Stelle eines Höllengeistes ein, der als lebendiger Fluch auf die Erde entsendet wurde, um für sich selbst immer neue Flüche vorzubereiten."

Da richtete Quinch sein Haupt empor. Einen Blick, in welchem verhaltene Raserei sich mit Grauen einte, thierische Wuth mit stumpfer Feigheit um den Vorrang kämpfte, sandte er im Kreise, bis er endlich auf Maurus haften blieb, worauf er ihn mit den Worten anredete:

„Sie ſind Offizier, anſcheinend der Kommandant der gegen mich entſendeten Truppen. Ihnen gegenüber erhebe ich Einſpruch gegen die Art, in welcher man einen durch Verrath in Ihre Gewalt gerathenen Befehlshaber einer militäriſch geordneten Streitmacht behandelt.“

„Eine Bande, welche unter dem Mantel der herrſchenden Kriegszuſtände ihre Bahn durch Mord, Brand und Raub kennzeichnete, iſt keine militäriſch geordnete Truppe,“ antwortete Maurus ſtreng, „Sie wiſſen, daß, wo auch immer man Ihrer habhaft geworden wäre, man Sie ſtandrechtlich erſchoſſen hätte.“

Zähneknirſchend warf Quinch ſich wieder zurück, und Oliva ſprach weiter, als ob keine Unterbrechung ſtattgefunden hätte: „Meine Erinnerungen beginnen mit den Zeiten, in welchen ich als fünfjährige Tochter eines texaniſchen Grenzers, eines Vaquero's, ein Pferd zügeln lernte, mit unbändigen Altersgenoſſen um die Wette ritt und mich im Laſſowerfen übte. Was auf mein früheres und früheſtes Lebensalter entfällt, das ſollte für mich in undurchdringliches Dunkel gehüllt bleiben. Treue Freunde ſorgten indeſſen dafür,“ und abermals traf einer ihrer eigenthümlich warmen Blicke Nicodemo, „daß auch über jene Tage endlich keine Zweifel mehr bei mir walten konnten.

Meine urſprüngliche Heimath iſt das Thal des Rio Grande del Norte, wo es, von der Natur hoch bevorzugt, als der geſegnetſte Theil Neu-Mexiko's bezeichnet werden darf. Dort lebte auf ſeinen umfangreichen Beſitzungen mein eigentlicher Vater, der Abkömmling des ſtolzen ſpaniſchen Grafengeſchlechtes der Armigos. Seine Frau war eine Mexikanerin, deren Schönheit und Anmuth weit und breit geprieſen wurde. Jeder, der ſie kennen lernte, huldigte ihr, ſo auch ein junger Amerikaner, Namens Sullivan, der eine militäriſche Erziehung genoſſen hatte

und aus irgend welchen geheimnißvollen Gründen ſehr bald wieder aus der Armee entlaſſen worden war. Die ehrenwertheſten Urſachen können es nicht geweſen ſein, denn dieſer Sullivan war kein Anderer, als der Mann, der hier gefeſſelt vor uns liegt. Der Zufall führte ihn in das Haus meiner Eltern, als ich noch nicht lange geboren war, und ihm auf dem Fuße folgte der Verrath, welchem eine glückliche Familie zum Opfer fallen ſollte. Wie es dieſem Sullivan oder vielmehr Quinch, wie er ſich ſpäter nannte, gelang, die junge Frau zu bethören und ſich in ihr Herz einzuſchleichen, darüber habe ich kein Urtheil. Ich weiß nur aus verbürgter Quelle, daß mein Vater plötzlich ſtarb, und meine Mutter ihn aufrichtig betrauerte. Bei dem ausgedehnten Landbeſitz, welchen der Vater ihr und ihrem einzigen Kinde hinterlaſſen hatte, mochte ſie es willkommen heißen, daß Sullivan ſich erbot, die Verwaltung ihres Eigenthums zu übernehmen; dann aber dauerte es kein Jahr, bis ſie ſeinem Drängen nachgab und ihn heirathete. Damit hatte ſie dieſem Teufel in Menſchengeſtalt eine Macht über ſich eingeräumt, gegen welche ſich aufzulehnen ſie weder die Kraft noch den Muth beſaß. Wie er aber ſeine finſtere Gewalt über die unglückſelige verblendete junge Frau auszunutzen verſtand, geht daraus hervor, daß er bald nach der Verheirathung deren Tochter, alſo mich, unter irgend einem Vorwande von ihr nahm. Daß meine gewiß zärtliche Mutter es über ſich gewann, von ihrem einzigen Kinde ſich zu trennen, erſcheint unbegreiflich, unnatürlich, und doch iſt es geſchehen. Es erklärt ſich indeſſen daraus, daß ſie Sullivan gegenüber die letzte Spur eines eigenen Willens verloren hatte, ihr jeder Verkehr mit Anderen abgeſchnitten wurde, und ſie Keinen beſaß, dem ſie vertrauensvoll hätte nahen dürfen. Ihre Abhängigkeit, gezeitigt durch Furcht, gipfelte darin, daß ſie ein von dem Ungeheuer ſelbſt aufgeſetztes

Teſtament gerichtlich beglaubigt unterſchrieb, laut deſſen im Falle ihres Todes die Hälfte ihres Vermögens in ſeinen Beſitz überging, außerdem aber auch noch die auf ihre Tochter entfallende andere Hälfte, wenn dieſe Tochter unverheirathet ſterben ſollte. Das Räthſel zu löſen, durch welches Sullivan eine ſo unumſchränkte Gewalt über die arme junge Frau gewann, ich unternehme es nicht. Lebte zwiſchen ihnen ein finſteres Geheimniß, ich meine, daß meine Mutter Kunde von dem auf Sullivan ruhenden Verdacht der Ermordung meines Vaters erhielt, ſo fällt es allein Sullivan zur Laſt. Nach dieſer Richtung hin kann ſie nur bis zu einem gewiſſen Grade, dem des Schweigens, ſeinen teufliſchen Einflüſſen erlegen ſein. Und ſo wird ſie auch, um der Qualen willen, welche ſie an ſeiner Seite erduldete, in einer anderen Welt Vergebung dafür gefunden haben. O, der Himmel! Wie oft fragte ich, weshalb er zugab, daß eine mit allen Bedingungen zu Glück und Zufriedenheit ausgerüſtete Familie den hölliſchen Ränken eines ſchwarzen Verbrechers zum Opfer fallen mußte, und ich fand keine Antwort darauf. Nicht minder oft fragte ich, ob es denn keine Behörden, keine Nachbarn, keine rechtlich denkende Menſchen gab, die rettend, vermittelnd hätten einſchreiten können, und ich finde nur die einzige Erklärung in der gänzlichen Abgeſchiedenheit, in welcher die arme Dulderin ihre wenigen Tage verbrachte. Wo kein Kläger, da iſt auch kein Richter. Hätte ſie aber Klagen erheben wollen, ſie wären ungehört verhallt. Und ich kann mir vorſtellen, wie ſie ſchon allein um ihres abweſenden Kindes willen das Bewußtſein verheimlichte, mit einem Mörder Hand in Hand durch's Leben gehen zu müſſen.

Zwei Jahre waren nach der Wiederverheirathung meiner Mutter verſtrichen, als der Tod ſie von ihren endloſen Leiden erlöste. Sie ſtarb nach kurzer Krank-

heit. Ob Gram, Reue und nie ſchlummernde Selbſtvorwürfe ſie tödteten, ob ihr Ende künſtlich beſchleunigt wurde, wie man ſich abermals zuraunte, aber ſträflicherweiſe vermied, der Sache auf den Grund zu gehen, darüber vermöchte Derjenige allein Auskunft zu ertheilen, der hier vor uns ſeiner Verurtheilung entgegenſieht. Ich ſelbſt, ihre Tochter, ich kenne nur Trauer um die Mutter, nur kindliche Liebe zu ihr, die ich nie mit Bewußtſein ſah. Was ſie litt, heiligt ſie in meinen Augen. Seitdem ich einen klaren Blick in die ferne Vergangenheit gewann, durchlebte ich ihre Qualen immer wieder, ſo oft ihre traurige Geſchichte in meiner Seele auftauchte. Daraus aber konnte nur unheilbare tiefe Erbitterung hervorgehen, eine Erbitterung, welche nicht nur Jahre überdauerte, ſondern mit dem Fortſchreiten der Zeit noch wuchs. Ja, eine ſchwarze Geſchichte iſt es, welche ſeit der Geburt mein ganzes Daſein durchwebte, Der Vater von der Hand eines Meuchelmörders gefallen, die Mutter ihm nachgeſendet, wenn auch nur durch die ihr aufgebürdeten Martern, ich ſelber aus dem Erbe meiner Eltern hinausgeworfen und um meinen Namen beſtohlen, ich dächte, das wäre genug, um einen vom Himmel entſendeten Engel in ein reißendes Thier zu verwandeln. Und endgiltig hinausgeworfen war ich. Denn wie ſich ſpäter erwies, ſtand ich ſchon in meinem vierten Jahre in dem Sterberegiſter des benachbarten Kirchſpiels als Todte verzeichnet. Es konnte dies nur auf Grund gefälſchter Papier ausgeführt worden ſein, um Sullivan auch mein Erbtheil in die Hände zu liefern. Wie ſchnell er Alles verſpielte und verpraßte, iſt heute nicht mehr von Belang. Ich hebe nur hervor, daß ihm endlich nichts Anderes übrig blieb, als bei Nacht und Nebel aus einer Nachbarſchaft zu verſchwinden, in welcher Jeder mit Verachtung auf ihn hinſah und ihn wie einen Ausſätzigen

mied. So viel man ſpäter auskundſchaftete, hatte er ſich nach den Vereinigten Staaten geflüchtet, wo er verſcholl oder vielmehr unter einem anderen Namen ſeine verbrecheriſche Laufbahn weiter verfolgte."

Hier ließ Oliva eine Pauſe eintreten. Wie um ihr Gedächtniß zu klären, ſtrich ſie mit der Hand über ihre Stirn. Ihr Antlitz hatte bis dahin nicht die leiſeſte Erregung verrathen. Erſt als ſie auf Quinch niederſah, der ſchwer athmend mit geſchloſſenen Augen dalag, anſcheinend vollſtändig abgeſtumpft dagegen, wie bald der letzte vernichtende Schlag ihn traf, ſprühte es unheilverkündend aus ihren Augen. Mehrfach hatte er wohl eine Bewegung ausgeführt, wie um ſie zu unterbrechen, war jedoch alsbald wieder in ſeine tückiſche Verſchloſſenheit zurückgeſunken. Ob die Blicke aller Anweſenden mit gleichſam athemloſer Spannung an ihren Lippen hingen, ob in deren Haltung ſich ernſte Theilnahme, ſogar mit Bewunderung gepaarte Achtung verrieth, das Eine wie das Andere ging ſpurlos an ihm vorüber. Es war die Stunde gekommen, welche ſie ſeit Jahren mit krankhafter Sehnſucht ſich vergegenwärtigte, eine Stunde, die ſie wohl tauſendmal im Voraus durchlebte, oder es wäre ihr kaum möglich geweſen, eine derartige Selbſtbeherrſchung zu bewahren, eine kaltblütige Ueberlegung, die ſo weit über die Grenzen weiblichen Denkens, Handelns und Empfindens hinausreichte. —

„Während Eltern, Heimath, Geburtsrecht und Name mir ruchlos geraubt wurden," nahm ſie ihre Enthüllungen wieder in ruhigem Erzählertone auf, „während mein Erbtheil — was ich am geringſten ſchätze — ſchamloſer Vergeudung anheimfiel, lebte ich ſelbſt friedlich und glücklich in den beſcheidenen Verhältniſſen, in welche ich über mehr als hundert Meilen hinweg gewiſſenlos hineingeſtoßen worden war. Und ich fühlte mich in der That über-

glücklich, wenn ich als heranreifendes Mädchen in Männertracht auf meinem Renner die unserer Obhut anvertrauten Viehheerden umkreiste; glücklich in der Gewandtheit, mit welcher ich den Lasso den Rindern über die Hörner, den Pferden über die Köpfe warf; glücklich im Verkehr mit Altersgenossen und Genossinnen; glücklich im Kampfe mit winterlichen Schneestürmen und sommerlicher Gluthhitze, mit Hunger, Durst und Beschwerden, wie solche einen weniger zähen Körper hätten aufreiben müssen, den meinigen dagegen stählten. Es war eine Schule, in welche ich gewissermaßen vom Geschick gethan worden war, um mich auf das vorzubereiten, was mir dereinst als eine heilige Aufgabe zuerkannt werden sollte. Ich nenne sie heilig, mögen Andere nach Belieben darüber urtheilen.

Sonst entfällt auf die ersten sechzehn Jahre meines Lebens nichts, was gerade hier des Erwähnens werth wäre. Die vermeintlichen Eltern, deren beide Kinder im frühen Jugendalter einer Seuche zum Opfer gefallen waren, gaben mir täglich die Beweise ihrer zärtlichen Zuneigung, die von mir aus vollem Herzen erwiedert wurde, so daß nach meinen damaligen Begriffen mir nichts zu wünschen übrig blieb. Trotz der schwierigen Verhältnisse sorgten sie sogar dafür, daß ich wenigstens nothdürftig schreiben und lesen lernte. Bei meinem unwiderstehlichen Hange zum freien Umherschweifen betrachtete ich die zum Lernen anberaumte Zeit zwar als eine Belästigung, als eine harte Einschränkung meiner Unabhängigkeit; mit um so größerem Eifer verlegte ich mich dafür später auf eine Bereicherung meiner Kenntnisse, so weit eine solche mir zu meinen Zwecken geboten erschien. Ich erwähne dies beiläufig, um vor Denjenigen, die ich hier mit Recht meine Freunde nenne, die redlich errungenen Erfolge des geheimnißvollen Spions des Wunderbaren zu entkleiden.

Lebhaft schwebt mir vor, daß eines Tages auf dem

kleinen Rancho der Pflegeeltern ein Fremder einkehrte, welchem die beiden alten Leute, wie ich leicht unterſchied, mit unzweideutiger Aengſtlichkeit begegneten. Heute iſt die Urſache ihrer Unruhe mir kein Räthſel. Der Fremde war kein Anderer, als Sullivan, derſelbe Mann, der mich einſt ihrer Obhut übergab und von welchem ſie fürchteten, daß er gekommen ſei, um mich abzuholen. Ihre Beſorgniß war übertrieben. Nach kurzem Aufenthalt entfernte er ſich wieder, aber bis auf den heutigen Tag meinte ich in meinen Träumen noch oft die ſeltſam durchdringenden, wahrhaft beleidigenden Blicke zu fühlen, mit welchen er mich fortgeſetzt prüfte. Dadurch aber prägte ſein Bild ſich meinem Gedächtniß ſo unauslöſchlich ein, daß ich ihn nach Jahren auf den erſten Blick ſofort wieder kannte. O, unter Tauſenden und Tauſenden hätte ich ihn herausgefunden trotz der Wandlung, welchen die Zeiten eines zügelloſen Lebens in ſeinem Aeußeren bewirkten. Später begriff ich, daß er, von ſeinem belaſteten Gewiſſen und unbeſtimmter Furcht getrieben, nur gekommen war, um ſich von meinem Leben oder Tode zu überzeugen, und das war der erſte Schritt zur heutigen Vergeltung. Denn ohne jene flüchtig geſchloſſene Bekanntſchaft würde ich ſchwerlich in die Lage gerathen ſein, wie jetzt, auf den Elenden hier vor uns zu weiſen und zu ſprechen: das iſt Sullivan, der Räuber, Sullivan, der Mörder, ein Ungeheuer, welches wie ein giftiges Reptil zertreten zu werden verdient.'"

Einen kalten Blick warf Oliva auf den Gefeſſelten, ſah aber, wie von ſeinem Bilde angewidert, ſogleich wieder von ihm fort, und ruhig, beinahe verſöhnlich klang ihre Stimme in der Fortſetzung ihrer Mittheilungen: „Ich hatte eben mein ſiebenzehntes Jahr vollendet und kannte kein anderes Wünſchen und Hoffen, als daß mein freies, ungebundenes Leben nie eine Wandlung erfahren möge, als der Zufall mich mit einem jungen Landbeſitzer

zuſammenführte, deſſen Gehöft ſich in der Entfernung zweier Tagereiſen von uns inmitten einer grasreichen Ebene erhob. Mein Pflegevater und ich hatten in Begleitung mehrerer Knechte ihm eine Heerde Rinder zugetrieben; da mochte ich trotz der Verkleidung — mein Geſchlecht zu verheimlichen gab es für mich ja keinen Grund — ſeine erſte Aufmerkſamkeit erregt haben. Wir wechſelten wenige Worte miteinander, und das genügte mir, aufrichtiges Wohlgefallen an ſeiner äußeren Erſcheinung, wie an ſeinem ruhigen, ernſten Weſen zu finden. Wie er trotz der Verſchiedenartigkeit unſerer Lebensſtellung über mich dachte, ging daraus hervor, daß er uns nach einiger Zeit beſuchte, und dann dauerte es nicht lange, bis er die ehrliche Abſicht ausſprach, mich, die vermeintliche Tochter eines einfachen Vaquero's, zu heirathen. Ich ſagte nicht ſogleich zu; indem er aber ſeine Beſuche wiederholte und mit Vertrauen erweckender Güte mir die Wege anbahnte, auf welchen ich mein dürftiges Wiſſen zu bereichern vermochte, entwickelte ſich allmählig das innigſte Verhältniß zwiſchen uns, ſo daß ich mit ſtillem Entzücken des Tages gedachte, an welchem ich als ſeine Frau bei ihm einziehen würde. Dieſer Zeitpunkt wurde indeſſen immer wieder noch etwas weiter hinausgeſchoben, weil meine Pflegemutter geſtorben war, und ich den Vater auf ſeinem kleinen Grundbeſitz nicht allein laſſen wollte. Da erkrankte auch er und zwar in einer Weiſe, daß ſeine Tage nur noch kurz bemeſſen erſchienen. Er ſelbſt befand ſich am wenigſten in Zweifel über ſein bevorſtehendes Ende. In dieſem Bewußtſein trug er mir auf, meinen Verlobten zu uns beſcheiden zu laſſen. Lebewohl wollte er ihm ſagen, ihm meine Zukunft noch einmal dringend an's Herz legen.

Als er eintraf, hatte der Zuſtand des alten Mannes ſich ſehr verſchlimmert. Glücklicher- oder unglücklicher-

weiſe — ich weiß nicht, wie ich es nennen ſoll — beſaß er noch hinlänglich Kräfte, um in ſeiner ehrlichen Art zu uns zu ſprechen. Hand in Hand ſaßen wir neben ſeinem Lager, und heute noch meine ich in ſeine traurigen Augen zu blicken, ſeine ſtockende Stimme zu hören, indem er anhob: ‚Ob es beſſer für euch wäre, das mir auf der Seele laſtende Geheimniß mit fortzunehmen, mag Gott wiſſen. Ich meine aber, nicht ruhig vor meinen letzten Herrn und Richter hintreten zu können, wenn ich nicht zuvor mein Gewiſſen erleichterte.‘

Eine Weile ſäumte er, um ein wenig Kräfte zu ſammeln, dann fuhr er mit einer Haſt fort, als hätte er befürchtet, daß ihm der Athem zu früh verſagen würde: ‚Wenn je ein Kind von ſeinen Eltern zärtlich geliebt und gewiſſenhaft gepflegt wurde, ſo biſt Du es, obwohl Du nur ein uns anvertrautes Gut geweſen. Woher Du ſtammſt, ich weiß es nicht. Als kleines Kind wurdeſt Du uns von einem Fremden, demſelben Mann, welchen Du vor anderthalb Jahren hier kennen lernteſt, zuſammen mit einer Summe von zweitauſend Dollars zur Pflege übergeben. Daran knüpfte ſich die Bedingung, daß wir dem gänzlich verwaisten Kinde unſeren Namen geben ſollten. Nur den Vornamen Oliva durfteſt Du behalten, weil derſelbe ſich bereits in Deinem jungen Gedächtniß feſtgeſetzt hatte, und Du auf ihn hörteſt. Wir hatten unſere eigenen Kinder verloren — Du weißt es — da hießen wir das Anerbieten willkommen, und nie fanden wir Urſache, es zu bedauern. Wohl fürchteten wir lange Jahre, daß Du uns wieder entriſſen werden könnteſt, beruhigten uns aber gänzlich, nachdem jener Fremde ſich noch einmal nach Dir umgeſehen hatte. Wo Du Deine wirklichen Eltern oder Verwandten, wenn ſolche noch leben ſollten, zu ſuchen haſt, iſt auch uns ein Geheimniß geblieben. Ich kenne nur die Richtung, aus welcher der

Unbekannte hierher kam, und das habe ich unserem Geistlichen sammt meinem heilig beschworenen Bekenntniß anvertraut, auf daß er Dich nach meinem Tode über Alles genau unterrichte. Die zweitausend Dollars sind noch vorhanden und sicher angelegt, wie ihr aus den Papieren ersehen werdet, die ich dem frommen Geistlichen einhändigte. Die Summe ist sogar noch gewachsen. Denn wir hätten Dich weniger lieben, weniger Freude an Dir erleben müssen, um auch nur einen Cent Deines Eigenthums für Dich zu verwenden. Eine vornehme Erziehung — und ich mein', Du stammst aus einem vornehmen Hause — konnten wir Dir freilich nicht angedeihen lassen. Auch gedachten wir Eitelkeit und Hochmuth von Dir fern zu halten, weil es doch zweifelhaft, ob Deine Angehörigen, wenn Du sie wirklich je finden solltest, in Verhältnissen lebten, daß Deine Vornehmheit sie erfreute. Und nun, meine liebe Tochter — ich nenne Dich so, weil ich stets Dein treuer Vater gewesen — ist Dir ein Unrecht geschehen und sündigte man an Dir, so haben wir keinen Antheil daran. Wir nahmen Dich auf als ein Geschenk des Himmels, fanden in Dir Ersatz für die verlorenen eigenen lieben Kinder, segneten den Tag, an welchem Du davor bewahrt wurdest, in andere und vielleicht ungetreue Hände zu gerathen. Und so sei denn gesegnet, mein liebes Kind, bis in die Ewigkeit hinein, Du und Dein Auserkorener; und wenn ihr je Deiner heimgegangenen Pflegeeltern gedenkt, dann laßt es in derselben Liebe geschehen, welche Du, so lange wir uns an Dir erfreuten, uns entgegengetragen hast.'

So lauteten die letzten Worte des einfachen treuen Mannes, den ich heute noch mit dankbarem Herzen Vater nenne. Ich wiederholte sie ausführlich zu seinem Andenken. Ich wiederholte sie, um Sullivan vor seinem Ende noch einmal vor Augen zu führen, daß in der Liebe

jener einfachen Leute zu mir das Geschick zu sühnen suchte, was ein Verbrecher an mir und den Meinigen sündigte; aber auch, daß es mit dem Augenblick, in welchem er mich ihnen übergab, den Weg zu einer furchtbaren Vergeltung anbahnte. Auf ihn wird es freilich keinen großen Eindruck mehr ausüben; er ist überhaupt nur noch eine Sache," und zum ersten Mal gelangte auf ihrem Antlitz bitterer Hohn zum Ausdruck; „aber ihr Anderen, die ihr es hörtet, ihr werdet mich verstehen, gemeinschaftlich mit mir einen Segensspruch nach den fernen Gräbern der braven Leute hinüberſenden, denen ich so viel Gutes verdanke."

Der unheimliche Ausdruck war von ihren Zügen gewichen. Wehmüthig blickten ihre Augen. Tiefe Bewegung offenbarte sich in dem Zittern ihrer Stimme bei den letzten Worten. Wie um sich der milden Regungen zu erwehren, sah sie abermals auf den gefesselten Mörder nieder. Ein Bild tückischer Verstocktheit lag er noch immer mit geschlossenen Augen. Er schien den Anblick der furchtbaren Anklägerin nicht ertragen zu können. Wie es dagegen in seinem Inneren feindselig arbeitete, das verrieth sich zuweilen in der jäh wechselnden Farbe seines Gesichtes, in dem hörbaren Knirschen seiner Zähne. Die übrigen Zuhörer verhielten sich so still und andächtig, als hätten sie an heiligem Ort geweilt. Was die unter ihnen befindlichen rauhen Naturen als etwas Selbstverständliches betrachteten: die ruhige, leidenschaftslose Würde, mit welcher Oliva ihre Worte aneinander reihte, das erweckte Maurus' Erstaunen. Er beugte sich gewissermaßen vor dem Charakter, dessen sich gegenseitig widersprechende Regungen dennoch so seltsam ineinander griffen.

„Wie die Mittheilungen des ehrlichen alten Vaquero mich erschütterten, ist unbeschreiblich," hob Oliva nach kurzer Pause wieder an. „In meinem Kopfe schwirrte es. Die Gedanken rasten förmlich durcheinander, daß ich

keinen einzigen länger festzuhalten vermochte. Erst als mein Verlobter meine Hand ergriff und mit dem festen Druck mehr sagte, als es ihm in tausend Worten möglich gewesen wäre, erlangte ich meine Fassung einigermaßen zurück. Wie ein stilles Uebereinkommen waltete es zwischen uns, daß wir das Vernommene erst dann wieder zur Sprache bringen wollten, nachdem wir den guten alten Mann neben seine nicht minder treugesinnte Frau in die Erde gebettet hatten. Dann aber gingen wir gemeinschaftlich an's Werk, nach Denjenigen zu forschen, die naturgemäß zu mir gehörten.

Obwohl an der Hand der Mittheilungen des Geistlichen, kostete es uns doch unsägliche Mühe, bevor wir auf Spuren stießen, welche Sullivan bei seinen Besuchen in unserer Gegend hier und da auf Ranchos und in Kosthäusern zurückgelassen hatte. Dieselben führten endlich nach dem Thale des Rio Grande, und der Mann, der mir fortgesetzt in edler Selbstverleugnung zur Seite stand, war es, welcher die weite Reise für mich dorthin unternahm. Eifrig forschend gelangte er bald in Gegenden, wo die Geschichte der durch einen verworfenen Wüstling in's Verderben gestürzten Familie noch fortlebte. Einmal an Ort und Stelle, wurde es ihm leichter, die verschlungenen Fäden zu entwirren und nicht nur die einstigen Liegenschaften meiner Eltern auszukundschaften, sondern auch von den zeitigen Besitzern Näheres über deren letzte Lebenstage, wie über das fluchwürdige Treiben des dort berüchtigten Sullivan zu ermitteln. Das Weitere ergab sich beinahe von selbst. In dem Kirchenregister fand er neben anderen Aufklärungen die Condesa Oliva del Armigo als geboren und getauft verzeichnet, aber auch als verstorben im vierten Lebensjahre. Mehrere Monate verweilte der aufopfernde Freund in dortiger Gegend, und nichts verabsäumte er, was nur entfernt dazu beitragen

konnte, meine Persönlichkeit festzustellen und in Zusammenhang mit den Aufzeichnungen des Beichtvaters meiner Pflegeeltern zu bringen.

Als er endlich wieder zu mir zurückkehrte und die Erfolge seiner Mühen vor mir niederlegte, den traurigen Untergang meiner Familie schilderte, da war es, als ob ein unversöhnlicher Dämon des Hasses und der Rache vollständig Besitz von mir ergriffen habe. Nur noch das einzige Sinnen und Trachten erfüllte mich, den Verbrecher zur Rechenschaft zu ziehen, jedoch nicht etwa wegen des Raubes des mir gebührenden reichen Erbes — was fragte ich jetzt nach Reichthum? — sondern für den Mord meiner Eltern, für die hinterlistig gestohlene Kindheit, die ich am Mutterherzen hätte verbringen sollen. Der Gedanke, daß dieses Ungeheuer vielleicht ungestraft durch's Leben gehe, erbitterte mich in einer Weise, daß ich heilig gelobte, nicht eher wieder Ruhe und Frieden zu suchen, als bis die furchtbaren Unthaten gerächt sein würden. Mein Verlobter war tief erschüttert, jedoch nicht unempfänglich für die von mir vorgebrachten Gründe. Nach einem ernsten Gespräch mit ihm kamen wir überein, oder vielmehr ich forderte von ihm als ein Zeichen seiner Liebe, unsere Verheirathung so weit hinauszuschieben, bis ich das mir vorschwebende Ziel erreicht haben würde, oder die von mir verfolgten Spuren vor dem Grabe dieses Scheusals ihren Abschluß fänden. Ein Anderer hätte mich unter solchen Bedingungen aufgegeben; ich schlug ihm sogar aus aufrichtigem Herzen vor, mich zu vergessen; allein in seiner Treue war er unerschütterlich. Er unternahm es nicht einmal, eine Wandlung meines Sinnes herbeizuführen. Besser, als ich selbst, wußte er, daß ohne die Verwirklichung meiner finsteren Hoffnungen eine traurige Oede, die dauerndem Glück nie Raum gewähre, in meinem Gemüth zurückbleiben würde. Dagegen erbat er

ſich von mir als einen Beweis meiner bis über das Grab hinaus dauernden Anhänglichkeit, wohin auch immer ich geführt werde, auf allen meinen Wegen mir zur Seite ſtehen zu dürfen. So viel Edelmuth hätte ich freilich nicht erwartet — trotz des Ernſtes dieſer Stunde fühle ich mich verpflichtet, es anzuerkennen. Ich will nicht, daß Jemand im Unklaren darüber bleibe, in wie hohem Grade jener Freund in ſeiner Denkungsart mich überragte. War mein gewiß nennenswerthes Vermögen aber rettungslos verloren, ſo beſaß ich doch etwas, wonach kein Räuber ſeine Hand ausſtrecken konnte: ich war eine Condeſa del Armigo. Ich hatte von meinen Vorfahren deren Stolz geerbt, einen Stolz, der mich trieb, lieber allem irdiſchen Glück, allen Freuden und reinen Genüſſen zu entſagen, als zu dulden, daß der dem Namen meines Vaters angefügte Schandflecken ewig fortbeſtehe. Rückgängig konnte nichts mehr gemacht, Todte konnten nicht in's Leben zurückgerufen werden; aber den Miſſethäter zu ſtrafen, ihn für ſein grauenhaftes Thun zur Rechenſchaft zu ziehen, ſofern er noch auf Erden weilte, das lag in menſchlicher Gewalt, und durchdrungen von ſolchen Empfindungen ging ich auf das edelmüthige Anerbieten ein.

Um in Verfolg meiner Zwecke nicht blindlings leeren Schatten nachzujagen, bedurfte es zu dem mir vorſchwebenden Unternehmen der ernſteſten und bedachtſamſten Vorbereitungen. Es wäre überflüſſig, zu ſchildern, wie ich im Laufe des nächſten Jahres mein kärgliches Wiſſen bereicherte, ſchon allein um alle Zeitungen der Vereinigten Staaten mit vollem Verſtändniß ſelbſt leſen zu können. Es hatte ſich nämlich die Ueberzeugung in mir ausgebildet, daß ein Mann von Sullivan's Charakter nicht im Verborgenen leben könne, neue Verbrechen in der Oeffentlichkeit ſeine Wege kennzeichnen müßten. Wo nur immer in den Blättern über Betrug, Räuberei, ja Mord berichtet

wurde, da prüfte ich alle Angaben aufmerkſam, jedoch ohne jemals einen Anhaltspunkt für meinen Argwohn zu entdecken. In demſelben Maße aber, in welchem ich das Fruchtloſe meiner unſäglichen Mühen einſah, klammerte ich mich feſter an meinen Vorſatz an. Zugleich verbitterte mein Gemüth ſich mehr und mehr, und mit mir litt doppelt Derjenige, welchem ich mich mit vollem Herzen zugeſagt hatte und von dem mich dennoch ein ſchwarzes Verhängniß trennte.

Der Seceſſionskrieg war ausgebrochen und hatte bereits ein Jahr gewüthet. Es häuften ſich die Frevel, welche im unverſöhnlichen Haß der beiden Parteien begangen wurden. Dieſelben erreichten ihren Gipfel, als geſetzloſe Banden ſich bildeten und unter der Maske begeiſterten Patriotismus die von ihnen durchzogenen Gegenden verheerten. Auf die Führer dieſer Raubbanden, deren Treiben in den Zeitungen vielfach geſchildert wurde, richtete ich mein Augenmerk. So las ich auch den Namen Quinch, und ich weiß nicht, wie ich es deuten ſoll, daß ſich gerade auf deſſen Träger mein Argwohn hinlenkte. War es eine Ahnung, die mich durchzitterte, ein geheimnißvoller Fingerzeig des Geſchicks, oder lag es in dem Umſtande, daß er als einer der verwegenſten und grauſamſten Räuber beſchrieben wurde, genug, ich konnte mich von dem Verdacht nicht losſagen, daß nur ein Mann von dem Schlage Sullivan's ſich einen derartigen berüchtigten Namen erworben haben könne.

Nicodemo, und kein Anderer war es, mit dem ich die Gelübde ewiger Treue austauſchte," und zu dem unbeſchreiblich innigen Klang ihrer Stimme geſellte ſich, daß ſie einen tief traurigen Blick auf das düſter geſenkte Haupt des geliebten Freundes ſenkte, „ja, Nicodemo theilte meine Anſichten, und ſeiner unermüdlichen Sorge war es zu verdanken, daß ein Geſchäftsfreund von ihm in St. Louis

über jenen Quinch — ſogar ſein Aeußeres betreffend — in einer Weiſe berichtete, welche unſere Muthmaßung faſt bis zur Ueberzeugung bekräftigte. Auf alle Fälle befanden wir uns nunmehr in der Lage, eine beſtimmte Spur aufnehmen zu können und das Weitere von uns begünſtigenden Umſtänden abhängig zu machen.

Bis dahin hatte Nicodemo auf ſeiner Beſitzung gelebt, während ich nach wie vor in dem auf mich übergangenen kleinen Heimweſen meiner Pflegeeltern hauste. Unſerem Entſchluß folgte alsbald die Ausführung. Nicodemo ſetzte auf ſeinem Eigenthum einen zuverläſſigen Verwalter ein, wogegen ich meinen Rancho nebſt dem dazu gehörenden Viehſtande bis auf drei gute Pferde verkaufte. Mit dem Erlös warf ich die von Sullivan an meine Pflegeeltern gezahlte Summe zuſammen, dadurch gerieth ich in Verhältniſſe, wenigſtens vorläufig — das Recht dazu erbat ich von Nicodemo — die immerhin erheblichen Koſten unſeres Unternehmens beſtreiten zu können."

Hier ſäumte Oliva. Ihre Augen ſtreiften die wie bewußtlos daliegende Geſtalt des Gefangenen. Plötzlich durchbrach ein böſer Hohn den auf ihren Zügen ausgeprägten Ernſt, und einen ſchnellen Blick im Kreiſe herumſendend, fuhr ſie ſpöttiſch fort: „Für die Stunde und die Gelegenheit bin ich vielleicht zu ausführlich. Ich genüge damit dem eigenen Wunſch, Ihnen Allen ein klares Bild von meiner Vergangenheit zu verſchaffen und Ihnen ſpäter das Endurtheil zu erleichtern. Auch trage ich den muthmaßlichen Wünſchen Sullivan's Rechnung, der die alten Geſchichten, und zwar zum erſten und letzten Mal, vielleicht gern hört." Sie gewahrte, daß Nicodemo, ohne aufzuſehen, ſchmerzlich zuſammenfuhr; ſie erröthete leicht und ſprach beinahe tonlos weiter: „Nachdem unſere Ausrüſtung vollendet war, führte der Weg uns über die Prairien zunächſt nach St. Louis, um daſelbſt genauere

Erkundigungen über den verrufenen Bandenchef anzuſtellen. Zugleich benutzten wir die Gelegenheit, Verbindungen anzuknüpfen, von welchen wir Vortheile für unſer gefährliches Unternehmen glaubten erwarten zu dürfen. Dann verließen wir St. Louis eines Tages als einfache Vaqueros unter dem Vorgeben, bei Viehtransporten über die Ebenen Dienſte geleiſtet zu haben.

Nach vielem Erwägen hatten wir vereinbart, den unioniſtiſchen Streitkräften als Kundſchafter zu dienen. Wir erlangten dadurch den nicht zu unterſchätzenden Vortheil, als unverdächtige Männer uns den verſchiedenen Kommandos zeitweiſe beigeſellen zu dürfen. Daraus aber erwuchs die Gelegenheit, uns mit allen kriegeriſchen Verhältniſſen im Staate Miſſouri, als dem Schauplatz der Raubzüge dieſes Quinch, vertraut zu machen und immer neue Beziehungen mit eifrigen Geſinnungsgenoſſen anzuknüpfen. Das Einzige, wodurch unſere Aufgabe erſchwert wurde, beſtand darin, daß unſer Wirken und daher auch deſſen Ruf ſich auf zwei unbekannte Männer mexikaniſcher Abkunft beſchränkte. Dieſem Uebelſtande begegneten wir dadurch mit dem beſten Erfolg, daß wir uns als Kundſchafter eines Dritten, des Spions Kampbell, ausgaben, und ſtatt der mündlichen Nachrichten unſere Mittheilungen in ſchriftliche Notizen kleideten, welchen der Name Kampbell beigefügt war. Was man ſich unter dem unſichtbaren Spion vorſtellte, ob einen höheren Offizier, der wenigſtens auf dieſem Felde mit ſeiner Perſon und ſeinem Namen nicht in die Oeffentlichkeit zu treten wünſchte, oder gar einen unioniſtiſch geſinnten Soldaten in den Reihen der Seceſſioniſten, ich weiß es nicht. Sicher iſt nur, daß der Name Kampbell eine weite Verbreitung fand. Nannte man ihn auf der einen Seite mit einer gewiſſen Achtung, ſo galt er auf der anderen als der eines berüchtigten Verräthers, auf deſſen Kopf man einen hohen Preis ſetzte,

wovon mich persönlich zu überzeugen mir mehrfach Gelegenheit geboten wurde. Was ich aber auf diesem Felde leistete, und nicht ohne bestimmte Gründe stellte ich meine Person stets in den Vordergrund: es wäre mir unmöglich gewesen, hätte Nicodemo mit seinem Rath mir nicht unabläſſig zur Seite gestanden, seine Hand nicht schirmend über mir gehalten. Ihm allein verdanke ich also," und tief seufzte sie auf, „wenn der Mörder meiner Eltern, der Räuber meines Namens, sich jetzt in meiner Gewalt befindet. Diese Befriedigung wird aber noch erhöht werden, wenn ich die Kunde, daß des Himmels Rache den Verbrecher traf, dahin entsenden kann, wo das Andenken meiner armen Eltern zur Zeit noch fortleben muß."

Sie verstummte. Indem sie wieder düster auf den Gefangenen niedersah, erzeugte es den Eindruck, als ob nach der langen Schilderung, bei welcher sie mit aller Kraft gegen die sie fast überwältigenden Empfindungen ankämpfte, Erschöpfung sie ergriffen habe. Ihre Haltung erschlaffte. Tiefer neigte sie das Haupt. Man hätte glauben mögen, daß die auf ihr ruhenden gespannten Blicke sie stützten, vor dem Zusammenbrechen bewahrten.

Dreißigstes Kapitel.

Die anhaltende tiefe Stille mochte Quinch wie ein Gottesgericht anwehen, denn er schlug die Augen auf. Mit heimlichem Grauen suchte er Oliva's Antlitz. Diese richtete sich unter sichtbarer Anstrengung empor, und ihren Freunden sich zukehrend, fragte sie mit fester Stimme: „Befindet sich Jemand hier, der meine Worte bezweifelt? Jemand, der mir das Recht abspricht, das Todesurtheil über den Räuber und Mörder zu fällen?"

Alle schwiegen. Nur Quinch erhob sich, soweit es ihm möglich war. Sein eben noch fahles Gesicht glühte. In

jeder einzelnen Linie desselben wohnte gräßlicher Hohn, verschärft durch teuflisches Lachen.

„Jetzt ist die Reihe zu reden an mir," rief er aus, und wilder Triumph sprühte aus seinen entzündeten Augen, „und so bestreite ich zunächst die Wahrheit der gegen mich geschleuderten Anklagen. Ja, tausendmal bestreite ich sie. Mögen mir immerhin Sünden zur Last gelegt, mag das durch den Krieg bedingte Verfahren als strafwürdig gedeutet werden, so hat diese Person, die sich fälschlich Condesa del Armigo nennt, am wenigsten Veranlassung, über meinen Verkehr im Hause des Grafen Armigo Rechenschaft von mir zu fordern. Doch hört mich zu Ende, und ihr werdet euch überzeugen, daß mit der einen falschen Behauptung alle anderen Anklagen in nichts zusammensinken. Und so vernehmt: die Person hier vor uns, die es sich zur Aufgabe machte, in Gemeinschaft mit ihrem verrätherischen Genossen den Spion Kampbell darzustellen, um sich als solcher das Recht der Entscheidung über mein Leben und Sterben anzumaßen: ja, ich selber brachte sie im frühesten Kindesalter zu dem Vaquero zusammen mit einer Summe Geldes, um ihre Zukunft einigermaßen zu sichern. Sie hätte daher doppelte Ursache gehabt, mir dankbar zu sein. Denn nicht die Condesa del Armigo ist es, die so lange schamlos ihr Geschlecht verleugnete, sondern Lizzie Sullivan, meine eigene Tochter, die ich, nachdem ihre Mutter gestorben und meine Verheirathung mit der verwittweten Señora Armigo beschlossen war, aus leicht erklärlichen Gründen meiner Frau fern zu halten wünschte. Was sonst hätte mich bestimmen können, in späteren Jahren mich noch einmal von ihrem Wohlergehen zu überzeugen? Und nun, Lizzie, meine geliebte Tochter," fügte er förmlich kreischend hinzu, „die ihren eigenen Vater verrieth, ihn in diese verzweifelte Lage brachte, jetzt sprich das Todesurtheil über mich aus,

wenn Du noch den Muth dazu beſitzeſt; ſprich es aus, wenn Dir daran gelegen, den Namen einer Vatermörderin mit durch's Leben zu ſchleppen," und durch Mark und Bein drang allen Anweſenden das teufliſche Hohnlachen, mit welchem er ſeine Erklärung abſchloß.

Schrecken prägte ſich in allen Geſichtern aus. Oliva ſchien die letzte Kraft verloren zu haben. Todtenbleich ſah ſie, wie Hilfe erflehend, ſich im Kreiſe um. Gleich darauf ſtand Nicodemo neben ihr, ſie ſanft unterſtützend, bis ſie ſich auf ein Bündel zuſammengerollter Decken niedergelaſſen hatte; dann kehrte er ſich den Gefährten zu. Die Blicke ruhig im Kreiſe ſendend, war er nicht mehr ausſchließlich der dienſtwillige Begleiter und ängſtlich wachende Beſchützer der Geliebten, ſondern ein ſeines guten Rechtes bewußter Mann, der kalten Blutes bereit, ſogar mit dem Geſchick ſelber den Kampf auf Leben und Tod aufzunehmen.

„Dieſe im Höllenpfuhl des Laſters erſonnene Lüge kommt freilich unerwartet," erklärte er mit ernſter Würde, und mit jedem neuen Wort, welches er ſprach, ſchien ſeine Geſtalt zu wachſen; „durch dieſelbe in ihren heiligſten Gefühlen verletzt, kann es nicht befremden, wenn die Anklägerin vorübergehend deren Wirkung erlag. Wähnt dieſer Quinch oder Sullivan aber, durch den feigen Angriff auf Grund einzuleitender Nachforſchungen Zeit zu gewinnen, was für einen gewiegten Verbrecher, wie er, gleichbedeutend mit der Hoffnung auf Entkommen, ſo verrechnete er ſich. Er ſelbſt weiß, und Sie Alle wiſſen mit ihm, daß wenn ich zu ſeiner Zeit mich nach den Stätten ſeiner Unthaten begab, ich nichts außer Acht ließ, was dazu beitragen konnte, nicht allein unwiderlegliche Beweiſe für die Herkunft der mit mir innig verbundenen Freundin zu beſchaffen, ſondern auch Auskunft über Sullivan's Perſönlichkeit zu erlangen. Ja, dieſer Sullivan beſaß

eine Tochter. Wenn sie noch lebte, würde sie heute sechsundzwanzig Jahre zählen, wogegen Oliva eben erst ihr zweiundzwanzigstes vollendete. Wendet man aber ein, daß dieser Altersunterschied ein zu geringer, um sich im Aeußeren zweier Personen zu verrathen, so steht dem gegenüber, daß jene Lizzie Sullivan bald nach Oliva's Geburt starb. Hier," und seine Brieftasche hervorziehend und öffnend, überreichte er Maurus mehrere durch einen Umschlag zusammengehaltene Papiere, „prüfen Sie den Inhalt, und Sie werden in den gerichtlich beglaubigten Auszügen aus den betreffenden Kirchenregistern den unantastbaren Beweis für die Wahrheit meiner Aussagen finden."

Bei der plötzlich eingetretenen Todtenstille durchlas Maurus mehrere Scheine. Jeder enthielt nur wenige Zeilen in englischer und spanischer Sprache nebst beigefügtem Siegel. Mit gleichsam krampfhafter Spannung hingen die Blicke aller Anwesenden an seinen Lippen. Quinch hatte, so weit es möglich, ihm das Haupt zugeneigt. Seine Augen schienen aus ihren Höhlen hervorzuquellen vor der von Todesangst getragenen Erwartung, mit welcher er der nächsten Kundgebung entgegensah.

„Diese Schriftstücke geben nicht dem leisesten Zweifel Raum," sprach Maurus endlich, die Papiere Nicodemo wieder einhändigend, und mit unerbittlicher Strenge zu Quinch, dessen Haupt, wie von einem Schlage getroffen, nach hinten gesunken war, während sein Gesicht in wahnwitziger Wuth förmlich erstarrte: „Was haben Sie sonst noch zu sagen?"

Quinch sandte einen stumpfen Blick im Kreise umher. Plötzlich aber belebte sein Gesicht sich wieder feindselig. Trotz und Hohn sprühten aus seinen Augen. Todesverachtung offenbarte sich in seinem Lachen: „Weiter nichts, als daß ihr Alle miteinander verdammt sein mögt!" schrie er, daß

es weithin durch die Schlucht ſchallte; „gleichviel, wie ihr Alles auslegt: meine Tochter, und wäre es auch nur Stieftochter, bleibt ſie dennoch, unbeſchadet darum, wie bald der Teufel mich holt.“

„Aber von dem zweiten Gatten ihrer Mutter von Anbeginn geſchieden durch einen Abgrund des Verbrechens,“ verſetzte Nicodemo. Bevor er aber fortfuhr, hatte Oliva ſich erhoben und die Hand auf ſeinen Arm gelegt.

„Ich danke Dir, Du Getreuer, obwohl Du mir nichts Unbekanntes ſagteſt,“ ſprach ſie gedämpft, und ihr Antlitz verhärtete ſich in Unheil verkündender Weiſe, „doch jetzt überlaſſe ihn mir. Mir und den mir zunächſt Stehenden galten ſeine entſetzlichen Anſchläge; mir gehört er daher in erſter Reihe, das iſt der verſprochene Preis dafür, daß wir die verruchte Horde ihrer Vernichtung entgegenführten.“ Und lauter, wie die Worte aus tiefſter Bruſt ſchöpfend: „Mir gehört er! Die Rache iſt mein —“

Nicodemo ergriff ihre Hand. Feſt ſah er in die unheimlich erglühenden tiefen Augen; dann ſprach er mit einer Angſt, welche er vergeblich zu verheimlichen trachtete: „Oliva, bei den zwiſchen uns ſchwebenden Gelübden, wie in Erinnerung unſeres gemeinſamen Wirkens und der gemeinſam überwundenen Todesgefahren beſchwöre ich Dich: ſtehe ab von den weiteren Schritten. Stelle das Brechen des Stabes Anderen anheim, die nicht minder berechtigt, zu verurtheilen.“

Oliva ſah vor ſich nieder. In ihrem Inneren kämpfte es furchtbar. In tödtlicher Spannung überwachte Nicodemo ihr wie aus Marmor gemeißeltes Antlitz. Nicht der kleinſte Zug verrieth eine mildere Regung, indem ſie gleichſam unbewußt liſpelte: „Ich ſoll die letzten vier Jahre umſonſt gelebt haben? Und mein Eid —“

„Halt ein,“ gebot Nicodemo beinah ſtreng, „höre mich vor der letzten Entſcheidung. Vergegenwärtige Dir, welche

Liebe es erforderte, Dich auf allen Deinen Wegen zu begleiten. Ich erwarte keinen Lohn; aber bei meiner heiligen Liebe beſchwöre ich Dich hier im Kreiſe gereifter Männer: trübe Deine und meine Rückerinnerungen nicht durch —"

Ihm das Wort abſchneidend, hob Oliva die Hand. Wie ein Abglanz abendlich gerötheten Sonnenſcheins eilte es über ihre Züge, indem ſie nunmehr dem Blick Nicodemo's frei begegnete. Dann floß es, wie im Traume, allmählig aber zuverſichtlicher von ihren Lippen: „Berufſt Du Dich auf Deine Liebe, das Einzige, was mich noch beglückte, für alles Verlorene reich entſchädigte, dann, ja dann ergebe ich mich in Deinen Willen." Haſtig, wie die eigene Sinnesänderung befürchtend, trat ſie Quinch einen Schritt näher, und noch weicher erklang ihre Stimme, indem ſie fortfuhr: „Was Sie litten, ſeitdem man Sie feſſelte, was Sie litten, während ich Ihr Lebensbild, ſo weit es mir ſelber bekannt, vor Ihnen und ſo vielen Zeugen entrollte, war mehr, als tauſendfacher Tod. Mögen Andere über Ihre Zukunft entſcheiden. Meine Aufgabe betrachte ich als erfüllt. Ich habe nichts mehr mit Ihnen zu ſchaffen. Ob Sie leben oder ſterben: meinen Weg werden Sie nicht mehr kreuzen." Sie kehrte ſich ab. Quinch, der wie betäubt zu ihr aufſah, nicht weiter beachtend, ergriff ſie Nicodemo's Arm, und ſich ſchwer auf ihn ſtützend, ſchritt ſie mit ihm der Mündung der Schlucht zu.

Eine kurze Strecke waren ſie gegangen, als ſie mit ſeltſam bebendem tiefen Organ anhob: „Wie ſo oft, warſt Du auch heute mein guter Engel. Dafür mag des Himmels reichſter Segen Dich lohnen für und für. Durch Dich bin ich gerade in den verhängnißvollſten Minuten meines Lebens eine Andere geworden. Haß und Rachſucht ſind in mir ſchlafen gegangen. Ich kenne nur noch Deinen Willen. Dir will ich dienen in Treue und Unterwürfigkeit. Ich will Deiner würdig ſein und, ſoferne es noch in

meiner Kraft liegt, Deinen Lebensweg mit Blumen bestreuen, wie sie nur einer heiligen Liebe entsprießen können." Sie blieb stehen und schlang ihre Arme um den Nacken des tief ergriffenen Geliebten. Sie küßte ihn zärtlich, während heiße Thränen ihren Augen entstürzten. „Ja, Du Getreuer," entwand es sich ihrem übervollen Herzen, „ob Bilder des Todes und des Grauens uns umringen, ich küsse Dich zum Beweise, daß ich meinen Eid als gelöst betrachte. Hast Du aber auf Grund meines furchtbaren Ringens und Kämpfens mit den Dämonen eines immerhin gerechtfertigen Rachedurstes Deinen Sinn noch nicht geändert, und das Mannweib hat Deine Achtung noch nicht verloren, dann bestimme Tag und Stunde, und geschähe es in der ersten Stadt, welche wir berühren, wann ich Deine Frau werden soll."

„In der ersten Stadt, welche wir berühren," wiederholte Nicodemo gerührt, und nach gewohnter Weise neben einander, wie zwei gute Kameraden, setzten sie sich wieder in Bewegung. „Du hast Dich selbst besiegt um meiner Liebe willen," fügte er mit ernster Innigkeit hinzu, „und dadurch bist Du mir nur theurer geworden. Jetzt aber richte Deine Blicke allein in die Zukunft. Laß hinter Dir versinken, was geeignet, den Blick zu trüben. Ein neues Leben beginnt für uns Beide, und ich weiß, die Blumen, welche Du mir streust, werden auch Deinen Weg freundlich schmücken."

Ihre Aufmerksamkeit wurde durch Markolf gefesselt, der ihnen entgegenstürmte. Sie wollten ihn anreden, doch er schien sie nicht zu sehen, nicht zu hören.

„Daisy ist todt," flüsterte Oliva klagend, als hätte es ihr widerstrebt, das herbe Wort mit dem Namen der lieblichen jungen Halbindianerin zugleich auszusprechen. „Komm, komm; unsere nächste gemeinschaftliche Aufgabe soll sein, Todtenwache bei dem entschlafenen süßen Kinde zu halten." —

Digitized by Google

Nachdem Oliva und Nicodemo sich entfernt hatten, war es wie ein drückender Bann von den Gemüthern der Zurückbleibenden, gleichviel, welcher sittlichen Stufe jeder Einzelne angehörte, gewichen. Sie schienen sich mehr oder minder unbewußt in die Empfindungen Nicodemo's getheilt zu haben, welche diesen bewogen, Oliva in ihrem Thun zu wehren. Jetzt war ihre Aufmerksamkeit Quinch zugewendet, der mit stumpfem Erstaunen den Scheidenden nachspähte. Sein Ende war zwar besiegelt, allein Jedem widerstrebte es sichtbar, zur Weiterführung der Verhandlung das Wort zu ergreifen. Erst als Oliva seinem Gesichtskreise entschwunden war, ermannte sich der Bandenchef, Maurus' Vermittelung anzurufen.

„Ich setze voraus," begann er eigenthümlich zaghaft, „daß nunmehr nach Kriegsbrauch mit einem Gefangenen verfahren wird, der sich nichts Anderes zu Schulden kommen ließ, als was mit der von ihm eingenommenen militärischen Stellung vereinbar."

„Darüber werden Andere entscheiden," antwortete Maurus mit Eiseskälte. „Sie befinden sich jetzt in meiner Gewalt. An diesem Ort steht mir allein das Verfügungsrecht über Sie zu. Ich könnte Sie standrechtlich erschießen lassen; aber ich ziehe vor, mich streng an meine Dienstpflicht zu halten. Dieselbe gebietet mir, Sie an den Missouri zu schaffen und dort den betreffenden Behörden auszuliefern." Dann forderte er Schahoka auf, in's Thal hinüber zu eilen und einen Korporal und vier Mann herbeizurufen, um ihnen den Gefangenen zur Bewachung zu übergeben.

Er sprach noch, als Markolf hinter ihm auftauchte. Sich ihm zukehrend, erkannte er ihn kaum wieder, so bleich war er geworden. Seine Augen glühten wie im Irrwahn. Weder den Bruder schien er zu kennen, noch eine der anderen vertrauten Gestalten. So trat er vor

den in Entsetzen zusammenschauernden Bandenchef hin. Kurze Zeit betrachtete er ihn durchdringend, worauf er mit seltsam heiserer Stimme anhob: „Ein Engel der Unschuld ist durch Deine Mordhand gefallen — Blut um Blut!“ und den Revolver aus dem Gurt reißend, hätte er dem Gefangenen in der nächsten Sekunde den Kopf zerschmettert, wäre Maurus ihm nicht in den Arm gefallen, daß die Waffe sich in die Luft entlud.

„Markolf!“ rief er vorwurfsvoll aus, „Deine Aufgabe ist es nicht, hier zu richten. Mir gehört der Mann. Ich bin verantwortlich dafür, daß er nach dem Buchstaben des Gesetzes abgeurtheilt wird.“

„Wen anders soll ich verantwortlich für die Ermordung einer Heiligen machen, wenn nicht ihn?“ fragte Markolf keuchend, und sein sonst so freundliches offenes Antlitz verzerrte sich vor den in ihm tobenden gefährlichen Leidenschaften, „gib mir den Weg frei, wenn noch eine Probe brüderlicher Gesinnungen in Dir wohnt, noch ein Funke des Mitleids mit Derjenigen, die so lange bestimmt gewesen, mit meinem Namen auch den Deinigen zu tragen.“

„Fasse Dich, Markolf,“ versetzte Maurus besänftigend, noch immer dessen Arm haltend; „höre auf Deinen Bruder. Dein Schmerz macht Dich unzurechnungsfähig. Warte eine Viertelstunde, und ich weiß, Du wirst es mir danken, daß ich Dich gegen Dich selbst, gegen eine Deiner nicht würdige Handlung schützte. Du bist nicht dazu geschaffen, das Amt eines Henkers zu versehen.“

Funkelnden Blickes sah Markolf in die Augen des erzwungen ruhig schauenden Bruders. Wilde Verzweiflung und rasender Schmerz um die todte Geliebte hatten ihn offenbar der Besinnung beraubt. In jeder neuen Sekunde stand zu befürchten, daß er sich gewaltsam von dem festen Griff befreite, unbekümmert darum, wie weit er durch seine körperliche Ueberlegenheit den eigenen Bruder schädigte.

Und so verharrten Beide in derselben Stellung wie mit dem Erdboden verwachsen. Kein Laut kam über ihre Lippen. Lang und tief athmeten sie, der Eine in kochender Wuth, der Andere in wahrer Todesangst. Wie sie aber, verhielten alle Anwesenden sich schweigend. Keiner wagte, vermittelnd zwischen die Brüder zu treten, in der Besorgniß, durch das erste Wort Markolf's Leidenschaften zu reizen und vollständig zu entfesseln. Man hoffte, daß bei der herrschenden dumpfen Stille die zurückkehrende Vernunft dennoch einen friedlichen Ausgleich herbeiführen würde. Zwischen Allen aber flogen die Blicke des Bandenchefs unstet und mit einem Ausdruck hin und her, als ob nur noch ein vom Wahnsinn umnachteter Geist den Körper belebt habe.

Da ertönte Kit Andrieux' Stimme, der, im Hintergrunde stehend, die beiden Brüder so lange wunderlich neugierig überwacht hatte.

„Gin'ral!" rief er frei von jeder feindseligen Erregung aus, und sofort kehrte die Aufmerksamkeit Aller sich ihm zu, „Sie werden begreifen, daß Sie in Ihrem verdammten Leben genug Unfug anstifteten, zu viel, als daß zwei rechtschaffene Brüder um Ihretwillen sich miteinander verfeinden dürften. Also, Gin'ral, sehen Sie mir gerade in's Auge und bereiten Sie sich zur Reise nach der Hölle vor —"

„Kit Andrieux — halten Sie ein" — fiel Maurus ihm in's Wort; doch eher hätte er einen Blitz auf seinem Wege zur Erde aufgehalten, als den gewandten Fallensteller in seinen Bewegungen. Mit Gedankenschnelligkeit flog die Büchse an seine Schulter. Gleichzeitig krachte der Schuß, und mitten vor die Stirn getroffen sank der Kopf des Bandenchefs nach hinten. Bevor aber Jemand Zeit fand, seine Mißbilligung oder Befriedigung auszusprechen, fuhr Kit während des Ladens seines Gewehrs in der ihm eigenthümlichen gutmüthig leichtfertigen Weise fort:

„Mark, ich will Dir nur ſagen, Dein ehrenwerther Bruder Kapt'n hatte vollkommen Recht: das wäre keine Arbeit für den eiſernen Mark geweſen. Für mich paßte es ſich beſſer. Ich bin nämlich 'ne alte Hand, und ob ich auf den Hund ſchoß oder auf wildes Gethier — verdammt, Mark, das machts keinen Unterſchied. Da er doch einmal heran mußte, war's am vernünftigſten, ſchnell ein Ende mit ihm zu machen. Viel Freude hätte ihm das Leben ohnehin nicht mehr eingetragen, und chriſtlich war's daher obenein, ihn von ſeinen Schrecken zu erlöſen. Ich vermuthe, Kapt'n Durlach, Sie laſſen das gelten. Iſt es doch ſonſt nicht meine Art, an 'nem Mitmenſchen mich ernſtlich zu vergreifen, ſofern er mich in Ruhe läßt; aber bei dem da, dem feigen Mörder der lieblichen Wieſenblume der Council-Bluffs, mußte ich ſchon 'ne Ausnahme machen, wenn auch nur, um den Frieden zwiſchen zwei närriſchen Brüdern wieder herzuſtellen."

Um die Gemüther zu beruhigen, hätte kein geeigneteres Mittel erſonnen werden können, als die lange umſtändliche Erklärung des redſeligen Fallenſtellers. Und was er urſprünglich bezweckte, geſchah. Angeſichts des erſchoſſenen Bandenchefs gewann Markolf ſeine Faſſung zurück. „Verzeihe," war indeſſen das Einzige, was er hervorzubringen vermochte, indem er Maurus' Hand drückte, und ſich abkehrend, ſchritt er geſenkten Hauptes davon.

Er war nicht weit gegangen, als die Gruppe der rauhen Männer ſich belebte. So lange hatten Alle ſich anſcheinend theilnahmlos verhalten. Die eben beobachteten Vorgänge waren zu jäh und unerwartet auf einander gefolgt, als daß die einfachen Naturen zu Athem und über die ſie beherrſchende Regung geſpannter Neugierde hätten hinaus kommen können. Jetzt aber drängten die verwitterten Geſtalten ſich zu Kit Andrieux heran, ihn als den pfiffigſten Burſchen preiſend, der es je verſtanden habe,

unbequemen Zweifeln und Meinungsverschiedenheiten mit einem Schlage ein Ende zu machen.

„Im Grunde war es so am besten," erklärte auch Maurus, „nachträglich mag ich billigen, was vorher zu gestatten nicht in meiner Machtvollkommenheit lag. Sein Leben war verwirkt, und ihn mit uns fortzuschleppen wäre sicher keine sehr erträgliche Aufgabe gewesen."

„Sicher nicht, bei Gott," bestätigte Kit Andrieux treuherzig, „und ich bin froh, daß er mir aus den Augen kommt. Ging's mir doch fast wider den Strich, den Schurken wie 'nen fetten Hammel nach dem Schlachthaus zu geleiten, wie er's freilich tausendfach verdiente. Hatte sogar 'ne Art Mitleid mit ihm, wenn er mir Morgens die fünfzig Dollars auszahlte und ich bedachte, wie bald es vorbei mit ihm sei. War er aber nicht schlau genug, mich heraus zu erkennen und mittelst einer Fangleine mit 'nem handlichen Baumast zu verheirathen, so hat's doch nur an ihm selber gelegen. Und jetzt noch Eins, Kapt'n: Sie sehen da die beiden Koffer; darinnen steckt so viel gestohlenes Geld, daß von den Zinsen ein nicht allzu vornehmer Mann ein recht komfortables Leben führen könnte. Die paar hundert Dollars, die in meine Tasche glitten, zählen nicht mit, denn die wurden mir von dem Gin'ral als ehrlich verdient ausgezahlt." Er lachte verschmitzt und fügte hinzu: „Auch das Geld wäre unehrlich geblieben, hätte ich nicht an jedem Morgen meinen Taglohn zum Voraus in Empfang genommen. Die Zahlung für den heutigen Tag mag er mir dagegen schuldig bleiben. Sie werden aber wohl dafür sorgen, daß meine Kameraden, die herzhaften Otoes nicht ausgenommen, nicht leer ausgehen und 'nen kleinen Antheil an der Beute beziehen."

„Ueber die Beute an baarem Gelde, nachdem sie in meinen Besitz übergegangen, darf ich nicht entscheiden," antwortete Maurus, „allein ich glaube dafür bürgen zu

können, daß Alle befriedigt werden. Außerdem ſind da die Pferde der Bande, und gern räume ich Jedem das Recht ein, ſich an denſelben ſchadlos zu halten. Auch unter dem ſonſtigen Gepäck befindet ſich vielleicht Manches, was Sie und Ihre Kameraden gebrauchen können."

Mit dieſem Vorſchlag erklärten Alle ſich einverſtanden, und die Koffer mit dem Gelde zwiſchen ſich nehmend, ſtiegen die Männer nach der Ebene hinauf, um ſich auf dem nächſten Wege nach dem Lager zu begeben. Maurus folgte dagegen der Schlucht abwärts bis zu der Stelle, auf welcher Daiſy geſtorben war.

Ein Wehmuth erzeugendes Bild bot ſich dort ſeinen Blicken, ſo daß ſelbſt ihm, dem auf Schlachtfeldern gereiften Soldaten, Thränen in die Augen drangen. Lang ausgeſtreckt lag Daiſy unter ihrer Scharlachdecke, die beiden Arme auf derſelben raſtend. Der Tod hatte ihr blutleeres Antlitz gezeichnet, jedoch ohne das Liebliche zu verwiſchen, mit welchem das ſanfte freundliche Kind bei Lebzeiten alle Herzen bei der erſten Begegnung für ſich gewann. Aus dem Ausdruck der erſtarrenden Züge ging hervor, daß, nachdem das Todesgeſchoß ſie in Bewußtloſigkeit verſenkte, ſie ſchmerzlos hinübergeſchlummert war. Die langen ſchwarzen Wimpern verſchleierten den ſchmalen Zwiſchenraum, bis zu welchem die Lider ſich über die Augen hingeſenkt hatten. Leicht geöffnet ſtanden die verblaßten Lippen, als hätte ſie, im Begriff zu erwachen, dieſelben zu einem herzigen Gruß regen wollen. Neben ihr kniete Oliva. Die rauhe verſchliſſene Vaquerobekleidung vermochte nicht länger zu täuſchen, nicht zu verbergen die in tiefe Trauer verſunkene Frauennatur. Immer wieder ſtrich ſie, gleichſam liebkoſend, mit der ſchmalen Hand über die erkaltende Stirn hin, das lange Haar bald auf der einen, bald auf der anderen Seite ordnend und glättend, daß es über Schultern, Bruſt und Ober-

arme weit auf die Scharlachdecke hinausfloß. Eine Mutter hätte nicht ſchmerzlicher bewegt über ihr geſtorbenes Kind wachen, ihm nicht zärtlicher die letzten Liebesdienſte erweiſen können, als Oliva bei der noch immer holden Todten ihre ſo ſchnell gewachſene innige Zuneigung zum Ausdruck brachte. Ob dieſelbe Hand gewohnt geweſen, tödtliche Waffen zu führen, in der Vertheidigung des Lebens ſogar ſich auf ein feindliches Haupt zu richten: jetzt war es, als ob ſie ſich zur Einſegnung geregt hätte, zur Einſegnung für den Eingang in eine beſſere Heimath.

Ihr gegenüber hatte Markolf ſich niedergelaſſen. Das Haupt tief geneigt, ſtarrte er regungslos auf das ſtille Antlitz. Langſam rollte eine ſchwere Thräne nach der anderen über die wettergebräunten Wangen in den Bart hinab. Ob noch Andere bei der geliebten Todten wachten, Andere ſich näherten: er beachtete es ebenſo wenig, wie die zur Sicherheit in der Nachbarſchaft aufgeſtellten Schildwachen. Sein Leben war bisher ein zu glückliches und ſorgloſes geweſen, zu ſehr war er gewohnt, alles im Bereich ſeiner eigenthümlichen Wünſche Liegende mit verhältnißmäßig leichter Mühe zu erlangen, um dem vernichtenden Schlage in ſeiner erſten Wirkung mannhaft Widerſtand leiſten zu können. Zwei Schritte von ihm ſtand Nicodemo. Düſter ſah er auf die ergreifende Scene nieder. Wehmuth durchzitterte ihn, während er Oliva beobachtete und erkannte, daß deren urſprüngliche Gemüthsart immer mehr in ihre alten Rechte eintrat.

Als Maurus ſich näherte, ging er ihm entgegen. Einen kurzen Anblick der Todten gönnte er ihm, worauf er den Erſchütterten mit ſich fortzog.

„Stören Sie die Trauernden nicht, weder durch Troſtesworte, noch durch ermuthigende Vorſtellungen," ſprach er gedämpft; „Ihr Bruder bedarf der Zeit, um ſich mit dem Gedanken an den Umfang ſeines unerſetzlichen Ver-

luſtes vertraut zu machen, während Oliva im Weinen und Trauern ſich ſelbſt zurückgegeben wird. Wollen Sie etwas thun, ſo ſtellen Sie auf der Höhe einige Poſten aus, um uns gegen etwaige hinterliſtige Angriffe der verſprengten Banditen zu ſchützen. Möchten Sie aber der armen Todten noch eine beſondere Liebe erweiſen, ſo befehlen Sie Ihren Leuten, auf geeigneter Stätte ein Grab auszuwerfen und in Ermangelung eines Sarges mit kurzen Pfählen auszufüttern. Auch eine genügende Anzahl ſtärkerer und längerer Pfähle laſſen Sie in dem Gehölz herrichten, wie ſie erforderlich, um die Stätte mit einem Paliſſadenzaun zu umgeben. Bevor die Nacht hereinbricht, muß die junge Todte den Augen Ihres Bruders entrückt ſein. Bis dahin gönnen Sie ihm ungeſtörte Ruhe."

Bereitwillig verſprach Maurus Alles, und mit einem Händedruck ſchieden ſie von einander.

Nachdem Maurus in dem nahen Thal, wo die Hälfte ſeiner Leute zurückgeblieben war, mit dem Kommandeur der anderen Kompagnie alle ferneren Anordnungen vereinbart hatte, erſtieg er zur Heimkehr nach dem Lager die Höhe. Oben eingetroffen, ſah er um ſich. Wohin er die Blicke wenden mochte, überall trafen ſie auf ſchwarze Aſchenfelder, ein wahres Bild des Todes. Der Himmel war noch immer ſchwer bewölkt. Nach wie vor wehte eiſiger Wind aus Nordweſten. Leichten Aſchennebel emporwirbelnd, beengte er die Fernſicht. Nirgend zeigte ſich ein Punkt, auf welchem das Auge hätte länger raſten mögen. Etwas Menſchenfeindliches lag in der traurigen Verödung der verſengten Steppe. Nach den jüngſten Erfahrungen und den Anſtrengungen der verfloſſenen Nacht, wollte ſelbſt in den Reihen der kriegsgewohnten leichtfertigen Söldlinge die frühere ſorgloſe Stimmung nicht wieder zum Durchbruch kommen.

Digitized by Google

Als der Abend ſeine erſten Schatten vorauſſandte, da waren die gefallenen Bandenmitglieder in zwei Gräbern zur Ruhe gebracht. Quinch hatte man da eingeſcharrt, wo er ſein Ende fand. Ueber die erbeuteten Pferde und Gepäckſtücke war ſo verfügt worden, daß folgenden Morgens der Rückmarſch angetreten werden konnte.

Wie Nicodemo gerathen hatte, war Alles ausgeführt worden. Zwiſchen der Schlucht und dem weſtlichen Militärlager, jedoch auf der Ebene ſelbſt und in geringer Entfernung von dem in das Thal hinabführenden Abhange entfernt, erhoben ſich fünf oder ſechs alte Hickorybäume. Durch den Brand geſchwärzt und der Blätter beraubt, ragten ſie kahl und nackt in die düſtere Atmoſphäre empor. Ihre Lebenskraft war, wie unzählige Male zuvor, auch dieſes Mal nicht durch das Feuer berührt worden. Und ſo ſtand zu erwarten, daß der Frühling ſie auf's Neue ſchmückte, die Zweige ſich belaubten zur freundlichen Beſchattung einer geweihten Stätte. Und geweiht wurde ſie durch die Gruft, welche im Laufe des Tages tief in die Erde hinein gegraben und durch einen feſten Paliſſadenzaun zum Schutz gegen leichenſchänderiſche Beſtien eingefriedigt worden war. Nur die eine ſchmale Seite ſtand noch offen. Neben derſelben lagen die zum Verſchluß beſtimmten Pfähle.

Noch war das Grab offen. Unten auf einem von blätterreichem Geſträuch und Ranken hergeſtellten Lager ruhte Daiſy. Die Scharlachdecke verhüllte ihre ſchlanke Geſtalt bis zur Bruſt hinauf. Einen Strauß Herbſtblumen hielt ſie in den gefalteten Händen. Ein grüner Kranz, durchwebt mit ſolchen Blüthen, wie ſie an dem Bach und auf den vom Feuer verſchont gebliebenen Abhängen zu finden geweſen, ſchlang ſich um das liebliche Haupt. Es waren die letzten Liebeszeichen Oliva's. Markolf ließ es ſich nicht nehmen, der Entſchlafenen die

letzten Liebesdienſte ſelbſt zu erweiſen. In der Gruft ſtand er, die ihm zugereichten Pfähle auf dem feſten Unterbau von Wand zu Wand ſorgſam nebeneinander ſchichtend. Am Fußende beginnend, arbeitete er langſam weiter bis zum Kopfende hin. Bevor er die letzten Pfähle einfügte, kniete er auf der Bedachung nieder. Liebkoſend ſtrich er mit der Hand über das ſtille kalte Antlitz, welches Tags zuvor noch in holdeſter Jugendfriſche prangte und nunmehr auf ewig ſeinen Blicken entzogen werden ſollte. Niemand ſah, wie ſeine Augen heiße Thränen auf die erbleichten Wangen der Todten niederſandten. Wohl aber gewahrten die zu ihm Niederſchauenden, wie der ungewöhnlich kräftige Körper in verhaltenem Weh ſich leiſe wand, ſeine Hände beim Hineinpreſſen der letzten Pfähle zitterten. Dann aber gewann er ſeine Selbſtbeherrſchung zurück. Behutſam ordnete er die ihm zugereichten Zweige auf der Bedachung, daß zwiſchen den Pfählen hindurch keine Erde zu der ſtillen Schläferin hineinrieſeln konnte. Als er ſich endlich aufrichtete, waren ſeine Thränen verſiegt.

Nachdem er die Gruft verlaſſen hatte, entblößten alle Umſtehenden die Häupter zum ſtillen Gebet, und auf einen Wink Maurus' begannen die bereitſtehenden Infanteriſten ihre kurzen Schaufeln zu regen. Nicht unheimlich dröhnend, wie auf einen Bretterſarg, fiel die Erde auf die Zweige hinab, ſondern faſt geräuſchlos, als hätte es gegolten, eine ſanft Schlummernde nicht in ihren ſüßen Träumen zu ſtören.

Düſter überwachte Markolf, wie die Gruft ſich allmälig füllte, endlich ein Hügel ſich oberhalb derſelben wölbte und mit zähen Raſenblöcken überdeckt wurde. Gleichſam willenlos trat er zur Seite, als man dazu ſchritt, die Einfriedigung zu ſchließen. Die Aufforderung ſeines Bruders, ihn nach dem Lager zu begleiten, lehnte er mit

den Worten ab: „Du kannteſt ſie nicht, wie ich ſie kennen lernte. Ein Engel der Güte und Unſchuld war ſie im vollen Sinne des Wortes. Ihre Liebe trieb ſie in den Tod. Für mich zu ſterben, war ihr letzter Troſt. Mein Herz begrub ich mit ihr. Jetzt laß mich allein. Wer weiß, ob ich heute nicht zum letzten Mal hier ſtehe," und ſich mit beiden Armen auf die Einfriedigung lehnend, ſtarrte er auf den kleinen Hügel nieder.

Leiſe traten Maurus, Oliva, Nicodemo und Kit Andrieux von ihm fort. Schweigend folgten ſie den bereits unterwegs befindlichen Männern. Bis in's Lager hinein ſprachen ſie kein Wort zu einander. Nur einmal ermannte Kit ſich zu der aus tiefer Bruſt emporgeſendeten Bemerkung: „Dem Gin'ral hätte ich gegönnt, vor ſeiner Höllenfahrt 'nen einzigen Blick in das offene Grab zu werfen; da möchte ſein verrottetes Gewiſſen gezittert haben beim Gedanken an die Ewigkeit."

Als ſie im Lager eintrafen, war die Nacht bereits hereingebrochen. Markolf aber ſtand noch immer auf derſelben Stelle, Arme und Haupt auf die Einfriedigung gelehnt. Schwarz lagerte die ſtauberfüllte Atmoſphäre auf der verſengten Steppe. Nur da, wo in den Schutz gewährenden Schluchten die Mannſchaften der beiden Militärlager ihre Feuer ſchürten und mit neuen Holzvorräthen verſahen, hing ein matter röthlicher Schein in der Luft. Nichts regte ſich ringsum; nichts war hörbar, als das Heulen und Sauſen des Windes, der mit wechſelnder Gewalt über die Ebene fegte und ſtoßweiſe in die offenen Schluchten hineinſchnob. Weder die Kälte noch den heftigen Anprall des Sturmes fühlte Markolf, nicht den feinen Aſchenſtaub, welchen er athmend einſog. Er hatte in der That ſein Herz begraben; woher hätten ihm da noch Empfindungen für äußere Eindrücke kommen ſollen? Er ſtand und ſtand, bis endlich die zu ſeinen

Ohren dringenden Töne ſich in Worte verwandelten, in Worte, wie ſie in ſeinem eigenen Herzen geboren wurden.

„Daiſy! Daiſy! warum mußteſt Du von mir gehen!“ klang es wie eine tiefe Klage aus dem Seufzen des Windes; „Daiſy! Daiſy! was ſoll ich ohne Dich noch auf der Welt! Daiſy! Daiſy! ſchlafe ſanft in der traurigen Einöde! Daiſy! Daiſy! möchte ich mich an Deine Seite betten können!“

— — — — — — — — — — — —

Die Nacht ſchritt vor. Im Lager wartete man vergeblich auf Markolf's Rückkehr. Erſt als der Tag ſich lichtete, wurde man ſeiner anſichtig, wie er, gleich den Uebrigen, ſich zum Aufbruch rüſtete. Er ſprach mit Keinem. Niemand redete ihn an; aber Blicke der Wehmuth folgten ihm, wohin er ſich wenden mochte.

Die letzten Vorbereitungen zum Abmarſch waren beendigt. Das Signal ertönte, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung, um ſich weiter abwärts mit dem anderen Kommando zu vereinigen. Der Sturm hatte ſich im Laufe der Nacht ausgetobt. Als man in gleiche Höhe mit der weithin erkennbaren Grabſtätte getreten war, durchbrach die Sonne das gelockerte Gewölk ganz. In grellem Widerſpruch ſtanden die goldenen Strahlen mit der ſchwarzen Farbe der Ebene, aber auch mit den düſteren Betrachtungen, in welche die beiden Brüder ſich verſenkten. Denn auch Maurus trug ſich, neben der Trauer um Markolf's entſchwundene Herzensfreude, mit einem ihn ſchwer bedrückenden Bewußtſein. Der Colonel Rutherfield weilte nicht mehr unter den Lebenden. Die trüben Ahnungen Lydia's hatten ihre Beſtätigung gefunden. In der mörderiſchen Schlacht am Little Oſage tödtlich getroffen, war er in ſeinen Armen verſchieden. Seine letzten Worte waren ein Segen, welchen Maurus ſeiner Tochter perſönlich zutragen ſollte. Wann das geſchehen konnte,

er wußte es nicht. Ebenso wenig, ob die Trauerkunde sie bereits auf einem anderen Wege erreichte. Ihm selbst war kaum Zeit geblieben, den Missionar und dessen Gattin durch wenige Zeilen über diesen neuen Schlag, welcher Lydia betroffen hatte, zu unterrichten und ihnen das Weitere anheim zu geben. Aber sein Herz krampfte sich schmerzlich zusammen, indem er die Wirkung dieses neuen und schwersten Verlustes auf Diejenige sich vergegenwärtigte, deren Bild sein ganzes Sein erfüllte. —

Um mit dem Kommando wieder zu seinem Regimente zu stoßen, mußte Maurus die Richtung verfolgen, welche ihn nach Kansas City führte. Dieselbe entsprach zugleich den Wünschen der Männer, die nach den Council-Bluffs zurückzukehren wünschten. Nur Markolf und Kit Andrieux beabsichtigten, in genannter Stadt zu überwintern. Oliva und Nicodemo gedachten dagegen stromabwärts nach St. Louis zu reisen. Nachdem sie ihrem gefährlichen Beruf endgiltig entsagt hatten, stand ihr Sinn nach der fernen Heimath, wohin nach Eintritt des Frühlings ihr Weg sie zum letzten Mal über die endlosen Grassteppen führen sollte. Bis zum letzten Augenblick wünschten sie indessen, mit den beiden Brüdern zusammen zu bleiben. Dieselben bildeten gewissermaßen das Verbindungsglied zwischen ihnen und den in St. Louis gewonnenen Freunden, den Bewohnern des in grellem Bilderschmuck prangenden Hauses Martin Findegern's.

Einunddreißigstes Kapitel.

In der Nachbarschaft von Kansas City, wo die Entscheidungskämpfe der Bundesarmee mit den südstaatlichen Streitkräften begonnen hatten, gab es wenig Farmgehöfte, welche von der mittelbaren oder unmittelbaren Wirkung der wüthenden Zusammenstöße der erbitterten Gegner ver-

ſchont geblieben wären. Vielfach von Truppenkörpern als Deckung benutzt und, gleichviel von welcher Partei, mit Heldenmuth angegriffen und vertheidigt, waren ſie zerſchoſſen, von Granaten angezündet und niedergebrannt worden. Aber auch räuberiſche Hände hatten, nachdem die Bewohner flüchteten, ſich nach dem in der Haſt zurückgelaſſenen Eigenthum ausgeſtreckt. Herrenlos irrten Pferde und Rinder, ſo weit ſie nicht als Zugthiere oder Schlachtvieh für gute Beute betrachtet worden waren, in Hainen und auf zerſtampften Saatfeldern umher. Erſt auf die Kunde des von den Unioniſten am Little Oſage erfochtenen Sieges athmete man wieder auf. Einer nach dem Anderen kehrten die Anſiedler zu den verlaſſenen Heimſtätten zurück, um mit dem Reſt ihrer Habe ein neues betriebſames Leben zu beginnen. Es ſtählten ihren Muth und befeſtigten ihre freundlichen Hoffnungen die aus allen Richtungen einlaufenden Nachrichten, daß endlich die Tage der Konföderation gezählt ſeien und nach dem vierjährigen blutigen Ringen ein dauernder Friede zu erwarten ſei.

Etwas abſeits von der von Südoſten heraufkommenden Landſtraße und etwa eine Tagereiſe weit von Kanſas City entfernt, erhob ſich ein derartiges Gehöft, welches, obwohl äußerlich die Spuren der in ſeiner Nachbarſchaft ſtattgefundenen Kämpfe tragend, in der Anlage wie in der Umgebung von dem Fleiß und der Ordnungsliebe der Beſitzer Zeugniß ablegte. Dieſe, ein älteres Ehepaar nebſt zwei heranwachſenden Töchtern und ebenſo vielen Söhnen, waren bald, nachdem die Seceſſioniſten ihren Rückzug angetreten hatten, mit dem auf zwei Wagen geretteten Hausgeräth und den Betten dem für verloren gehaltenen häuslichen Herde wieder zugeeilt. Einen Theil der Schäden hatten ſie bereits ausgebeſſert, wenigſtens inſoweit, daß die Räume des umfangreicheren Holzhauſes einigermaßen als bewohnbar gelten konnten. Auch die

geretteten Pferde und Rinder, welche ſie auf der Flucht begleiteten, hatten die alten Stallungen von Neuem bezogen, um indeſſen, mit Rückſicht auf den Futtermangel, die Tage, ſo lange der bevorſtehende Winter es erlaubte, auf dürftiger Weide zu verbringen.

Beſeelte neue Zuverſicht die Farmerfamilie, ſobald ſie die vertrauten alten Holzwände wieder um ſich ſah, ſo offenbarte ſich in dem Weſen aller Mitglieder doch ein eigenthümlicher, beinahe feierlicher Ernſt, der ſich augenſcheinlich nicht allein auf die erlittenen Verluſte begründete. Vor Allem mußte auffallen, daß ſie im Hauſe ſich ſo geräuſchlos wie möglich einherbewegten, ihre Stimmen bis zum Flüſtertone mäßigten, ſogar auf dem Hofe und in den Stallungen und Schuppen ihre Arbeiten mit einer gewiſſen Vorſicht verrichteten. Den eigentlichen Grund dafür hätte Derjenige auf den erſten Blick entdeckt, welcher von dem das Haus in zwei Hälften theilenden ſchmalen Flurgang durch die rechtsſeitige Thür in das urſprüngliche Wohn- und Schlafzimmer der beiden alten Leute getreten wäre.

Dort lag auf dem breiten Bett ein Schwerverwundeter, eine Geſtalt, die nur noch durch ſchwache Fäden mit dem Leben vereinigt zu ſein ſchien. Selbſt ein vertrauter Freund des Kapitain Houſton würde ihn kaum wieder erkannt haben, ſo zerfallen war ſein Antlitz, ſo abgezehrt waren die Unterarme und Hände, die vor ihm auf der Decke ruhten. Mit den geſchloſſenen Augen und den kaum wahrnehmbaren Athemzügen hätte man ihn beim erſten Anblick für einen Verſtorbenen halten mögen.

Wie Mancher im dichteſten Schlachtengewühl gegen feindliche Geſchoſſe gefeit zu ſein ſcheint, ſo hätte man von ihm behaupten dürfen, daß er, von der einen Verwundung nothdürftig geheilt, nur den Duft fernen Pulverdampfes einzuathmen brauchte, um alsbald wieder hin-

geſtreckt zu werden. Eine Musketenkugel war ihm unterhalb der linken Schulter durch die Bruſt geſchlagen. Wirkte ſie nicht ſofort tödtlich, ſo fürchtete man doch in der erſten Zeit, daß das nur matt pulſirende Leben in jeder neuen Minute erlöſchen würde. Mit anderen Verwundeten war er vorläufig in dem verlaſſenen Hauſe untergebracht worden. Während aber ſeine Leidensgenoſſen einer nach dem anderen, je nachdem es deren Zuſtand erlaubte, weiter befördert wurden, mußte bei ihm von jedem Verſuch abgeſtanden werden. Und ſo blieb er mit einem Heilgehilfen und ſeinem Diener allein zurück, von Tag zu Tag ſeiner Auflöſung entgegenſehend. Zum Glück trafen bald darauf die Beſitzer des Gehöftes ein, die ihn nicht nur zweckmäßiger betteten, ſondern ſich auch mit ſeiner Begleitung in die Pflege theilten. Seitdem waren mehrere Wochen verſtrichen, und noch immer ſchwebte er zwiſchen Leben und Tod.

Zu Häupten neben ſeinem Lager und einem mit Verbandgegenſtänden und angemeſſenen Erfriſchungen bedeckten Tiſch ſaß Oliva, das bleiche Antlitz ſchwermüthig überwachend. In dem ländlich einfachen Frauenanzuge, mit welchem ihre bisherigen Kleider zu vertauſchen ihr beim erſten Betreten der Anſiedelung Gelegenheit wurde, bot ſie im vollen Sinne des Wortes das Bild einer barmherzigen Samariterin, die ſich der übernommenen ſchweren Aufgabe ſelbſtlos mit ganzer Seele weihte. Dort hatte ſie ſeit acht Tagen mit nur kurzen Unterbrechungen geſeſſen, ſtets mit derſelben Geduld, derſelben Aufmerkſamkeit und Hingebung den Todwunden pflegend und ſeine Lage erleichternd. Und volle acht Tage war es ja her, ſeitdem Maurus mit ſeinem Kommando in der Nachbarſchaft vorüberzog und der alte Farmer ſich auf den Weg begab, um den etwa bei ihm befindlichen Arzt um ſeinen Beiſtand zu bitten. Auf die Erklärung des Farmers,

daß die Tage des unter ſeinem Dache weilenden Offiziers wohl gezählt ſein möchten, fragte Maurus nach deſſen Namen. Kaum aber hörten Oliva und Nicodemo, die neben ihm hielten, den Namen Houſton, als ſie ſich durch einen Blick verſtändigten und ſofort erklärten, zurückbleiben und den Verwundeten in ihre Obhut nehmen zu wollen. Wenige Worte genügten, Maurus mit den Urſachen der lebhaften Theilnahme vertraut zu machen, und gleich darauf ritten ſie mit dem Arzt, den ſie von der anderen Kompagnie abholten, nach dem Gehöft hinüber.

Die Befürchtungen, welche der Farmer ausſprach, fand der Arzt zwar nicht im vollen Umfange beſtätigt, allein irgend welche zuverſichtliche Hoffnungen vermochte er nicht anzuregen. Nachdem er Houſton eingehend unterſucht und verbunden, ihn außerdem aber auf das ungeahnte Wiederſehen vorbereitet und Oliva mit den genaueſten Anweiſungen über die Art der Pflege verſehen hatte, folgte er ſeinem Kommando nach. Nicodemo und Oliva, die bereits ein Uebereinkommen rückſichtlich ihres Verbleibens mit dem Farmer getroffen hatten, begleiteten ihn bis auf den Hof hinaus, wo er zu Pferde ſtieg.

Eine Weile ſahen ſie ihm ſchweigend nach, worauf Oliva ſich Nicodemo mit den Worten zukehrte: „Das iſt mehr als Zufall. Ein verſöhntes Geſchick bietet mir immer neue Gelegenheit, mein Geſchlecht in würdigerer Weiſe zu vertreten. Biſt Du damit einverſtanden, ſo pflege ich ihn, bis er entweder hergeſtellt iſt, oder ein höherer Wille über ſein Leben entſchied.“

„Nicht nur einverſtanden,“ antwortete Nicodemo aus vollem Herzen, und innige Befriedigung leuchtete aus ſeinen Augen, „ſondern ich preiſe es auch als eine Fügung des Himmels, daß die Trauerbotſchaft uns erreichte.“

„So mag denn unſer gemeinſchaftliches Werk geſegnet ſein, wie um ſeiner ſelbſt willen, auch zur Freude Der-

jenigen, die ihn zur Zeit vielleicht ſchon als einen Todten beweint."

Noch zur ſelbigen Stunde nahm ſie ihren Sitz neben dem erſtaunten Kapitain ein, der ihr, tief ergriffen, ſeine Dankbarkeit nur in Blicken auszudrücken vermochte.

Folgenden Morgens fuhr Nicodemo in Begleitung des nunmehr überflüſſig gewordenen Heilgehilfen zur Stadt, um einige ſtromabwärts beſtimmte Briefe zu befördern. Der eine trug die Aufſchrift: „An den Tiſchlermeiſter und Sargfabrikanten Herrn Martin Findegern." Außerdem vermittelte Nicodemo den regelmäßigen Beſuch eines Arztes, ſich zugleich mit Allem ausrüſtend, was nur irgend geeignet, zur Erleichterung der Lage des Kapitains und zu ſeiner Heilung beizutragen.

Seitdem waren jene acht Tage verſtrichen, ohne daß eine merkliche Beſſerung in dem Befinden des Kapitains ſtattgefunden hätte. Eine ſolche beſchränkte ſich wenigſtens nur darauf, daß er überhaupt noch lebte, und der weitere Kräfteverluſt zum Stillſtand gelangte.

Es war am Nachmittage eines rauhen Novembertages, als Nicodemo von der Stadt zurück erwartet wurde, wohin er ſich begeben hatte, um mit den dort weilenden Brüdern die nächſte Zukunft zu berathen. Houſton lag im Schlaf. Auf ihm ruhten die ernſten Blicke Oliva's. Das in dem aus Feldſteinen aufgeführten Kamin lodernde Feuer verbreitete behagliche Wärme in dem düſteren Zimmer. Vor demſelben ſaß ein Mann in der abgetragenen Uniform eines Vereinigte-Staaten-Dragoners, der Diener des Kapitains. Grämlich in die Flammen ſtierend, ſchob er, je nach Bedarf, immer wieder einige Holzſcheite in die kniſternde Gluth. Neben der Theilnahme auf Oliva's Zügen prägte ſich eine gewiſſe ängſtliche Spannung aus. Sie erſehnte die Heimkehr Nicodemo's. Aber weiter noch reichten ihre Hoffnungen. Mit wachſender Ungeduld harrte

ſie der Antwort auf ihre brieflichen Mittheilungen, welche von Kanſas City aus entſendet worden waren. Immer wieder berechnete ſie die Zeit, welche ein Dampfer zur Fahrt nach St. Louis gebrauchte, und die Tage, die zur Reiſe ſtromaufwärts erforderlich. Nur ſtundenweiſe hatte ſie die Gelegenheit benutzt, um über ihre Erlebniſſe, ſeitdem ſie von einander geſchieden waren, zu dem Leidenden zu ſprechen, und als ein günſtiges Zeichen pries ſie ſeine allmälig wachſende Theilnahme für ihre vorſichtig begrenzten Schilderungen. Dabei befremdete ſie nur, daß er Margaretha's oder ſeines Verkehrs im Hauſe Martin Findegern's mit unzweideutiger Abſichtlichkeit nie erwähnte, und ſo vermied auch ſie ſorgfältig, verfrüht an die auf jene Tage entfallenden Erinnerungen zu rühren.

Aus ihrem träumeriſchen Sinnen wurde ſie durch Houſton ermuntert, indem ein tiefer Seufzer ſich ſeiner Bruſt entrang und er demnächſt die Augen aufſchlug. Matten Blickes ſah er zu ihr empor, zugleich reichte er ihr die abgemagerte Hand. Seine Lippen öffneten ſich zu neuen Dankesergüſſen, doch ebenſo ſchnell wehrte ſie ihm. Nachdem ſie ihn durch einen Trunk erquickt hatte, fuhr ſie liebreich tröſtend fort: „Es iſt Ihnen ſtreng geboten worden, alle und jede Erregung zu vermeiden, und zu ſolchen zählt es, wenn Sie ſich zu Kundgebungen verleiten laſſen, bei welchen ungerechtfertigt Ihre Gefühle zu ſehr in den Vordergrund treten."

„Wo ſollten, abgeſehen davon, daß ſeit den letzten beiden Tagen die Beſchwerden beim Sprechen erheblich abgenommen haben, jetzt noch Erregungen für mich liegen?" antwortete Houſton mit zwar matter, jedoch klarer Stimme. „Meinen Dank weiſen Sie zurück und ſonſt gibt es nichts, was meinen Pulsſchlag auch nur ein wenig zu beſchleunigen vermöchte. Kalt beurtheile ich Alles, was hinter mir liegt, kalt die Zukunft, kalt mein jetziges elendes

Daſein. Hätte die Kugel mich durch's Herz getroffen, wie viel beſſer wäre ich daran geweſen, als nunmehr vielleicht langſam hinzuſiechen oder, was noch ärger, mit der Ausſicht mich zu tragen, als elender Krüppel Jahr auf Jahr an mir vorüberziehen zu laſſen."

„Sie werden vollſtändig geheilt werden," verſetzte Oliva ſanft, „und noch lange, ſehr lange im Vollbeſitz Ihrer Kräfte in irgend einem Beruf Ihre Befriedigung finden. Die militäriſche Laufbahn mag Ihnen freilich verſchloſſen bleiben, zumal es keinem Zweifel unterliegt, daß der unſelige Krieg binnen wenigen Wochen oder Monaten ſeinen Abſchluß erhält. Faſſen Sie daher freudigen Muth. Beſchäftigen Sie ſich mit Bildern kommenden Glückes, wie ſolche kräftigend auf Ihr Gemüth einwirken. Geben Sie auf das Zagen, welches, wie der Arzt mir bei ſeinem letzten Beſuch betheuerte, durchaus unberechtigt."

Houſton lächelte ungläubig und feſter ſah er in Oliva's mild ſtrahlende dunkle Augen.

„Mit freundlichen Bildern?" ſprach er zweifelnd, „wie ſollte ich das beginnen? Nur ein einziges kenne ich noch: indem ich Sie betrachte, unausgeſetzt immer neue Beweiſe Ihrer Herzensgüte über mich ergehen laſſen muß, frage ich mich, ob Sie wirklich derſelbe verwegene junge Mann, der mit Tod und Verderben gleichſam ſpielte —"

„Nein, nein, ich bin es nicht mehr," fiel Oliva etwas lebhafter ein, als wäre die Mahnung an das bewegte Kundſchafterleben ihr peinlich geweſen; „mit dem Lederrock ſtreifte ich Alles ab, was im Widerſpruch mit meinem Geſchlecht ſtand. Ich ſtreifte es ab, um höchſtens in meinen Träumen noch einmal in jene Lage zurückverſetzt zu werden, die mir heute als die einer anderen, mir fern ſtehenden Perſon erſcheint. Zur Zeit kenne ich nur noch das Beſtreben — Sie ſehen, ich bin offen — mir das anzueignen und zu fördern, was den Seelenfrieden einer

gewiſſenhaften, auch auf das Glück Anderer bedachten Frau begründet und befeſtigt.“ Sie ſann ein Weilchen nach. Zweifel webten in ihren Blicken. Dieſelben indeſſen ſchnell beſiegend, fuhr ſie fort: „Ich erinnere mich gern und lebhaft der Tage, welche ich im Hauſe des treuherzigen alten Findegern verlebte; beſonders der Stunden, die ich im Verkehr mit Margaretha verbrachte. Lag es in denſelben doch ſo nahe, einen Vergleich zwiſchen dem heiteren unſchuldigen Kinde und meiner Perſon aufzuſtellen. Wie blutete mir damals das Herz, und was hätte ich nicht darum gegeben, wäre es mir ebenfalls beſchieden geweſen, niemals die Kluft zu eröffnen, durch welche ich mich von dem holden, treugeſinnten Mädchen getrennt fühlte. Freilich“ — und eine Wolke der Trauer eilte über ihr ſchönes Antlitz, welches durch die veränderte Haartracht erhöhte Reize erhielt — „das Geſchick iſt ſtärker, als der redlichſte menſchliche Wille. Das Wiederſehen einer Schweſter könnte mir indeſſen keine größere Freude bereiten, als ihr noch einmal in die lachenden ehrlichen Augen zu ſchauen. Ich gedenke ihrer beiden Brüder. Welche Wonne wäre es für mich, eine Begegnung der drei Geſchwiſter zu vermitteln; allein das wird wohl auf unüberwindliche Schwierigkeiten ſtoßen. Der Aeltere iſt durch ſeine Dienſtpflicht zu ſtreng gebunden; der Andere befindet ſich noch zu ſehr unter dem Eindruck des auf ihn hereingebrochenen ſchweren Verhängniſſes, um ſich zu einer Reiſe nach St. Louis zu entſchließen, obwohl der Einfluß der Schweſter ſicher ein ſegensreicher für ihn wäre. Und Margaretha endlich“ — hier verſchärfte ſich die beinah ängſtliche Spannung, mit welcher Oliva auf das bleiche Antlitz des Kapitains niederſah — „ihr anzurathen, den Miſſouri ſo weit heraufzukommen, ſelbſt in Begleitung ihres ehrenwerthen alten Onkels, dürfte ebenfalls ſeine Bedenken haben.“

Wie in Halbschlaf versunken, die Lider beinahe geschlossen, lauschte Houston den mit Bedacht in die Länge gezogenen Mittheilungen. Erst als Oliva schwieg, sah er wieder freier empor, und zögernd, wie mit Widerstreben, versetzte er: „Wie es mir abermals ergangen ist, ahnt wohl Keiner. Wen sollte das auch viel kümmern? Es ist am besten, ich sterbe und verderbe —“

„Nicht weiter in diesem Sinne,“ unterbrach Oliva ihn mit sanftem Vorwurf, „nein, nicht weiter, oder ich sehe mich gezwungen, hinfort in der Wahl unserer Gespräche vorsichtiger zu sein und der ernsteren mich ganz zu enthalten. Vielleicht überschritt ich schon die mir vom Arzt gesteckte Grenze, indem ich den Versuch wagte, Sie allmälig mehr und mehr an einen Gedankenaustausch zu gewöhnen. Und Sie müssen durchaus nicht nur körperliche, sondern auch geistige Kräfte sammeln, um etwaigen freundlichen Ereignissen ohne Gefahr für Ihren Zustand begegnen zu können.“

„Freundliche Ereignisse?“ fragte Houston spöttisch und schloß die Augen wieder.

„Wäre es denn unmöglich, daß die Brüder sich brieflich mit Onkel und Schwester in Verbindung setzten und diese die augenblickliche Sicherheit auf dem Missouri zu einem Ausfluge bis nach Kansas City hinauf benutzten? Und was erschien denn natürlicher, als daß Beide, wenn sie von unserer Anwesenheit hier Kunde erhielten, uns einen Besuch abstatteten?“

„Ob möglich oder nicht,“ versetzte Houston kurz, und zu ihrem Schrecken gewahrte Oliva, daß seine Wangen sich zum ersten Mal wieder leicht rötheten, „mir könnte es in meiner augenblicklichen Lage nur unerwünscht — o, mehr als das — es könnte mir nur peinlich sein. Aber Sie ahnen nicht, vermögen nicht zu ahnen, daß mein Abschied von dem gastlichen Hause nicht den Cha-

rakter trug, welchen ich ihm — was ſoll ich es jetzt noch verheimlichen — ſo innig wünſchte und, durch eine Andeutung von Ihnen ermuthigt, ihn glaubte erhoffen zu dürfen." Mit letzterem Wort kehrte er ſich ab, und wie von Erſchöpfung übermannt, ſchloß er die Augen.

Leicht begriff Oliva, daß er das Geſpräch nicht weiter zu führen wünſchte. Wie ſie es erklären ſollte, ahnte ſie nicht. Und doch war ihr nicht entgangen, daß bei Erwähnung Margaretha's ein gleichſam belebender Hauch ſeinen hinfälligen Körper durchlief, um indeſſen alsbald wieder in größerer Mattigkeit aufzugehen, und ſo fuhr ſie in freundlich ermahnendem Tone vorſichtig fort: „Was ich ſagte, beſchränkte ſich auf haltloſe Phantaſien, die allerdings von aufrichtigen Herzenswünſchen getragen wurden. Es ſollte gewiſſermaßen ein Erproben Ihrer zurückkehrenden Lebenskraft ſein. Doch wir wollen es jetzt genug ſein laſſen. Müßte ich doch die bitterſten Vorwürfe gegen mich ſelbſt erheben, hätten Sie unter den Folgen meiner Unbedachtſamkeit zu leiden."

„Fürchten Sie das nicht, theuerſte Freundin," erwiederte Houſton, und ſeine Hand in die Oliva's legend, ſuchte er mit einem Ausdruck tief empfundener Dankbarkeit ihre Augen, „denn, ich wiederhole es, ſeit einigen Tagen fühle ich mich erheblich kräftiger. So quält mich auch der Gedanke nicht mehr, wohl gar den ganzen Winter hier verbringen zu müſſen —"

„So verbringen Sie ihn nicht allein," nahm Oliva einfallend das Wort; „Nicodemo und ich bleiben Ihnen zur Seite, bis Sie weit genug hergeſtellt ſind, um gemeinſchaftlich mit uns nach St. Louis reiſen zu können, und ſollte es, was ich nicht glaube, Monate dauern. Trennen wir uns aber auf zwei oder drei Tage von Ihnen zu einem kurzen Beſuch der Stadt" — und von Houſton unbemerkt, ſchlich, indem ſie des Zweckes gedachte, welchen

ſie und Nicodemo mit dieſer Reiſe verbanden, milde Gluth über ihre ſammetweichen gebräunten Wangen — „nein, nein, erheben Sie keine Einwendungen gegen unſere Abſicht, längere Zeit an dieſem, wenn auch etwas beengten Ort zu bleiben. Seien Sie vielmehr überzeugt, daß nach den Jahren eines mehr als abenteuerlichen Lebens, nach der ununterbrochenen krankhaften Spannung, in welcher ich fortgeſetzt ſchwebte, und nach Allem, was ich ſah und erlebte, es namentlich für mich eine Wohlthat iſt, mit vollem Herzen mich den Pflichten hingeben zu können, für welche das ſchwächere Geſchlecht urſprünglich beſtimmt wurde."

Ob Houſton ihre letzten Worte noch hörte, vermochte ſie nicht zu unterſcheiden. Als ſie aber endigte, athmete er ruhig und tief. Sinnend beobachtete ſie, wie die wunde Bruſt ſich hob und ſenkte. Sinnend das bleiche Antlitz mit dem zu beiden Seiten des Mundes ſich in den Bart verlaufenden tiefen Leidenszug. Sollte er noch einmal zu friſchem, fröhlichem Leben ſich emporraffen, oder war es ihm beſchieden, dennoch in der Blüthe der Jahre dem Tode anheimzufallen? Was ſeine Heilung verzögerte, was unabläſſig an ſeinem Gemüth nagte: vergeblich ſuchte ſie, es zu ergründen. Sie ſelbſt hatte einſt verheißende, von ihm unvergeſſene Worte zu ihm geſprochen, Worte, zu welchen ſie glaubte ſich berechtigt halten zu dürfen, Worte, die unzweideutig einen tiefen Nachhall in ſeiner Bruſt fanden, ſeinen Blicken einen Ausdruck überſchwenglichen Entzückens verliehen. Jetzt dagegen genügte eine nur entfernte Anſpielung ähnlicher Art, ihn peinlich zu erregen, die letzte Hoffnung auf irdiſches Glück gewiſſermaßen in ihm zu erſticken. Wie ein unlösbares Räthſel baute es ſich vor ihr auf. Wehmuth beſchlich ſie bei dem Gedanken, daß dieſelben Urſachen, welche eine ſo ſcharf ausgeprägte Wandlung in Houſton's Empfinden

bewirkten, ſich bei Margaretha vielleicht wiederholten und ſie daher die ſtillen freundlichen Hoffnungen, welche ſie hegte, zu Grabe tragen müſſe.

So ſann und grübelte ſie, während ihre Blicke traurig an dem Antlitz des Leidenden hingen. Konnte unter ſolchen Bedingungen ihr Mühen und Sorgen um ihn von Erfolg gekrönt werden? Sie zagte. Im rückſichtsloſen Einherſtürmen auf gefahrvoller Bahn, wo ein finſteres Ziel ihr unentwegt vorſchwebte, Tod und Verderben ſie unabläſſig umringten, hatte das Glück ſie ſtets begleitet; ſollte es jetzt bei einem menſchenfreundlichen Werk ihr untreu werden? Sich auf ihrem Stuhl zurücklehnend, neigte ſie das Haupt. Einſchläfernd wirkten bei der herrſchenden Stille die von dem Kamin ausſtrömende Wärme und das geheimnißvolle Kniſtern und Knacken des brennenden Holzes auf ſie ein, beruhigend die regelmäßigen Athemzüge des Leidenden. Der durch Nachtwachen und aufreibende Sorgen erſchöpfte Körper verlangte ſein Recht. Bewußtloſigkeit umfing ihre Sinne. Ihre Augen ſchloſſen ſich zum traumloſen Schlummer. —

Zu derſelben Zeit näherte ſich aus der Richtung der eine Strecke ſtromabwärts von Kanſas City gelegenen Stadt Independence ein von zwei Pferden gezogener einfacher Kaſtenwagen der Farm. Auf dem vorderen Bockbrett ſaß der Kutſcher, ebenfalls ein alter Farmer. Auf dem hinter ihm befindlichen hatten zwei Reiſende ihren Platz gefunden. Außer den Decken, welche zum Schutz gegen die empfindliche Kälte über ihre Kniee ausgebreitet worden waren, hatte der größere noch eine zweite Decke um die Schultern geſchlungen und bis über die Ohren hinaufgezogen. Man ſah daher nicht viel mehr von ihm, als einen ſchwarzen Cylinderhut, unter welchem hervor eine blau gefrorene lange ſpitze Naſe und ein nicht minder ſpitzes, aus nicht allzuviel Borſten beſtehendes Kinnbärt-

chen ſich ſchüchtern in's Freie hinausſchoben. Von der neben ihm ſitzenden Geſtalt ließen dagegen ein koſtbarer Pelz und ein ähnliches Barett im vollen Umfange ein jugendfriſches Mädchenantlitz frei, deſſen Wangen von dem ſcharfen Winde tief geröthet waren. Beide ſchauten ernſt und nachdenklich darein. Je näher ſie der Farm rückten, um ſo ſchweigſamer waren ſie geworden, in um ſo höherem Grade prägten Zweifel und beſorgnißvolle Spannung ſich in ihren Zügen aus.

Sie mochten vielleicht noch eine Viertelſtunde zu fahren haben, als es unter dem hohen Hut hervor zu dem Kutſcher hinüberſchallte: „Es waltet alſo kein Irrthum, Mann? Das da drüben iſt ſicher und gewiß das Gehöft eines gewiſſen Collins?"

„Collins iſt der Name des Beſitzers," antwortete der Kutſcher zuverſichtlich über die Schulter; „ich ſollte doch wohl meinen alten Nachbarn und ſeine Farm kennen? Und Nachbarn waren wir lange genug und werden's auch wieder werden, ſo Gott will. Ich bin nur weniger glücklich geweſen als er. Er konnte wieder in ſein Haus einziehen, wogegen mein Gehöft — da hinter dem Buſch lag's — von den Rebellen niedergebrannt wurde, ſo daß ich erſt im Frühling mit dem Neubau beginnen kann."

„Bless you, Mann, da war's ein rechtes Glück, was uns in Independence mit Ihnen zuſammenführte," verſetzte Martin Findegern, „der Henker mag bei ſolcher Hundekälte lange in's Gelag hineinfahren, da iſt ein ſicherer Führer doppelt ſo viel werth."

„Glück und auch wieder nicht," meinte der Kutſcher, „denn ein Glück iſt's bei Gott nicht, den Winter in der Stadt ſammt Weib und Kind verbringen zu müſſen und ziemlich kläglich obenein. Die Hölle über die Rebellion, die mich um die Hälfte meiner Habe brachte."

„Recht ſo, Mann," beſtätigte Martin, und aus der

Bewegung des Hutes ließ ſich entnehmen, daß er die Brauen ungewöhnlich hoch nach der Stirn hinaufſchraubte, „traf's indeſſen nur die Habe, ſo iſt die mit rechtſchaffener Arbeit allmälig wieder heranzuſchaffen. Anders dagegen, wenn Jemand am Leben geſchädigt wurde. Das läßt ſich nicht ausflicken, wie 'ne alte Bettſtelle, die baufällig geworden. Ich kenne das nämlich."

„Damit haben ich und die Meinigen uns ebenfalls getröſtet, und ein ſchlechter Hausvater, der nach dem erſten Mißerfolg nicht ſchnell wieder einen neuen Anlauf nimmt."

„Hörten Sie neuerdings von Ihrem Nachbar Collins?"

„Vorgeſtern war ich erſt dort. Ich fuhr einen Doktor hinaus. Der hatte von Kanſas her den Auftrag erhalten, mit 'nem anderen Doktor bei Collins zuſammenzutreffen. Ich kalkulire, ſie wollten über den Verwundeten berathſchlagen. Mir ſelber paßte es recht, weil's da ein paar Dollars zu verdienen gab."

„Er lebt alſo vor allen Dingen noch," wendete Martin ſich an Margaretha, die unverkennbar ängſtlich dem Geſpräch gelauſcht hatte, „und ſo lange Einer lebt, ſo lange iſt auch Hoffnung. Außerdem hat's der Kapitain bewieſen, daß ſeine Knochen ſich zum Heilen eignen. Sind doch neun Tage verſtrichen, ſeitdem Nicodemo und Cliva ſchrieben, daß es ſchlecht mit ihm ſtände, und in neun Tagen kurirt ſich ſchon Manches aus. Bless you! Er wird wohl wieder eine Weile zum Kriegsdienſt untauglich ſein, und da kommt's ihm zu ſtatten, daß er mit der Tiſchlerei weit genug gediehen iſt, um ſich dadurch fortzubringen."

Margaretha antwortete nicht gleich. Ihre Blicke hafteten auf dem deutlicher hervortretenden Gehöft, welches mit der dem Schornſtein entwirbelnden, vom Winde grimmig mißhandelten Rauchſäule einen gewiſſen anheimelnden Eindruck erzeugte. Martin Findegern beob-

achtete ſie unterdeſſen mit dem nach rechts herumgeſchraubten blinzelnden Prüfungsauge, als hätte er die Gabe beſeſſen, in ihrem Inneren zu leſen. Plötzlich brach ſie das eingetretene Schweigen mit den Worten: „Es wäre doch wohl rathſamer geweſen, erſt in Kanſas City den Dampfer zu verlaſſen und zuvor Maurus und Markolf zu begrüßen. Wie lange iſt es her, ſeitdem ich ſie nicht ſah.“

Abermals betrachtete Martin ſeine Nichte verſtohlen, bevor er bedächtig erklärte: „Erſtens ſind die beiden Jungens geſund, wie Oliva ausdrücklich ſchrieb, und da macht's keinen Unterſchied, ob Du ſie einige Tage früher oder ſpäter wieder ſiehſt. Zweitens ſoll es mit dem Kapitain gar nicht gut ſtehen, ſo daß wir nach zwei Tagen vielleicht zu ſpät kommen möchten“ — er erſchrak, als er gewahrte, daß Margaretha ſich entfärbte, und fügte erſt nach einer kurzen Pauſe hinzu: „Und drittens, und drittens — bless you, erinnere ich Dich daran, daß Du es warſt, die darauf drang, daß er, der ſo allein in der Welt daſtände — nämlich Deine eigenen Worte — wohl verdiente, daß man ſich nach ihm umthue, um ihn nicht elendiglich verkommen zu laſſen.“

„Aber Doktor Krehle gab den Ausſchlag.“

„Ja, das that er, indem er ſich auf Deine Seite ſtellte, da mußte ich ſchon nachgeben, und gern geſchah es obenein. Doch dies Alles fällt nicht in's Gewicht. Finden wir den Kapitain einigermaßen auf den Füßen, ſo nehmen wir ihn mit nach St. Louis. Da mag er meinetwegen bei uns wohnen, und Fegefeuer ihn bedienen, bis er weit genug, um wieder in der Werkſtatt eintreten zu können. Denn ſchade wär's um ſein Talent, bliebe er nicht bei dem Metier. Bis zu unſerer Heimreiſe hätteſt Du Zeit genug, Dich mit Deinen Brüdern auszuſprechen und ſie zu einem beſſeren Glauben zu bekehren. Denn was haben

ſie von den beiden letzten Jahren gehabt? Doch kaum das liebe Leben, und ich in meinen beſcheidenen Verhältniſſen kann ſie unmöglich unterſtützen, ſollte es ihnen gefallen, das jetzige Lungerleben weiter zu führen."

„Sie erwarten ja gar keine Unterſtützung von Ihnen," wendete Margaretha ein, ahnungslos, daß Martin nur von dem Wunſch beſeelt war, ſie zu zerſtreuen und durch ſeine Bemerkungen auf andere Gedanken zu bringen.

„Nein, das geſchah nicht, weil ſie zu viele Raupen im Kopfe haben und lieber den Gurt enger ſchnallen, um dem Hunger zu begegnen, anſtatt ſich für ein ehrenwerthes Handwerk zu entſcheiden und dabei ihren leiblichen Mutterbruder zu Rathe zu ziehen."

„Sie beurtheilen die armen Jungens zu hart. Und ſchließlich wäre ein wenig Stolz auf die Fähigkeit, ſich ohne fremde Hilfe durch's Leben zu ſchlagen, immer noch kein Fehler."

„Nein, Grethe, ein Fehler gerade nicht; aber wie der Wind kalt weht," ging Martin, um nicht zu widerſprechen, zu anderen Dingen über, „freilich. im November iſt nichts Beſſeres zu erwarten. Hoffentlich frierſt Du nicht."

„In dieſem prachtvollen Pelz? Peinlich iſt mir nur, daß Doktor Krehle ſo viel Geld dafür verausgabte."

„Nun ja, ein gut Stück Geld koſtete er. Dergleichen Ausgaben kann ſich auch nur Jemand leiſten, der Tag für Tag ſeinen Lohn bezieht und keine Zinſen zu bezahlen braucht. Meine Mittel hätten mir ſolchen Aufwand nicht erlaubt. Ich war ſchon froh, Dir mit der Mütze unter die Arme zu greifen," erklärte Martin Findegern, und die Deckenfalten verheimlichten ein ganz hinterliſtiges verſchmitztes Grinſen.

„Aber wie kommt er dazu? Und wie kann ich mich überhaupt erkenntlich dafür zeigen?" fragte Margaretha

offenbar in der Abſicht, durch Weiterführen des Geſprächs keine Ruhe für andere Betrachtungen zu finden.

„Wie er dazu kommt, Grethe? Bless you! Als die Reiſe beſchloſſen war, gedachte er des kalten Wetters und da ging er hin, um durch den Ankauf des Pelzes Deine Perſon gegen das Erfrieren zu ſchützen. Ging er in ſeiner ſchrullenhaften Einfalt mit dem Preiſe höher, als es eigentlich vernünftig war, ſo iſt das ſeine Sache," und immer wieder grinste Martin vergnüglich in die Decke hinein, als wäre es ihm ein Leichtes geweſen, andere Aufklärungen zu ertheilen. „Er iſt eben ein verſchrobener leichtfertiger Kauz, der indeſſen ſchon allein ſeiner Kunſt wegen große Achtung verdient. Und von Anerkennung redeſt Du gar? Lache ihn nur recht freundlich an, ſo iſt er reichlich bezahlt; und lache ihn abermals an, ſo kauft er Dir vielleicht ein ſeidenes Kleid dazu, und koſtete es ihn den letzten Groſchen."

„Unter ſolchen Bedingungen werde ich ihn überhaupt nicht mehr anlachen. Es ſähe aus wie eigennützige Berechnung."

Trotz der Kälte reckte Martin unter der Decke hervor das Spitzbärtchen ſanft aus, ein Zeichen tiefen Nachdenkens, worauf er nach einer Pauſe bemerkte: „Da würdeſt Du ihn arg kränken. Hoffentlich ſieht er während unſerer Abweſenheit ordentlich zum Rechten. Zeit genug hat er wenigſtens dazu, da es keine Särge zu lackiren gibt. Vermuthlich hält er ſich an dem Hauſe ſchadlos mit ſeiner Malerei. Wird ſich aber wohl auf die Innenſeite beſchränken müſſen, denn draußen möchten ihm bei der Kälte die Finger ungelenkig werden. Er redete davon, auf meine Zimmerthür mein Ebenbild in Lebensgröße zu malen, ſein eigenes auf die andere und d'runter zu ſchreiben: Oleſtes und Pidares, oder wie die beiden Heiligen ſich nennen. Und ein großer Künſtler iſt und

bleibt er, das hat er abermals bei der Herſtellung des Porträts des Schlingels, des Fegefeuer, bewieſen. Man braucht nur die weißen Zähne und die großen Plattfüße zu betrachten, um zu wiſſen, wer es ſein ſoll. Aber einen beſſeren Platz, als die Hinterthür, hätte er immerhin zu dem ſchönen Gemälde wählen können."

„Neue Angriffe auf unſer Haus ſind nicht mehr zu befürchten?" fragte Margaretha, ein mattes Lächeln bekämpfend.

„Nichts von der Sorte. Den Schrecken, den ich den Clansbrüdern einjagte, überwinden ſie nicht ſo leicht. Traf Palmer doch ſchon Anſtalt, nach dem Süden überzuſiedeln."

Die nahe Farm im Auge, ſann Margaretha eine Minute nach und bemerkte zweifelnd: „Wenn der Kapitain feſt darnieder liegen ſollte, ſo kann ich unmöglich zu ihm hineingehen. Da wäre ich vielleicht dennoch beſſer in der Stadt aufgehoben geweſen."

Findegern ſandte ihr einen Blick des Erſtaunens zu. Er mußte ſeine Gedanken ordnen, bevor er antwortete: „Zu Kranken und Verwundeten gehen die vornehmſten Ladies. Das iſt nämlich Chriſtenpflicht, würde alſo auch Dich nicht ſchlecht kleiden. Das ſind indeſſen Dinge, die mir nicht ſo glatt von Händen gehen, wie ein regelrechter Hobel. Da mein' ich, Du könnteſt unſere Freundin Oliva d'rum befragen und Dich von ihr berathen laſſen. Verwunderlich iſt mir nur, daß, je näher wir dem Kapitain kommen, Du immer mehr bereuſt, zu der Reiſe getrieben zu haben. Da muß doch Mißliches zwiſchen euch vorgefallen ſein. Schon damals erſchien's mir verdächtig, daß er ohne einen richtigen Abſchied davonging. Das iſt ſonſt nicht Art vornehmer Leute."

„Nichts iſt vorgefallen," entgegnete Margaretha, nachdem ſie flüchtig auf der Unterlippe genagt hatte, „vielleicht

erwartete er noch mehr Zuvorkommenheit, als ich ihm zu Theil werden ließ — ich weiß es nicht — er mag auch launenhaft" — sie brach erschrocken ab. Auch Martin Findegern, der ihre sich einander widersprechenden Regungen am wenigsten zu ergründen verstand, versank in Schweigen. Der Kutscher dagegen, nunmehr einen geraden ebenen Weg vor sich, trieb die Pferde schärfer an, und einige Minuten später trafen sie vor der wieder nothdürftig hergestellten Einfriedigung des Gehöftes ein.

Beim Herannahen des Fuhrwerks war der alte Farmer vor die Hausthür getreten. Anstatt aber die Einfahrt zu öffnen, winkte er dem Kutscher, draußen halten zu bleiben, und sich zu ihm hinüber begebend, rieth er ihm, um das weitere Rollen des Wagens zu vermeiden, auszuspannen und die Pferde ohne viel Lärm nach dem Schuppen zu führen. Dann forderte er Martin Findegern und Margaretha auf, abzusteigen und ihn in's Haus zu begleiten.

„Steht es denn so böse mit Ihrem Kranken?" fragte Martin, nachdem er unten festen Fuß gefaßt hatte, gedämpft, und mehr, als das Gesicht des Farmers, überwachte er die Züge seiner Nichte, deren Blicke unverkennbar zaghaft an den Lippen des Ansiedlers hingen.

Dieser zuckte die Achseln, dadurch das Bedenkliche des Zustandes Houston's andeutend. Margaretha ergriff des Onkels Arm, um sich auf denselben zu stützen, und der Farmer fuhr fort: „Ich vermuthe, Sie sind Freunde des Kapitains. Man erwartet nämlich da drinnen solche, und da erhielt ich Anweisung, für Ihr Unterkommen zu sorgen, so gut es unter meinem Dach angänglich. Von seinem Befinden können Sie sich übrigens selbst überzeugen. Ich möchte keine zu ernste Besorgnisse wachrufen, aber auch keine zu große Hoffnungen. Ist Ihnen aber an seinem Wohlergehen gelegen, so lassen Sie ein wenig Vorsicht walten. Ich glaube, der Kapitain schläft, und nachtheilig

wär's, würde er mit 'nem Schrecken ermuntert." So ſprechend, führte er die Gäſte in die von ihm ſelbſt und ſeiner Familie bewohnten Räume, worauf ſeine Frau ſich zu Oliva hinüber begab, um ſie von dem Eintreffen ihrer Freunde in Kenntniß zu ſetzen.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Behutſam war die Farmersfrau in das Krankenzimmer geſchlichen, durch eine leichte Berührung Oliva ermunternd. Beſtürzt fuhr dieſe aus dem Schlaf empor. Ihr erſter Blick galt Houſton, der ſich noch nicht gerührt hatte. Seine Athemzüge verriethen fortgeſetzt einen ruhigen, kräftigenden Schlaf. Dann erſt kehrte ſie ſich der Frau zu, welche durch eine Geberde zur Vorſicht mahnte.

„Gäſte ſind da," raunte dieſe ihr zu, „es ſind Freunde oder Anverwandte des Kapitäns. Sie möchten Sie ſprechen, bevor ſie den Kapitain ſehen."

„Welcher Art ſind die Gäſte?" fragte Oliva beklommen.

„Ein älterer Mann, vermuthlich ein Deutſcher —"

„Und ein junges ſchönes Mädchen?" warf Oliva beinahe athemlos vor Spannung ein.

„Eine aufblühende Roſe," beſtätigte die Frau, „und ſchön, wie ein ſonniger Frühlingsmorgen —"

„Das ſind ſie, ja, das ſind ſie," verſetzte Oliva, ſie leiſe unterbrechend, und nach einem abermaligen Blick auf Houſton erhob ſie ſich.

Nach dem Kamin zu dem Soldaten hinüberſchleichend, gebot ſie dieſem, ihre Stelle neben dem Bett einzunehmen und bei der geringſten Bewegung ſeines Herrn ſie zu rufen, dann folgte ſie der Frau nach deren Wohnung. Sie hatte indeſſen kaum die Schwelle des Zimmers überſchritten, da hing Margaretha an ihrem Halſe, ſich wei-

nend an sie anschmiegend, um von ihr in eine innige Umarmung gezogen zu werden. Einen freundlichen Gruß wechselte sie über deren Haupt hinweg mit dem maßlos erstaunt dareinschauenden alten Sargfabrikanten; zugleich strich sie zärtlich über das blonde Haar der heftig Schluchzenden, um sie zunächst zu beruhigen und zugänglich für ihre ferneren Mittheilungen zu machen. In ihren eigenen Augen aber perlten Thränen der Wehmuth und der Freude. Gab es für sie doch keine Zweifel mehr, daß, was auch immer zwischen dem Kapitain und Margaretha gewaltet haben mochte, in ihren heiligsten Gefühlen eine Wandlung nicht stattgefunden hatte.

Endlich sah Margaretha zu ihr auf. Wie eine Frage prägte es sich in ihren Zügen aus, wie eine bange Frage, der sie indessen keine Worte zu verleihen wagte.

Zärtlich küßte Oliva sie auf die Stirn.

„Gott segne Sie, meine liebe, liebe Freundin," sprach sie mit vor Innigkeit bebender Stimme, „Gott segne Sie tausendmal dafür, daß Sie ohne zu zögern Ihren Weg hierher genommen haben. Wo der Lebensmuth versagt, da kann die Heilung nur schwer und langsam von statten gehen. Sie aber werden diese Hauptbedingung wieder entfachen zu Ihrem Glück und dem — Anderer."

Margaretha war zurückgetreten. Tiefe Gluth hatte sich über ihr Antlitz ausgebreitet. Eine Antwort stand ihr nicht zu Gebote. Aber von einer Erregung sich in eine andere gleichsam hineinflüchtend, hingen ihre Blicke schüchtern und zugleich bewundernd an den Augen Oliva's, die so viel weibliche Milde, so viel Herzensgüte ausstrahlten, daß sie sich davon bis in's Herz hinein ergriffen fühlte.

Als hätte sie ihr Gedächtniß klären wollen, strich sie mit der Hand über ihre Stirn, und unsicher, wie in Zerstreuung, sprach sie: „Wie sind Sie schön — so ver-

ändert — ich wollte den Onkel nicht allein reiſen laſſen — ich fürchtete für ihn," und lieblicher noch erglühte ihr Antlitz bei dieſen Ausflüchten. „Ihm war ſo viel daran gelegen, den Kapitain wieder zu ſehen und, wenn irgend möglich, in ſeinem eigenen Hauſe pflegen zu laſſen — ich dachte dabei an meine Brüder — ich ſah ſie ſeit Jahren nicht —"

Liebreich blickte Oliva in die zu ihr erhobenen, befangen ſchauenden Augen. Ein Anflug heiteren Verſtändniſſes eilte über ihr Antlitz, jedoch nur, um alsbald wieder von gleichſam mütterlichem Ernſt verdrängt zu werden, und ſo erwiederte ſie zögernd: „Auch die herzliche Theilnahme Ihres Onkels wird dazu beitragen, ihn einem friſchen, fröhlichen Leben ſchneller zurückzugeben. Wochen mögen aber noch hingehen, bevor der Kapitain hinreichend Kräfte ſammelte, um ohne Beſorgniß vor den Folgen die Reiſe nach St. Louis antreten zu dürfen. Außerdem iſt der Winter vor der Thür, wodurch die Ueberſiedelung erheblich erſchwert wird. Wir werden alſo Geduld üben müſſen."

„So warten wir noch einige Wochen," betheiligte Martin Findegern ſich nunmehr an dem Geſpräch, und in der Art, in welcher er die Füße auseinanderſtellte, die linke Hand in Ermangelung der blauen Schürze hinter die Weſte ſchob und mit der rechten bedachtſam das Kinnbärtchen zuſpitzte, verrieth ſich, daß plötzlich wieder große Zuverſicht Beſitz von ihm ergriffen hatte. „Thun's aber einige Wochen nicht — bless you, ſo warten wir auch länger. Habe ich ihn erſt in meinem Hauſe, dann ſoll er ſchon zu Kräften kommen. Die guten Stunden, die er dem alten Sargfabrikanten bereitete, die ſind ihm unvergeſſen geblieben."

„Sie werden ihn recht verändert finden," wendete Oliva ſich an Onkel und Nichte zugleich, „bereiten Sie

ſich darauf vor, damit Sie nicht zu ſehr dem Eindruck ſich hingeben, welchen ſeine Erſcheinung beim erſten Anblick vielleicht auf Sie ausübt, nein, um ſeinetwillen nicht."

„So ſoll ich zu ihm hinein?" fragte Margaretha beſtürzt, und das bewegliche Blut eilte wieder bis zu ihren Schläfen hinauf.

„Sicher, meine liebe junge Freundin," antwortete Oliva, und ſie weidete ſich an den Empfindungen, welche das freundliche Antlitz abwechſelnd beherrſchten, „es fragt ſich nur, wann es ohne Nachtheil für ſein Befinden gewagt werden darf —"

In dieſem Augenblick erſchien Houſton's Diener und meldete, daß der Kapitain erwacht ſei. Oliva empfahl die beiden Gäſte der Fürſorge der alten Farmersleute und begab ſich nach der anderen Seite des Hauſes hinüber.

Als ſie bei dem Kapitain eintrat, ſah dieſer ſie fragend an. Obwohl der ohnehin düſtere Tag ſich neigte, war es noch hell genug, daß er die in Oliva's Zügen ſich ſpiegelnde Erregung zu unterſcheiden vermochte. Unverweilt nahm ſie ihren gewohnten Platz wieder ein, und ſeine Hand ergreifend, hob ſie in der ihr eigenthümlichen ſanften Weiſe an: „Ich erkenne mich ſelbſt kaum noch wieder, und wenn ich der verfloſſenen letzten Jahre und der mit denſelben verflochtenen Ereigniſſe gedenke, ſo meine ich, Alles geträumt zu haben, gewiſſermaßen neu geboren zu ſein. Regungen, von welchen ich glaubte, daß ſie auf immer ſchlafen gegangen wären, durchſchauern mich, wenn immer die Gelegenheit mir geboten wird, die Wohlfahrt, die Freude und das Glück Anderer zu beobachten, auch wohl ein wenig fördernd mit einzugreifen. Es iſt dies eine Wohlthat, o, ein Segen für mich, welcher mir die Rückkehr zu meinem urſprünglichen Gemüthsleben erleichtert,

ein Segen aber auch für einen Anderen, der an Edelmuth und Treue unübertroffen daſteht und daher wohl der Kämpfe mit mir ſelbſt werth iſt, welche zuweilen meine ganze Kraft in Anſpruch nehmen.“ Die letzten Worte klangen träumeriſch, innig und milde. Einige Sekunden ſah ſie in's Leere, wie an einem ihr vorſchwebenden freundlichen Bilde ſich weidend, und lebhafter fuhr ſie fort: „Daraus mögen Sie entnehmen, welche unendliche Befriedigung es mir gewährt, in der Lage zu ſein, Ihnen eine gewiß erfreuliche Kunde zu überbringen. Wir ſprachen davon, daß auf meine Benachrichtigung der gute alte Findegern ſich vielleicht dazu entſchließe, perſönlich von Ihrem Ergehen ſich zu überzeugen. Und ſo kann ich Ihnen jetzt anvertrauen, daß er nicht nur binnen kürzeſter Friſt hier ſein wird, ſondern auch die ernſte Abſicht hegt, Sie nach St. Louis zu entführen.“

Houſton ſchloß die Augen. Oliva überwachte ihn ängſtlich. Sie gewahrte, daß ſein abgezehrtes Antlitz ſich leicht röthete, der Leidenszug zu beiden Seiten des Mundes ſich vertiefte. Zitternd für die Folgen, wagte ſie nicht, ſeinen Ideengang zu unterbrechen.

„Was will er von mir?“ fragte Houſton plötzlich mit einer Heftigkeit, welche Oliva alles Blut zum Herzen trieb; „und in ſein Haus ſoll ich gebracht werden? Ich, ein halbtodter Mann, um mit meinem elenden Daſein den Leuten zur Laſt zu fallen? Nein, nimmermehr geſchieht das. Schreiben Sie ihm — ich erbitte es von Ihnen als eine neue Wohlthat — daß ich ſeiner mit den dankbarſten Geſinnungen gedächte, jedoch weitere Freundſchaftsdienſte, die ich nie vergelten könnte, ablehnen müßte.“

„Es iſt zu ſpät,“ erklärte Oliva vollkommen eingeſchüchtert, „er befindet ſich bereits auf dem Wege. Er kann jeden Tag eintreffen. Es bleibt Ihnen daher nichts Anderes übrig, als ihn zu erwarten.“

Houſton ſeufzte tief auf.

„Alſo auch den Kelch ſoll ich noch leeren," bemerkte er finſter; „wohlan denn, hilflos, wie ich bin, muß ich Alles über mich ergehen laſſen."

„Nein, Kapitain, derartig dürfen Sie nicht urtheilen," nahm Oliva haſtig, beinahe vorwurfsvoll das Wort, „Sie dürfen nicht vergeſſen, daß Sie ſeine Gaſtfreundſchaft im weiteſten Umfange genoſſen; daß er aufrichtige, ſelbſtloſe Zuneigung zu Ihnen faßte, mag ſie immerhin ſich mehr oder minder auf ſeine Seltſamkeiten begründen, und vor allen Dingen, daß nichts Anderes ihn auf den Weg hierhertrieb, als das ehrliche Verlangen, Ihnen beizuſtehen." Sie ſäumte einige Athemzüge. Das bleiche Geſicht fortgeſetzt ſcharf beobachtend, ſchien ſie zu berechnen, ob ſeine Kraft für das ausreiche, was ihr wenigſtens vorläufig noch zu ſagen blieb. Da Houſton, ſichtbar peinlich berührt, mit keiner Miene die Neigung zu einer Erwiederung verrieth, ſprach ſie freundlich ermuthigend weiter: „Und noch Eins dürfen Sie nicht überſehen, ſelbſt wenn Sie die freundſchaftlichen Geſinnungen des ehrlichen alten Mannes nicht erwiedern ſollten; ich meine den Umſtand, daß er in der Lage iſt, Ihnen ausführlich über Margaretha, dieſen liebenswürdigen Hausgeiſt, zu berichten. Und ich ſelbſt war ja oft genug Zeuge, daß im herzlichen Verkehr mit ihr —"

„Halten Sie ein!" rief Houſton unter ſichtbarer Anſtrengung aus, und abwehrend hob er beide Hände, „hegte ich einſt vermeſſene Träume, ſo ſind ſie längſt zerronnen; es kann kein Zweifel darüber walten. Des alten Findegern Mittheilungen würden alſo nichts weniger als wohlthätig auf meinen Zuſtand einwirken. Ich war kurzſichtig, verblendet, überhob mich weit über das, was der geſunde Menſchenverſtand begrenzte, oder es wäre mir die denkbar bitterſte Täuſchung erſpart geblieben."

„Sie wiſſen nicht, Sie können nicht wiſſen, ob in der That eine Täuſchung beſteht," verſetzte Oliva dringlicher, denn ſie ſah keinen anderen Ausweg, als das einmal eingeſchlagene Verfahren weiter zu verfolgen, „unmöglich wiſſen, ob Sie nicht unter dem Eindruck von Mißverſtändniſſen leben, nicht falſch deuteten — ich ahne ja nicht, um was es ſich handelt — was, vielleicht durch die natürlichen Regungen jungfräulicher Befangenheit bedingt, ſich in abſprechende Formen kleidete. Eine andere Löſung des Räthſels kenne ich nicht, nachdem ich ſo vielfach Gelegenheit fand, Sie ſowohl als auch Margaretha gewiſſermaßen zu prüfen. Und wie hätte ich es ſonſt über mich gewonnen, einſt die verheißenden Worte zu Ihnen zu ſprechen?"

Houſton ſah feſt in Oliva's Augen. Eine ſeltſame Bitterkeit prägte ſich in ſeinen Zügen aus. Dann griff er nach der auf der anderen Seite des Bettes liegenden Brieftaſche, und dieſelbe öffnend, entnahm er derſelben ein ſorgfältig zuſammengelegtes Papier. Behutſam entfaltete er daſſelbe, und eine ihm entgegenfallende Immortellenblüthe emporhebend, bemerkte er, wie ſich ſelbſt verhöhnend: „Eine Todtenblume überreichte ſie mir im Augenblick des Scheidens zum Andenken, obwohl eine Roſe und andere freundlichen Blüthen ſich im näheren Bereich ihrer Hand befanden, das beſagt Alles. Eine ſaftloſe Strohblume, nach voraufgegangenem Zweifeln und Schwanken, alſo nicht zufällig; aber immerhin: mir galt ſie als eine ernſte Vorbedeutung. Ich wußte, daß ich fallen würde, und — ich ſtehe ja auf den Grenzmarken meines Lebens —"

„Vor einer Grenze, auf deren anderer Seite ein langes, glückliches Leben Ihnen winkt," unterbrach Oliva ihn förmlich ſtreng, „doch mag das vorläufig ruhen. Umklammern Sie lieber die Ueberzeugung, ſich auf dem Wege gänzlicher Heilung zu befinden, anſtatt zaghaft Betrach-

tungen nachzuhängen, die wenig geeignet, Ihrem urſprünglich kräftigen Körper zu Hilfe zu kommen. Ich könnte noch mehr ſagen, fürchte aber Ihre Erregbarkeit.“

Houſton ſah fragend zu ihr auf. Erſt nach einer Pauſe bemerkte er in herbem Spott: „Ich wiederhole meinen früheren Ausſpruch: mich erregt nichts mehr. Sogar die Nachricht, daß der alte Findegern bereits eingetroffen ſei — Ihre vorbereitenden Worte laſſen dergleichen ahnen — würde den Kreislauf meines elenden Blutreſtes nicht um einen Schlag beſchleunigen.“

„Wohlan denn, Kapitain, Ihre Ahnung trügt Sie nicht. Herr Martin Findegern weilt in der That unter dieſem Dach. Er wartet ſehnſüchtig darauf, Ihnen zugeführt zu werden,“ erklärte Oliva, um der ihn ſichtbar marternden Ungewißheit ein Ende zu machen; „Sie brauchen nur den Zeitpunkt zu beſtimmen —“

„So mag es ſofort geſchehen,“ verſetzte Houſton rauh, „je eher ich über das ungewünſchte Wiederſehen hinwegkomme, um ſo beſſer. Er ſoll wenigſtens nicht behaupten, daß ich ſeine freundſchaftlichen Geſinnungen mit Undank lohnte.“

Oliva erhob ſich. Dem Dragoner ein Zeichen gebend, ihr zu folgen, verließ ſie das Zimmer. Martin Findegern zu ſich auf den Flur herausrufend, ertheilte ſie ihm nur den Rath zur Vorſicht. Im Uebrigen baute ſie auf ſeinen ſcharfen Verſtand. Sein wunderliches offenes Weſen betrachtete ſie gewiſſermaßen als ihren Bundesgenoſſen. Was er zu dem Kapitain ſprach, mußte eine weitaus harmloſere Wirkung ausüben, als wenn dieſelben Worte von ihren eigenen Lippen gefloſſen wären. Nur überwachen wollte ſie die Zuſammenkunft, um erforderlichen Falls einſchreiten zu können, und ſo zog ſie, nachdem Findegern eingetreten war, die Thür leiſe heran, jedoch ohne den Schloßriegel einzuklinken.

Seitdem Oliva das Zimmer verließ, hatte Houſton keinen Blick von der geſchloſſenen Thür gewendet. Die Spannung, welche ſich in ſeinen bleichen Zügen ausprägte, wurde durch einen Ausdruck unzweideutiger Unzufriedenheit überwogen. Erſt als Martin über die Schwelle trat, bei jedem neuen Schritt, wie ſein Gewicht erleichternd, die Achſeln hoch emporzog und die geſpitzten Lippen ſich an dem Trachten betheiligten, die Bewegungen ſo geräuſchlos wie möglich auszuführen, erhellte mattes Lächeln ſeine vergeiſtigten Züge. Beide Hände ſtreckte er dem alten Freunde entgegen, indem er ihn mit den Worten begrüßte: „Sie finden mich in einer traurigen, um nicht zu ſagen hoffnungsloſen Lage. Iſt mir aber binnen kurzer oder längerer Friſt mein Ende beſchieden, ſo dürfen Sie mit gutem Gewiſſen behaupten, durch Ihren Beſuch mir den denkbar freundlichſten Troſt mit in's Jenſeits hinüber gegeben zu haben."

Nach einigen vorbereitenden Bewegungen, welche vorzugsweiſe der Schonung ſeines ſchwarzen Rockes galten, ließ Martin ſich neben dem Bett nieder, und das eine Auge ſchließend, betrachtete er den Leidenden mit dem anderen nachdenklich. Er ging offenbar mit ſich zu Rathe, wie er am zweckmäßigſten aufzutreten habe.

„Bless you, Kapitain," drang endlich der vertraute Ausſpruch gleichſam koſend zu Houſton's Ohren, „Sie ſind lange genug in meiner Werkſtatt beſchäftigt geweſen, um Jemand zu verſtehen, der nicht mehr ſein will, als er iſt, und der aus ſeiner Tiſchlerei ebenſo gut einen geſcheidten Gedanken herauszuſchälen verſteht, wie mancher Profeſſor oder gelehrter Doktor aus ſeinen Büchern." Unwillkürlich ſandte er einen ſcheuen Blick durch das Gemach, wie ſich überzeugend, daß Niemand zur Hand, der ſeine Worte dem gefürchteten Krehle hätte zutragen können. Ein prüfender Blick galt dem Leidenden, und

unverkennbar freundliche Aufmerkſamkeit in deſſen Zügen entdeckend, öffnete er vor den ihn erfüllenden, ſorgſam geordneten Gedanken das Wehr vollends: „Sie ſind alſo wirklich zuſammengeſchoſſen worden, und das iſt nicht mehr, als ich prophezeit hätte, wären Sie nicht wie ein Dieb in der Nacht ohne einen ordentlichen Abſchied davon gegangen. Doch das läßt ſich jetzt nicht mehr ändern," und ſchärfer blinzelte er in Houſton's Augen. „Jeder Menſch hat ja ſeine Fehler, ſo behauptet auch die Grethe, wenn ſie ihre Brüder, die beiden Landſtreicher, in Schutz nimmt, und was die mit ihrem goldenen Herzchen ſagt, das muß ſchon Wahrheit ſein."

Abermals ließ er eine Pauſe eintreten. Es war ihm nicht entgangen, daß Unruhe ſich in Houſton's Zügen ſpiegelte, und ſeinen ganzen Scharfſinn bot er auf, die wahre Urſache dafür zu ergründen. So war es zwiſchen ihm und Krehle vereinbart worden, als die beiden alten Junggeſellen unter heftigen Kämpfen das Wohl und Wehe Margaretha's eifrig beriethen und endlich zu dem Schluß gelangten, lieber ein unſchuldiges Mädchenherz brechen zu laſſen, als mit ihrer berühmten Nachhilfe ſich zu beeilen, ohne zuvor Bürgſchaft für das Glück des beiderſeitigen Lieblings erhalten zu haben.

Houſton, das Schweigen Martin's dahin deutend, daß er vielleicht eine Erwiederung erwarte, bemerkte endlich zögernd, wie im Halbſchlaf: „Mit der Prophezeiung wäre mir wenig geholfen geweſen. Iſt meine Verwundung doch eine derartige, daß ich ſogar im günſtigſten Falle ein unbrauchbarer Menſch bleibe."

„So? Meinen Sie das?" fragte Martin, das Kinnbärtchen ſanft liebkoſend, „bless you, Mann, da bin ich anderer Meinung. Beim Bretterſchneiden haben Sie kennen gelernt, daß man einem Stück Holz, bevor die Säge es theilte, nicht anſieht, was drinnen ſteckt; das

würde ſelbſt der Doktor Krehle nicht beſtreiten. Findet man blaue Streifen, ſo nennt man das Waſſerfäule, und für ſolche Stellen iſt der beſte Leim nicht ſtark genug. Nun iſt es aber mit dem Menſchen nicht anders. Auch ſeine Außenſeite verräth nicht, wie's inwendig beſchaffen iſt, oder ich könnte dem Herrn Doktor beweiſen, daß ich ihn mindeſtens um zehn Jahre überlebe. Was aber beim Holz die Säge offenbart, das haben bei Ihnen die Kugeln gethan, ich meine, offenkundig dargelegt, daß Sie aus geſundem Material zuſammengeſchlagen ſind, und daraus geht hervor, daß Sie auf dem beſten Wege, bald wieder ein geſunder Mann zu ſein. Als ich ihr das auseinanderſetzte —"

„Wem?" fragte Houſton, welcher den umſtändlichen Mittheilungen geduldig lauſchte, plötzlich wie im Schrecken.

Etwas ſtärker zupfte Martin an dem Kinnbärtchen. Nach der begangenen Unvorſichtigkeit bedurfte er der Zeit, um ſeine Verwirrung zu beſiegen, bevor er mit einem blinzelnden Blick zur Zimmerdecke hinauf heuchleriſch erwiederte: „Wem, meinen Sie? Bless you! Sie glauben wohl gar, ich ſei der einzige Reiſende auf dem Dampfer geweſen? Da waren nämlich Leute genug, die's gerne anhörten, wenn ich ihnen von einem verwundeten Unionsoffizier erzählte, auch einige Ladies, und die hatten eine große Theilnahme für Sie. Wie die aber hießen, darnach zu fragen wäre unziemlich geweſen — doch ich redete über Ihren Zuſtand, als Sie mich aus dem Text brachten. Ich will Ihnen nur verrathen, daß ich mir auf der Reiſe eine heilſame Rede im Kopf zurechtlegte, und die war bedachtſam auf Ihren Zuſtand berechnet. Fahren Sie alſo mit einem ungeduldigen Wort unverſehens dazwiſchen, ſo iſt's, als ob beim Schneiden die Säge einen im Holz verſteckten Nagel ſchrammte. Das knirſcht bis in's Mark hinein, und man muß, wie Sie wohl lernten, wieder von

vorne anfangen. Ich wollte nämlich ſagen, daß Sie immer noch beſſer daran ſind, als Sie zu finden ich befürchtete, und daß es bei einiger Sorgfalt keine Gefahr hat, Sie nach Kanſas City zu ſchaffen. Sind Sie erſt dort, ſo bietet die Reiſe auf einem Dampfer noch weniger Schwierigkeit; denn das geht wie in einer kunſtgerechten Wiege, und bevor Sie recht zur Beſinnung gelangen, ſind Sie in St. Louis im Schneckenhauſe komfortabel einquartiert — keine Einwendungen, Kapitain," ſchaltete Martin dringlich ein, als Houſton mit einem eigenthümlich bangen Blick die Hand auf ſeinen Arm legte und ſich anſchickte, ihn zu unterbrechen, „keine Einwendungen, oder die Säge beißt ſich auf 'nem Nagel abermals ein halb Dutzend Zähne aus. Hernach, wenn ich fertig bin, mögen Sie ſo viel reden, wie Ihnen gefällt, was Ihnen zwar nicht viel helfen wird. Denn alle Einrichtungen ſind um dieſe Zeit ſchon getroffen, und der Doktor — bless you, mag er für manche Dinge nicht das richtige Verſtändniß beſitzen, ſo iſt er doch groß, wenn's gilt, Jemand einen chriſtlichen Dienſt zu erweiſen — der quartiert ſich nämlich zu mir in mein Zimmer ein, und dadurch wird ſein eigenes frei, wo hinein Sie gebettet werden. Fegefeuer übernimmt die Bedienung, für Doktor und Apotheke ſorge ich ſelber, und ſind Sie erſt weit genug, um ſich außer Bett zu bewegen, ſo haben Sie den Vortheil obenein, ſich täglich bei mir in ordentlicher Weiſe beſchäftigen zu können." Abermals ließ Martin eine Pauſe eintreten. Gewiſſermaßen begutachtend betrachtete er den Kapitain; die in deſſen Zügen ſich ſpiegelnde ängſtliche Spannung befriedigte ihn offenbar, denn lebhaft, ſogar mit einer gewiſſen Begeiſterung fuhr er fort: „Und was nun endlich Ihre beſondere Pflege anbetrifft, ſo ruht die nicht allein in des queren Doktors Händen und in den meinigen, ſondern auch die Grethe —"

„Nicht weiter, Herr Findegern," unterbrach Houſton den alten Sargfabrikanten beſchwörend, „was Sie für mich thun konnten, geſchah im vollſten Maße. Alles Fernere —"

„Alles Fernere iſt meine Sache," nahm Martin ſchnell wieder das Wort, „ein Mann in ſolcher Lage beſitzt überhaupt keinen eigenen Willen, muß behandelt werden wie ein krankes Huhn, und wenn die vornehmſten Ladies ſich nicht ſcheuen, Kranke zu beſuchen und zu tröſten, ſo kann's der Grethe ebenfalls nichts ſchaden —"

„Haben Sie Erbarmen, Herr Findegern —"

„Erbarmen? Bless you, Kapitain, hätte ich kein Erbarmen, ſo möchte ich mich beſonnen haben, dem von tauſend Verdrehtheiten beſeſſenen Doktor" — wiederum warf Martin einen argwöhniſchen Blick um ſich, worauf er lebhaft hinzufügte, „das heißt, in der Kunſt bleibt er unübertroffen — wollte ich ſagen, da möchte ich mich beſonnen haben, ihm mein dürftiges Eigenthum zur Verwaltung anzuvertrauen und die Särge zu Schundpreiſen verkaufen und das gelöste Geld in Farben und Malgeräth anlegen zu laſſen. Aber immerhin, man ſoll dem Ochſen, der driſcht, das Maul nicht verbinden, heißt's in der heiligen Schrift, und ich verwette meinen ehrlichen Namen hier gegen dieſe elende Strohblume," und im Eifer ſchwang er die noch auf dem Tiſch liegende Immortelle wie einen Fächer, „daß wir bei unſerer Heimkehr die Wände Ihres Zimmers mit den großartigſten Gemälden bedeckt finden, Sie alſo für Augenweide nicht zu ſorgen brauchen." Er lachte in ſich hinein und fügte gedankenlos hinzu: „Von wegen des Pflegens hatte die Grethe ebenfalls ihre Bedenken, aber da verwies ich ſie an unſere Freundin Oliva —"

(Fortſetzung folgt.)

Judasgeld.

Novelle

von

Friedrich Meister.

(Nachdruck verboten.)

1.

Es war eine stürmische Winternacht. Der Wind schnob durch die öden Straßen des Vorortes Weißensee, er fuhr heulend um die Dächer der schlecht gebauten Miethshäuser, er pfiff durch die dürren, rasselnden Aeste der Bäume in den Gärten und längs der von der Hauptstadt kommenden Heerstraße und rüttelte allenthalben an den Thüren und an den losen, klapprigen Fensterladen.

Weißensee, damals nur ein Dorf, jetzt fast schon eine Stadt, ist der Zufluchtsort Vieler, die vor den Augen der nahegelegenen Großstadt Berlin ihre Armuth verbergen wollen. Die Wogen der großen sozialen Centren spülen die auf ihnen treibenden Schiffbrüchigen, die nicht sogleich zu Grunde gehen, nach außen, nach der Peripherie. Weißensee ist ein Theil der Peripherie von Berlin, und naturgemäß wird hier mancher der mit dem Untergang Ringenden nackt und bloß auf den Strand geworfen.

Auch Friedrich Altmann war solch' ein Schiffbrüchiger.

Er saß in dieser schaurigen Winternacht in seinem von bitterer Armuth zeugenden Stübchen und starrte hohlängig in die offene Thür des rissigen, lehmverschmierten

Kachelofens, in welchem zwei langſam verglühende Preßkohlen zu Aſche zerbröckelten.

Eine kleine Petroleumlampe, deren Glocke nur noch zur Hälfte vorhanden war, ſtand auf dem wackeligen Tiſche, und ihre Flamme flackerte blakend auf und nieder, wenn der Wind durch die Spalten des nur unvollkommen ſchließenden Fenſters hereinfuhr.

Er ſtützte die Ellenbogen auf die Kniee und drückte das bleiche Geſicht in die Hände. Hunger und Noth hatten ſeinen hageren, noch jugendlichen Zügen mitleidslos ihren Stempel aufgedrückt.

Er war von Beruf Buchhalter, hatte aber bereits vor langen Monaten ſeine Stellung verloren und befand ſich nun mit ſeiner kranken Mutter und einer jungen Schweſter, die Beide einzig und allein auf ſeine Hilfe angewieſen waren, auf dem Gipfel des höchſten Elends.

Er hatte gethan, was er konnte, um eine andere Stellung zu finden, um ſeine und der Seinigen Lage zu verbeſſern. Umſonſt. Heute hatten ſie die letzte Brodkruſte verzehrt, und dieſe war die Gabe mitleidiger Nachbarn geweſen.

Die nächſte Zukunft lag vor ihm wie ein offenes Grab.

Plötzlich ſchreckte er aus ſeiner kauernden Stellung empor. Er wendete den Kopf lauſchend nach der Thür, an der ſich ein leiſes Pochen vernehmen ließ.

„Friedrich,“ flüſterte draußen an der Thürſpalte eine unterdrückte Stimme, „mach' auf und laß mich ein!“

Er ſtand auf und öffnete.

Ein Mann drängte ſich haſtig herein. Derſelbe trug einen ſchweren, vor Näſſe glänzenden Ueberrock, einen tief in die Augen gedrückten Filzhut und um den Hals ein dunkles Tuch, welches auch den unteren Theil ſeines Geſichtes verhüllte. Er zog die Thür hinter ſich in's Schloß und drehte den Schlüſſel um.

„Du, Heinrich? Wo kommſt Du her? Biſt Du verfolgt?“

Der Ankömmling war ganz außer Athem. „Ja!“ ſtieß er hervor. „Ich glaube! Ich weiß nicht! Jedenfalls mußt Du mir bis morgen Abend Obdach geben.“

„Ich ſoll Dir Obdach geben? Hier bei mir? Meine Wohnung war gleich der erſte Ort, wo die Polizei nach Dir geſucht hat. Sie haben herausgeſpürt, daß wir ſeit langen Jahren befreundet ſind, und deshalb läßt man mich und ſicherlich auch meine Wohnung fortwährend beobachten. Wenigſtens glaube ich ſo etwas bemerkt zu haben.“

„Wenn ſie hier ſchon nach mir geſucht haben, dann iſt's ja deſto beſſer! Dann werden ſie mich jetzt hier nicht vermuthen. Laß mich hier bleiben, Friedrich! Ich kann vor Müdigkeit nicht weiter. Und ſei's auch nur auf ein paar Stunden. Ich bitte Dich um unſerer alten Freundſchaft willen.“

„Warum biſt Du wieder zurückgekommen, Menſch? Wie konnteſt Du das wagen?“

„Weil man ſich meiner hier in der Gegend nicht mehr verſieht, weil man meint, ich ſei längſt im Auslande. Aber ich verſchmachte! Gib mir etwas zu trinken!“

Friedrich wies auf einen mit Waſſer gefüllten Topf auf dem Fenſterbrett. Der Flüchtling griff darnach und that einen langen Zug. „Haſt Du nichts Kräftigeres im Hauſe?“ fragte er dann. „Auch nicht etwas zu eſſen?“

Friedrich ſchüttelte den Kopf.

„So ſchlecht ſteht es alſo mit Dir? Armer Freund! Und dazu die kranke Mutter!“

Er griff in die Taſche und legte eine Handvoll Silbergeld auf den Tiſch.

„Da,“ ſagte er. „Nun lauf' und hole etwas zu eſſen und zu trinken. Die Wirthſchaft an der Ecke hat noch

auf, wie ich geſehen habe. Lauf', bringe Wurſt, Brod und Bier. Seit geſtern habe ich mich in keine Wirthſchaft mehr hinein gewagt."

Friedrich Altmann zögerte. Da hörte er aus dem Nebengemach den Ruf der Schweſter.

Eilig begab er ſich zu ihr, aus Furcht, daß dieſelbe hereinkommen und den Flüchtling gewahren könnte.

„Mit der Mutter wird's immer ſchlimmer, Friedrich," klagte das Mädchen weinend. „Höre nur, ſie kann kaum noch athmen."

Er beugte ſich über das Bett der Leidenden und richtete ſie ſanft empor, um ihrer ſchwer arbeitenden Bruſt eine Erleichterung zu verſchaffen. Die Schweſter erhöhte auf ſeine Anweiſung die Kopfkiſſen, und dann legte er die arme Mutter ſorgfältig wieder zurück.

„Bleibe bei ihr, Käthchen," ſagte er leiſe. „Geh' nicht eine Sekunde von ihrer Seite. Ich bin ſogleich wieder hier."

Er ging auf den Fußſpitzen in ſein Zimmer zurück und nahm das Geld vom Tiſche. „Schließe hinter mir zu, Heinrich," ſagte er, „ich bleibe nicht lange."

Während des Freundes Abweſenheit verſuchte der verfolgte Mann einen Augenblick zu ruhen. Er warf den Hut auf den nächſten Stuhl, zog den ſchweren Rock ab und legte ſich auf das in der Ecke ſtehende armſelige Bett. Seine innere Erregung aber ließ ihn keine Raſt finden. Er ſprang wieder auf und begann im Zimmer hin und her zu laufen, leiſen, ſchleichenden Schrittes, wie ein Wolf im Käfig, mit geballten Händen und feſtgeſchloſſenen Lippen, während ſeine glühenden, entzündeten Augen ſcheue Blicke auf den Schatten ſeiner Geſtalt warfen, den die flackernde Lampe an der kahlen Wand auf und nieder huſchen ließ.

Heinrich Roßberg war ein hochgewachſener, kräftiger

Dreißiger, der unter anderen Umſtänden wohl für einen ſchönen Mann gegolten hätte.

Er hatte bis vor Kurzem die Stellung eines techniſchen Leiters in der großen Berliner Maſchinenfabrik von Harniſch & Comp. bekleidet und ſich des vollſten Vertrauens der Firma zu erfreuen gehabt. Außerdem galt es als abgemacht, daß er die Tochter des Kaſſirers der Fabrik, die hübſche und liebenswürdige Anna Winter, heimführen werde, und Jedermann war überzeugt, daß das Paar dann einer glücklichen und gedeihlichen Zukunft entgegengehen müſſe.

Ganz urplötzlich aber war dann eine auffallende Veränderung mit dem Weſen des ſonſt ſo heiteren und harmloſen Mannes vorgegangen, eine Veränderung, die alle ſeine Bekannten mit Verwunderung erfüllte. Er wurde düſter, in ſich gekehrt und menſchenſcheu, zeigte in ſeiner geſchäftlichen Thätigkeit eine ſeltſame Vergeßlichkeit und Zerſtreutheit, ſo daß ſchließlich der Chef allen Ernſtes darauf beſtand, daß er einen dreimonatlichen Urlaub nehmen und ſich in die Behandlung eines erfahrenen Arztes geben ſolle, da er ſich augenſcheinlich durch Ueberarbeitung ein nervöſes Leiden zugezogen habe.

Roßberg unterwarf ſich dieſem Beſchluß. Anſtatt aber auf Reiſen zu gehen und eine Klimaveränderung aufzuſuchen, wie der Arzt ihm rieth, blieb er in der nächſten Umgegend und ließ ſich dabei faſt täglich in Berlin ſehen. Sein Urlaub brachte ihm daher gar keine Beſſerung; wohl nahm er ſeine Thätigkeit gewiſſenhaft wieder auf, es gelang ihm auch, mit Aufwendung ſeiner ganzen Willenskraft ſeine Obliegenheiten tadellos zu erfüllen, allein ſein Frohſinn und ſeine freundliche, offenherzige Unbefangenheit waren dahin.

Inzwiſchen verbreitete ſich auch die Kunde, daß er ſein Verhältniß zu Fräulein Winter gelöst habe. Niemand

erfuhr den Grund; die Beiden, die allein darüber Auskunft zu geben vermochten, bewahrten ein unverbrüchliches Schweigen.

So waren einige Monate vergangen, und faſt ſchien es, als ob Heinrich Roßberg doch wieder nach und nach der Alte werden würde.

Auch die dann ganz unerwartet angekündigte Verlobung des jungen Kurt Harniſch, des einzigen Sohnes des Chefs der Firma, mit Anna Winter, die Alle auf das Höchſte überraſchte, ſchien ihn nur wenig zu berühren; wohl war er an dem bald folgenden Tage der Hochzeit etwas ſtiller als ſonſt, auch betheiligte er ſich nicht an der Gratulation der übrigen Angeſtellten, das aber konnte nach Allem, was vorhergegangen war, Niemand Wunder nehmen.

Das neuvermählte Paar begab ſich auf die Hochzeitsreiſe, und in den Arbeitsräumen der Firma ging während der nächſten Wochen Alles ſeinen gewöhnlichen Gang.

Eines Morgens aber, bald nach dem Eintreffen der Poſtſachen, flog die Schreckenskunde durch die Comptoire, daß der Kaſſirer Winter plötzlich vom Schlage getroffen worden ſei. Der alte Herr hatte einen Brief mit ausländiſcher Freimarke erhalten, und war nach dem Leſen deſſelben ohnmächtig von ſeinem Drehſtuhl geſtürzt.

Unter den Herzueilenden war auch Heinrich Roßberg. Er nahm dem Beſinnungsloſen den Brief aus der Hand. Der erſte Blick darauf ſagte ihm, daß das Schreiben von Anna herrühre. Sein Herz krampfte ſich zuſammen, wie unter dem Griff einer eiſig kalten Fauſt. Er trat auf die Seite und las, während die Anderen ſich um den Kaſſirer bemühten.

Anna ſaß in Monaco — eine Verlaſſene. Kurt Harniſch war ihrer ſchnell überdrüſſig geworden und hatte ſie dann auf das Rückſichtsloſeſte und Beleidigendſte vernachläſſigt, um ſeine Tage und Nächte in der Geſellſchaft jener

abenteuernden Damen hinzubringen, von denen die modernen Kurorte an der Riviera wimmeln und die besonders in Monaco eine so hervorragende Rolle spielen. Auf des armen Weibes Vorwürfe und Klagen hatte er mit brutaler Behandlung geantwortet, und schließlich war er auf und davon gegangen. Der Brief enthielt noch mehr — Andeutungen bitterster Schmach, die ihr auf Betreiben des gewissenlosen Gatten von den Kumpanen desselben zugefügt worden.

In der nächsten Minute stand Roßberg vor dem alten Chef, der soeben im Begriff war, sich in das Kassenzimmer zu begeben.

„Ein Wort, Herr Harnisch! Ihr Sohn — Ihr Sohn —" rang es sich mühsam aus seiner Kehle. Dann beherrschte er sich gewaltsam. „Haben Sie Nachricht von Ihrem Herrn Sohn?" fragte er ganz ruhig.

Der Chef blickte ihn forschend an. „Ja," antwortete er zögernd. „Mein Sohn wird in den nächsten Tagen hier sein, wie er mir schreibt. Uebrigens — die Verheiratung mit Herrn Winter's Tochter war eine Uebereilung, wie sich jetzt herausstellt. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß man sich in einem Mädchen so täuschen könnte! Der arme Junge aber hat ganz Recht, unter solchen Umständen ist eine schleunige Scheidung der Ehe das Allerbeste. Die Frau soll sich ja in Monaco ganz skandalös betragen haben —"

„Erlauben Sie," unterbrach ihn Roßberg mit keuchendem Athem. „Wenn Jemand sich skandalös betragen hat, so ist das Ihr Sohn und nicht die arme Frau. Was er Ihnen geschrieben hat, sind nichtswürdige Lügen! Hier ist ein Brief Ihrer Schwiegertochter ... von Thränen halb verwischt, die Klagen eines zerrissenen und gebrochenen Herzens — und dort drinnen liegt der Vater der Unglücklichen, der an diesem Briefe seiner Tochter stirbt,

als zweites Opfer des Schurken — Ihres ‚armen' Jungen — hahaha!"

„Herr Roßberg!" ſtieß der alte Harniſch hervor. „Was ſagen Sie da? Was unterſtehen Sie ſich?"

„Ich unterſtehe mich, Ihnen in's Geſicht zu ſagen, daß Ihr Sohn ein elender Schurke iſt, Herr Harniſch! Wolle Gott verhüten, daß er mir in den Weg kommt! Dann nähme es für ihn oder für mich, vielleicht für uns Beide ein ſchlimmes Ende!"

Noch an demſelben Tage gab er ſeine Stellung auf.

Der Kaſſirer Winter vermochte ſich von dem Schlaganfalle nicht wieder zu erholen; er ſtarb, ohne die Beſinnung wieder erlangt zu haben.

Am Tage nach dem Begräbniß kehrte der junge Harniſch von ſeiner Reiſe zurück — aber allein, ohne ſeine Frau.

Man wunderte ſich, man munkelte dies und das, aber man fragte nicht viel. Solche Familienverhältniſſe gingen im Grunde genommen Niemand etwas an, und dann — wer mochte durch vorwitzige Neugier ſeine Stellung auf's Spiel ſetzen?

Von Roßberg ſah und hörte Niemand mehr etwas, Friedrich Altmann ausgenommen, der vor Jahren auf Roßberg's dringende Verwendung den Poſten eines erſten Buchhalters in der Fabrik erhalten hatte. Gar bald aber wurde auch dieſer plötzlich entlaſſen, und zwar, wie ſich herausſtellte, auf Betreiben des jungen Harniſch, der einen Freund und Duzbruder ſeines Todfeindes nicht mehr in ſeiner Nähe dulden mochte.

Kurt Harniſch entbehrte wegen ſeines anmaßenden und hochfahrenden Weſens unter den Angeſtellten und Geſchäftsfreunden der Firma jeglicher Sympathie, eine Thatſache, die ihn allerdings wenig kümmerte. Trotzdem aber füllte ſich jede Bruſt mit Entſetzen, als eines Tages die

Schreckenspoſt durch die Fabrik lief, des alten Chefs einziger Sohn ſei in einer entlegenen Straße todt, erſchlagen aufgefunden worden.

Man brauchte nicht lange zu fragen, wer der Mörder ſei; die Worte, die Heinrich Roßberg, der ehemalige Angeſtellte, dem Chef vor nicht langer Zeit erſt entgegengeſchleudert hatte, waren ein deutlicher Fingerzeig. Die Kriminalpolizei ſetzte daher ihren ganzen Apparat in Bewegung, um den Schuldigen einzufangen.

Der aber hatte ſich bisher allen Nachforſchungen zu entziehen gewußt, und ſelbſt die von der Staatsanwaltſchaft ausgeſetzte Belohnung von tauſend Thalern, die Demjenigen zugeſichert wurde, der die Auffindung des Verbrechers ermöglichen würde, hatte noch nicht den geringſten Erfolg herbeigeführt.

— — — — — — — — — — — —

In der Wirthſchaft an der Ecke erfuhr Altmann aus den lebhaften Geſprächen der trotz der ſpäten Stunde noch zahlreichen Anweſenden, daß der reiche Fabrikant Harniſch perſönlich noch dreitauſend Thaler auf die Entdeckung des Mörders ſeines Sohnes ausgeſetzt habe.

Seine Hände zitterten, als er zu Hauſe die eingekauften Nahrungsmittel und Getränke auf dem Tiſch ausbreitete.

Roßberg bemerkte ſeine Erregung. „Folge meinem Beiſpiel und iß und trink, Friedrich," ſagte er. „Das wird Dir gut thun."

„Ich will erſt meiner Mutter etwas bringen," antwortete Altmann. „Die Aermſte iſt ganz von Kräften."

Roßberg nickte, ſchaute ihm mitleidig nach und langte dann nach der Bierflaſche. Wohl wußte er, daß Brod und Fleiſch ihm in ſeinem ausgehungerten Zuſtande dienlicher ſein würden, allein er war nicht im Stande, auch nur einen Biſſen hinunterzubringen. Deſto mehr ſprach er der Flaſche zu.

Nach einer kleinen Weile erſchien Altmann wieder im Zimmer. So groß ſein Hunger auch vorher geweſen war, jetzt vermochte auch er nichts zu eſſen. Ein finſterer Gedanke hatte ſich ſeiner Seele bemächtigt — der Teufel war mit einer Verſuchung vor ihn getreten.

„Lange doch zu, Friedrich," ſagte Roßberg. „Was iſt Dir, Menſch, Du zitterſt ja wie Eſpenlaub!"

„Ich fürchte mich," antwortete Altmann dumpf.

„Wovor fürchteſt Du Dich?"

„Vor mir ſelber," murmelte der ehemalige Buchhalter, indem er die Ellenbogen auf ſeine Kniee ſtützte und in die erlöſchende Ofengluth ſtierte.

„Du fürchteſt Dich, weil ich bei Dir bin," ſagte Roßberg. „Das thut mir weh, Freund. Wer hätte gedacht, daß es noch einmal dahin kommen würde! Aber nun höre mich: mag mit mir geſchehen, was da wolle — was ich gethan habe, war nichts als eine gerechte Vergeltung."

„In Deinen Augen vielleicht, Heinrich, und nach Deiner Auffaſſung. Aber —"

„Kein Aber! Du, Du allein weißt, was ich gelitten, als das Mädchen, in dem ich bereits mein geliebtes Weib ſah, mir eines Tages geſtand, daß ſie Jenen lieber habe, als mich. Du allein weißt, was es mich gekoſtet hat, als ich zu ihr ſagte: ‚Gut, Anna, wenn Du glaubſt, daß Du mit Kurt Harniſch glücklicher werden kannſt, als mit mir, dann will ich Dir nicht länger hindernd im Wege ſein.' Kein Wort des Vorwurfs iſt über meine Lippen gekommen, obgleich ich wohl erkannte, daß ſie ihm nur ſeines Reichthums wegen den Vorzug gab. Ich aber hatte lediglich ihr Glück im Auge, denn ich liebte ſie. Aber ſchon damals konnte ich den Gedanken nicht los werden, daß der Schurke ſie unglücklich machen würde."

„Dem Mädchen gegenüber haſt Du als braver Mann

gehandelt, Heinrich. Das wird Dir Jeder nachſagen. Sie aber iſt nicht werth geweſen —"

„Halt, Friedrich! Kein Wort gegen Anna! Das ertrag' ich nicht! Sie hat einen Irrthum begangen, wie ihn tauſend andere Mädchen auch begehen, und jetzt muß ſie darunter leiden. Hätte er ſich rechtſchaffen erwieſen, ſo würde ich meinen Verluſt mit der Zeit verſchmerzt haben. Als ich jedoch gehört habe, daß er ſie in Noth und Elend im Stich gelaſſen, da packte mich's mit Furienhänden und ich verlor alle Ueberlegung. Er hatte mir mein Alles geſtohlen, um es in den Koth zu treten."

„Der Menſch war von jeher ein treuloſer Wicht, der kein Mittel ſcheute, wenn es ihm zu einem Zweck verhelfen konnte," murmelte Friedrich vor ſich hin. Der finſtere Gedanke, den der Verſucher ihm eingegeben, zuckte und wühlte in ſeinem Gehirn und machte ihn faſt unfähig, der Selbſtvertheidigung ſeines unglücklichen Freundes zu folgen.

„Ich traf ihn eines Abends auf der Straße und ſtellte ihn zur Rede," fuhr Roßberg fort. „Er antwortete mir mit Hohn. Da konnte ich nicht länger an mich halten. Ich ſchlug ihm in's Geſicht — er wehrte ſich und zog ein Meſſer. Da raubte mir der Jähzorn die Beſinnung. Ich traf ihn mit dem Bleiknopf meines Stockes auf den Kopf. Tödten wollte ich ihn nicht, aber verdient hat er's. Solch' ein Schurke hat kein Recht, ferner noch auf Erden herumzulaufen! ... Und nun fahndet die menſchliche Gerechtigkeit nach mir, um mir den Prozeß zu machen, weil ich die Welt von einem Unmenſchen befreit habe!"

„Um Gottes willen, Heinrich, nicht ſo laut! Die Wände ſind nur dünn, und ich glaube ſicher, daß meine Wohnung beobachtet wird."

„Verzeih' mir, alter Freund. Nicht um Alles in der Welt möchte ich Dich in Ungelegenheiten bringen. Es

lag mir nur daran, Dich zu überzeugen, daß ich als ein Mann gehandelt habe, der nicht anders konnte. O Freund, Freund! Das Mädchen war mir mehr, als meine Seele... Nun weißt Du die ganze Wahrheit."

Er ſtand auf und lief wieder unſtät im Zimmer umher. Friedrich ſaß unbeweglich und in ſich verſunken, dabei aber entging ihm kein Schritt, keine Bewegung des Anderen.

Endlich warf Roßberg ſich auf das Bett. „Ich will verſuchen, ob ich Schlaf finde," murmelte er. „Bald muß ich wieder auf die Reiſe. Ich denke, daß ich davon komme. Wenn ich Dir aber ungelegen bin, Friedrich, dann wirf mich nur dreiſt hinaus."

„Wie kannſt Du nur ſo reden! Bleib', wo Du biſt, und ruhe Dich aus. Ich werde Wache halten. Wenn Gefahr droht, dann wecke ich Dich."

„Dank Dir, Friedrich; Dank Dir, lieber, treuer Freund! Du biſt immer der Alte. Dir allein kann ich noch vertrauen. Ich bin müde — todmüde. Hier bei Dir finde ich eine Stunde Schlaf."

Er ſchloß die Augen, und gleich darauf verkündeten ſeine ſchweren, regelmäßigen Athemzüge, daß er die erſehnte Raſt gefunden.

Friedrich blieb unbeweglich auf ſeinem Stuhle ſitzen; ab und zu warf er einen ſcheuen Blick auf die Geſtalt des Schlafenden, um gleich darauf wieder in die verglimmende Aſche des Ofens zu ſchauen.

„Viertauſend Thaler!"

Der Wind, der bisher in ſcharfen Stößen das Haus umtost hatte, machte jetzt eine plötzliche Pauſe. Die lautloſe Stille wurde nur durch das Athmen des Flüchtlings unterbrochen, der nach langer, ruheloſer Wanderung endlich einen Ort gefunden hatte, wo er ſich, im Vertrauen auf die Fürſorge und Wachſamkeit eines alten, erprobten Freundes, einer kurzen Erholung hingeben konnte.

„Viertauſend Thaler!“

Ein Schauer durchrieſelte Altmann's Körper. Die Stille draußen erſchreckte ihn. Seine Finger zuckten konvulſiviſch. Er wünſchte, daß der Sturm von Neuem beginnen möchte, lauter und ſtärker, als zuvor, damit er das Athmen des ſchlafenden Mannes nicht mehr zu hören brauche und die Anweſenheit des unglücklichen Freundes vergeſſen könne. Er preßte die Knöchel gegen die Schläfen und verſuchte, ſeinen Gedanken eine andere Richtung zu geben — er verſuchte, an die Zukunft zu denken und an das Ende, das ihm und den Seinen demnächſt bevorſtehen mußte.

Dabei ſtierte er unabläſſig in die verglimmende Aſche des Ofenlochs.

„Viertauſend Thaler!“

So ſtand es dort mit grellen, leuchtenden Buchſtaben geſchrieben.

Er ſchloß die Augen, aber die beiden Worte ſah er noch immer, als ſtünden ſie in Flammenſchrift auf dem Innern ſeiner Augenlider.

Er veränderte ſeine Stellung; wohin er aber auch blicken mochte, die grelle Schrift blieb ihm vor den Augen.

Und jetzt ſchien auch die Stille um ihn her eine Sprache zu erhalten.

„Die Mutter iſt krank,“ raunte es ihm in die Ohren. „Wenn die alte Frau keine Pflege erhält, dann muß ſie ſterben. Die Zukunft Deiner Schweſter iſt Elend — Elend — Elend! Vielleicht Schlimmeres! Du ſelber biſt ein Bettler. Und Du brauchſt nur die Hand auszuſtrecken, ſo biſt Du im rechtmäßigen Beſitz von viertauſend Thalern! Eintauſend von der Behörde und dreitauſend von dem alten Harniſch . . .“

Mit einer ſolchen Summe ließ ſich viel, ließ ſich Alles beginnen. Das Geld brachte Hilfe für die Mutter, Hilfe

für die Schweſter und eine geſicherte Zukunft für ſie Alle. Und was hatte er zu thun, um dieſe Summe zu erlangen?

Er brauchte nur hinzugehen und zu ſagen: „Hier iſt der Mann!“ Ja, es bedurfte nur dieſer wenigen Worte, und der Fluch der Armuth wich von ſeiner Schwelle.

Und was weiter?

Er würde zum Verräther an dem Freunde werden, der ſeine Sicherheit, ſein Leben ſeinen Händen anvertraut hatte. Allein konnte das Leben für einen Mörder wirklich Werth haben? Konnte von Glück für ihn auf Erden noch die Rede ſein? Mußte nicht die Erinnerung an ſeine That, an ſein blutiges Opfer ihn von Ort zu Ort verfolgen, bis er, von Verzweiflung gepackt, ſeinem Daſein ein Ende machte, oder ſich ſelber der Gerechtigkeit auslieferte! Vorausgeſetzt, daß ihm ſeine Flucht glückte, was aber ganz undenkbar war. Denn zahllos mußten die Augen ſein, die dem Armſeligen von nun an auflauerten, deſſen Entdeckung dem Glücklichen, der da ſagen konnte: „Hier iſt der Mann!“ die Summe von viertauſend Thalern einbrachte.

Das moraliſche Empfinden des armen Mannes hielt nicht lange Stand. War's nicht ein Gebot der Pflicht, der Gerechtigkeit und den Geſetzen der Ordnung in die Hände zu arbeiten? War's nicht ein Unrecht, einen Mörder dem ſtrafenden Richter zu entziehen? Und warum ſollten ſchließlich andere Leute die ausgeſetzte Summe einſtreichen, die auch er erlangen und ſo ſegensreich für ſeine unſchuldig leidenden Angehörigen verwenden konnte? Wenn er es auch nicht that, ſo gewann ja der Flüchtling dadurch doch nur noch höchſtens ein paar Tage der Freiheit. Und was für eine Freiheit! War er nicht gehetzt wie ein wildes Thier und dabei noch unter dem zermalmenden Druck ſeines Gewiſſens? Warum ſollte er, Friedrich Alt-

mann, alſo die Gelegenheit ſich entgehen laſſen, die ihm hier thatſächlich aufgedrängt wurde, die Gelegenheit, ſich aus der Tiefe des Elends wieder emporzuraffen?

Und dennoch — der Gedanke war zu ſchrecklich!

Heinrich Roßberg und er waren ſeit langen Jahren Freunde, und auf dieſe Freundſchaft bauend hatte der Unglückliche in ſeiner höchſten Noth bei ihm eine kurze Zuflucht geſucht. Roßberg hatte ihm ſtets mit Rath und That beigeſtanden und würde auch ferner ſeine Intereſſen bei der Firma Harniſch & Comp. auf das Wärmſte vertreten haben, wenn Alles im alten Geleiſe geblieben wäre.

Friedrich's Schläfen pochten, als müſſe ihm der Kopf berſten.

„Viertauſend Thaler!“

Es mußte ſein!

Und doch . . .:

Er ſprang auf mit dem verzweifelten Entſchluß, den Schläfer zu wecken und ſo der ſchrecklichen Verſuchung zu entfliehen.

„Heinrich!“ rief er, den Daliegenden ſchüttelnd. „Heinrich! Wach auf! Wach auf, Dir droht Gefahr!“

„Laß, laß ſein,“ ſtammelte der Flüchtling ſchlaftrunken. „Ich kann nicht mehr fliehen — ich mag nicht mehr! Laß ſie kommen — ich kann nicht mehr!“

Friedrich ſtand ſtarr und ſtumm.

Er hatte alſo Recht; Roßberg war völlig erſchöpft, moraliſch und phyſiſch, und die Qual hatte ihn gleichgiltig gegen Verfolgung und Entdeckung gemacht. Er mußte jedenfalls unter dieſen Umſtänden in den nächſten Stunden oder Tagen den Häſchern in die Hände fallen.

Noch einmal verſuchte Friedrich Altmann, dieſen Sophiſtereien, die den Verrath ſeinem inneren Empfinden weniger abſchreckend darſtellen wollten, entgegenzutreten.

„Steh' auf! Heinrich, ſteh' auf!“ rief er haſtig, damit ſein Entſchluß ihn nicht im Stiche ließe.

Er ergriff Roßberg gewaltſam bei der Schulter. Der Flüchtling ſprang auf, erſchrocken, aber auch ſofort bereit, ſich ſeiner Haut zu wehren. Noch halb im Schlaf fuhr er Friedrich Altmann grimmig an die Kehle. Dann aber erkannte er denſelben.

„O, Du biſt's!“ ſagte er. „Verzeih' mir, Freund! Ich hatte einen böſen Traum und meinte, ein Poliziſt habe mich gepackt. Aber was iſt Dir denn, Du zitterſt ja noch immer?“

„Mach', daß Du von hier fortkommſt!“ entgegnete Friedrich mit heiſerer Stimme. „Du haſt nun genug geruht. Eile Dich und geh', Du biſt hier nicht mehr ſicher.“

„Warum nicht? Haſt Du etwas Verdächtiges gehört oder geſehen?“

„Nein; aber ich weiß, daß Du hier nicht mehr ſicher biſt!“ war die ausweichende, aber dennoch der Wahrheit ſo ſehr entſprechende Antwort. „Vorhin, in der Wirthſchaft an der Ecke, hörte ich von den Leuten erzählen, daß Harniſch noch dreitauſend Thaler auf Deine Ergreifung ausgeſetzt hat.“

„Das macht zuſammen viertauſend. Ich hätte nicht geglaubt, noch ſo viel werth zu ſein. Na, der Kerl, der's kriegt, kann ſich freuen. Wenn aber keine unmittelbare Gefahr vorhanden iſt, dann laß mich nur noch ein wenig ruhen. Ich bin todmüde und weiß nicht, wann mir wieder eine Gelegenheit zum Schlafen geboten wird.“

„Heinrich, ich beſchwöre Dich, geh! Die Polizei kann jede Minute hier ſein. Glaube mir doch, Freund, Du biſt hier nicht ſicher!“

Friedrich redete mit eindringlichſtem Ernſt, beinahe flehend. Er wollte nicht nur den Freund, ſondern auch

ſich ſelber retten. Seine und der Seinen Lage war eine derartige, daß es ihm unmöglich wurde, der Verſuchung noch länger Widerſtand zu leiſten.

„So lange Du für mich wachſt, Friedrich, bin ich hier ſicherer, als anderswo," ſagte Roßberg, indem er ſich wieder auf das Bett ſtreckte. „Gönne mir nur noch den Frieden dieſer einzigen Nacht. Morgen — doch daran will ich jetzt nicht denken."

Friedrich biß die Zähne zuſammen; er war empört über des Anderen Gleichgiltigkeit, und ſeine Empörung ſtieg noch, als er gleich darauf wahrnahm, daß Roßberg wieder eingeſchlafen war. Ihm, der doch kein Verbrechen begangen, war's unmöglich, jetzt zu ſchlafen, und da lag dieſer Mann, deſſen Seele eine Blutſchuld drückte, und ſchlief wie ein Kind.

Die Lampe, der es ſchon lange an Nahrung gebrach, verlöſchte. Die Finſterniß und das ringsum herrſchende Schweigen wurden Altmann unerträglich. Auch im Zimmer der Mutter regte ſich nichts.

Er hatte gethan, was er konnte, um ſeinen Freund vor der drohenden Gefahr zu warnen. Nach jener Seite war ſeiner Pflicht Genüge geſchehen; jetzt hatte er eine andere Pflicht, die des Bürgers eines Rechtsſtaates, zu erfüllen, und außerdem noch die Pflicht, für ſich und die Seinen Lebensunterhalt zu ſchaffen, ſo lange er dies zu thun noch in der Lage war.

Er nahm ſeinen Hut und ging aus der Thür, die er leiſe und vorſichtig hinter ſich verſchloß. Dann begab er ſich zur Polizei, wo er eine kurze Unterredung mit dem wachhabenden Beamten hatte.

„Wie ich höre, iſt eine Belohnung von viertauſend Thalern für Denjenigen ausgeſetzt, durch deſſen Hilfe die Feſtnahme des Mörders des jungen Harniſch ausgeführt werden kann," ſagte er.

„Das iſt richtig," antwortete der Beamte, den ſpäten Beſuch aufmerkſam von oben bis unten muſternd. „Können Sie uns auf die Spur helfen?"

„Ich kann Sie dorthin führen, wo Sie den Mann finden werden."

Jeder Nerv in Altmann's Körper bebte, als er dieſe Worte ſprach; äußerlich aber erſchien er ganz ruhig. Sein verzweifelter Entſchluß verlieh ihm Feſtigkeit. Es galt viertauſend Thaler! Im Beſitz dieſer Summe brauchte er mit den Seinen nicht mehr zu darben.

Der Beamte begann an dem Telegraphenapparat zu klappern, und nach einer Viertelſtunde traten drei Gendarmen in das Bureau.

Altmann führte dieſelben nach ſeiner Wohnung. Er beſchrieb ihnen den Eingang, händigte ihnen den Schlüſſel ein und ſagte ihnen, in welchem Zimmer ſie den Flüchtling finden würden. Er ſelber verbarg ſich ſeitwärts hinter der Ecke eines Zaunes, um in dem bleichen Dämmerſchein des grau und kalt anbrechenden Morgens nicht geſehen zu werden.

2.

In der unmittelbaren Umgebung der berühmten weſtfäliſchen Stahl- und Eiſenſtadt Bochum lag ein einfaches Landhaus. Der ausgedehnte, in feinſtem Geſchmack angelegte und mit einem kunſtvoll geſchmiedeten Eiſengitter umhegte Garten deſſelben zeugte von der Wohlhabenheit ſeines Beſitzers.

Landhaus und Garten waren Eigenthum eines Bochumer Maſchinenfabrikanten, des Herrn Joſeph Friedrich.

Derſelbe war vor nunmehr zwanzig Jahren mit einem kleinen Kapital dorthin gekommen und hatte ſich an dem Geſchäft eines techniſch ſehr geſchickten, aber mittelloſen Mannes betheiligt. Die vereinten Kräfte Beider brachten

das Geschäft schnell in die Höhe. Jahr um Jahr gewannen die trefflichen Erzeugnisse desselben weitere Anerkennung, und die Bestellungen auf die von der Firma Meißner & Friedrich hergestellten Werkzeuge nahmen immer größere Ausdehnung an. Aus der kleinen Werkstatt, in welcher Friedrich seinen Theilhaber gefunden, war ein gewaltiges Gebäude geworden, in welchem über zweihundert Arbeiter vollauf Beschäftigung fanden. Meißner starb im Laufe der Jahre, und dadurch erlangte Friedrich freie Hand, den Betrieb noch mehr auszudehnen. Was er begann, das glückte ihm; seine Bekannten beneideten und bewunderten seine Erfolge, aber nur sehr wenige waren, die ihn aufrichtig ihren Freund nannten.

Als Mensch und Bürger erfüllte er nach allen Richtungen seine Pflicht. Sein häusliches Leben aber war ein düsteres und eintöniges.

Vor zehn Jahren hatte er das Landhaus erbaut und eine Frau heimgeführt, die ihm ein beträchtliches Vermögen zubrachte. Dann wurde er Vater, allein die Kinder starben sämmtlich dahin, ehe er noch Freude an ihnen erleben konnte. Endlich starb auch die Mutter, und er blieb zurück, zwar noch reicher als zuvor, aber auch völlig vereinsamt.

Da brachte er einst von einer Reise ein fünfzehnjähriges Mädchen mit heim, welches allgemein für seine Tochter aus einer früheren Ehe gehalten wurde.

Anna Friedrich, ein frisches, schönes Kind, war wohl geeignet, die Hoffnung auf freundlichere Tage in dem Herzen des einsamen Mannes zu erwecken. Ob sie diese Hoffnung erfüllte, darüber wurde nichts bekannt. Alles, was Reichthum bieten konnte, stand ihr zur Verfügung; als sie zwanzig Jahre alt geworden, war sie zwar noch viel schöner, als zur Zeit ihres Einzuges im Landhause, von ihrer frischen Fröhlichkeit aber war nicht viel übrig geblieben.

An einem lichten, warmen Junitage ſtand im Schatten des kleinen Birkengehölzes, welches dem Garteneingang gegenüber lag, ein junger Mann, der eifrig nach dem Hauſe lugte, als erwarte er Jemand, der von dort herkommen müſſe. Er mochte ungefähr achtundzwanzig Jahre zählen und war in ſeinem dunkelgrauen Anzuge und breitrandigen Filzhut eine ſehr ſtattliche Erſcheinung. Sein männliches, wackeres Geſicht zeugte von Geſundheit und Kraft, zugleich aber verrieth ein gewiſſer Ausdruck um Augen und Mund, daß ein Kummer oder eine Sorge ſein Herz belaſtete.

Der ſehnende Blick ſeines Auges erhellte ſich, als eine einfach, aber anmuthig gekleidete junge Dame aus der Thür des Landhauſes trat und, nachdem ſie den Sonnenſchirm aufgeſpannt hatte, langſam durch den Garten und auf das Birkengehölz zuſchritt.

„Sie kommt alſo doch!“ murmelte der junge Mann freudig aufathmend und ſich gleichzeitig mehr in die Tiefe des Gehölzes zurückziehend.

Als das Mädchen die Gartenpforte erreicht hatte, warf ſie einen ſcheuen Blick nach dem Hauſe zurück und eilte dann beflügelten Schrittes über den ſonnigen Weg in die Schatten der leiſe flüſternden Birken.

Die junge Dame war Anna Friedrich, der Graugekleidete, der ſie erwartet hatte, nannte ſich Georg Ritter und war ein in einem Bochumer Gußſtahlwerk beſchäftigter Ingenieur.

„Dank, liebſte Anna, innigen Dank für dieſen Beweis Deines Vertrauens!“ rief er der Herankommenden mit zärtlich erregter Stimme entgegen.

Sie legte ihre bebende Hand in die ſeine. „Bedurfte das noch eines Beweiſes?“ fragte ſie.

„Nein, o nein! Und nun will ich auch Geduld haben. Du haſt mir ja geſagt, daß ich warten und hoffen ſoll.“

„Dieſe Worte wiederhole ich Dir auch heute, Georg. Warte und hoffe!“

Sie begleitete dieſe Rede mit einem ſchwachen Lächeln, aus welchem der junge Mann Ermuthigung herausleſen ſollte.

„So iſt es alſo nicht wahr, was man ſich allenthalben erzählt, daß Du den Baron Wenſe heirathen wirſt?“

„Mein Vater trägt ſich allerdings mit dieſem Plan. Er meinte, daß ich mir die Gedanken an Dich nur aus dem Kopfe ſchlagen ſolle; die Trennung von Dir würde mich im Laufe der Zeit die große Ehre ſchon im rechten Lichte erkennen laſſen, die mir durch dieſe Verbindung zu Theil würde.“

„Und wenn ich nicht wäre, würde Dir dieſe Ehre auch wirklich zu Theil werden, Du würdeſt vielleicht ſogar recht glücklich werden, denn der Baron von der Wenſe ſoll ein ſehr liebenswürdiger und ſehr braver Herr ſein. Durch meine ſelbſtiſche Liebe geht Dir eine Lebensſtellung verloren, die den meiſten jungen Damen für ſehr erſtrebenswerth gelten würde.“

„Nicht nur durch Deine, ſondern vor Allem durch meine ſelbſtiſche Liebe,“ lächelte Anna mit ſanftem Vorwurf.

„Nun denn, ſo iſt ja Alles gut!“ rief er, während ſein Auge fröhlich aufleuchtete. „Jetzt aber müſſen wir uns unſere Lage auch ganz klar machen. Du biſt eines reichen Mannes Tochter, während ich verhältnißmäßig ein armer Schlucker bin, der nur einige ‚Ausſichten‘ zu ſeinen Gunſten in die Wagſchale werfen kann. Dein Vater hält es für eine zu langwierige und unſichere Sache, zu warten, bis dieſe Ausſichten ſich verwirklicht haben. Wir dürfen ihn deswegen nicht allzu ſehr tadeln —“

„Wenn ich aber recht verſtanden habe, dann iſt auch der Baron nichts weniger als reich,“ unterbrach ihn das Mädchen.

„Er iſt ſogar ärmer als ich, aber er hat ſeinen Titel, ſeinen Stammbaum und ſeine vornehmen Verwandten, und das zählt gewaltig in den Augen ſolcher Leute, wie Dein Vater iſt. Wir ſind ja natürlich anderer Anſicht und haben keine andere Entſchuldigung für unſere Kühnheit, als unſere Liebe.“

„Und iſt das nicht genug, Georg?“

„Für uns ja, nicht aber für Deinen Vater. Seiner Meinung nach ſind wir verblendete Thoren, die nicht einzuſehen vermögen, daß er uns nur vor einem dummen Streich bewahren will, den wir, wenn er begangen iſt, eines Tages bitterlich bereuen müßten. Wir aber glauben ihm das nicht, und nunmehr macht er ſeine väterliche Gewalt geltend. Er verbietet uns, uns zu verloben, und Dir führt er den Mann zu, den er Dir zum Gatten erwählt hat. Hältſt Du Dich nun für ſtark genug, ſeiner Ueberredung, ſeinen Befehlen auf die Dauer Widerſtand zu leiſten?“

Anna ſchaute dem Geliebten ruhig in das eifrig forſchende Auge. „Ja,“ antwortete ſie, „ich fühle mich ſtark genug, Allem zu widerſtehen; aber es wird dahin nicht kommen. Mein Vater wird nicht unnöthig in mich dringen, wenn er ſieht, daß ſeine Bemühungen nutzlos ſind. Er wird davon abſtehen, denn er iſt nicht der Mann, der ſein Kind wiſſentlich unglücklich macht.“

„Ich will hoffen, daß Du Dich nicht täuſchen mögeſt. Vergiß nicht, der Tag Deiner Verlobung iſt bereits feſtgeſetzt. Dein Vater will gar nicht ſo lange warten, bis Du mich vergeſſen haſt; er meint ſeinen Plan auszuführen, ehe wir ihm denſelben durchkreuzen können.“

Anna ſah ihn erſchrocken an. „Das iſt ein Irrthum,“ rief ſie. „Es iſt unmöglich, daß mein Vater eine ſolche Maßregel treffen ſollte, ohne mir ein Wort davon zu ſagen.“

„Das hatte ich auch geglaubt; aber er hat's dennoch gethan. Geſtern hörte ich's aus ſeinem eigenen Munde, und das war auch der Grund, weswegen ich Dich um die heutige Zuſammenkunft bat."

„Dann hat er das wohl im Zorne geſagt, oder in der Hoffnung, daß eine ſolche Mittheilung Dir den Muth benehmen ſollte."

„Zornig war er, das iſt richtig, aber was er ſagte, das meinte er auch. Was können wir alſo thun, um uns ſeiner Abſicht zu widerſetzen, Anna?"

„Das weiß ich jetzt nicht, Georg; ich weiß nur, daß ich mich nicht zwingen laſſe! — Aber ich glaub's nicht, Liebſter. Ich kenne meinen Vater. Er iſt zuweilen rauh und heftig, aber er will nur mein Beſtes, deſſen bin ich ganz gewiß. Sein ganzes Dichten und Trachten iſt mein Glück, meine Zukunft. Er iſt ſo ſtolz auf mich, und deshalb möchte er mir nun auch wohl gern einen vornehmen Gemahl geben. Aber mag's kommen, wie es will, ich bin Dein, Georg, nur Dein, es ſei denn, daß Du ſelber mich zurückſtießeſt."

Er ergriff ihre Hände. Er ſprach kein Wort, weil Betheuerungen hier überflüſſig waren. Sein Schweigen ſprach beredter, als die feurigſten Worte dies vermocht hätten. Sie fühlte dies, ihre ſchönen grauen Augen ſagten ihm, daß ſie ihm danke und auf ihn baue. Was ihm vom Geſchick auch beſchieden ſein mochte: Eines war ihm ſicher — die Liebe eines treuen Herzens. Dieſes Bewußtſein verlieh ihm Kraft und Zuverſicht.

So ſtanden ſie ineinander verſunken, bis Georg, plötzlich aufblickend, ganz in der Nähe Herrn Joſeph Friedrich gewahrte. Der Fabrikant kam vom Garten her und ſchritt geradeswegs auf die Liebenden zu.

„Dein Vater!" ſagte Georg leiſe. „Nun wird's wieder etwas geben. Aber fürchte Dich nicht, ich werde ganz ruhig bleiben."

Damit gingen die Beiden langſam dem Herankommenden entgegen. Wohl fühlte Anna innerlich eine ängſtliche Erregung, trotzdem aber war ſie ſich einer neuen Kraft bewußt, die ſie gegenüber dem Zorne ihres Vaters aufrecht erhalten würde.

Als die jungen Leute vor dem Fabrikanten ſtanden, nahm derſelbe mit einem kaum merklichen Kopfnicken von der Gegenwart des Ingenieurs Notiz.

„Du kannſt Dich von Herrn Ritter verabſchieden und in's Haus gehen, liebe Anna," ſagte er dann zu ſeiner Tochter. „Ich habe mit Deinem Freunde etwas zu reden."

In ſeinen Worten lag weder Zorn noch Spott; er ſprach, als ſähe er in dieſer Begegnung gar nichts Unzuläſſiges. Anna gehorchte ſchweigend, und jetzt ſtanden die Männer einander gegenüber — Einer ſo gefaßt und entſchloſſen, wie der Andere.

Joſeph Friedrich war eine unterſetzte, breitſchulterige Geſtalt; ſein Alter mochte fünfzig Jahre ſein. Das glattraſirte Geſicht ließ ihn auf den erſten Blick vielleicht jünger erſcheinen, allein bei näherer Betrachtung fügten die tiefen Furchen auf der Stirn und die zahlreichen Falten in der Augengegend, ſowie das bereits ſtark ergrauende Haar ſeinem Aeußeren noch zehn Jahre zu. Seine harten Züge verriethen einen halsſtarrigen, energiſchen Willen, in ſeinen lichtbraunen Augen hätte ein Menſchenkenner eher eine innere Zerfahrenheit, als ſelbſtbewußte Feſtigkeit entdeckt. Trotz dieſes Widerſpruches in ſeiner Phyſiognomie aber machte er dennoch den Eindruck eines Mannes, mit dem man nur mit großer Vorſicht einen Streit beginnen dürfe.

„Es thut mir leid, Herr Ritter," begann er in einer Tonart, die etwas gepreßt klang, „daß ich bei unſerer letzten Begegnung ſo heftig geworden bin, um ſo mehr, als ich aus Ihrer Anweſenheit hier erſehe, daß meine

Worte gar keinen Eindruck auf Sie gemacht haben. Sie müssen meine Erregung mit meiner Sorge für die Zukunft meines Kindes entschuldigen und auch damit, daß Sie meine Pläne immer wieder von Neuem zu durchkreuzen versuchen."

Eine solche Anrede hatte Ritter nicht vorausgesehen. Er war auf einen zornigen Angriff vorbereitet gewesen, nicht aber auf eine solche Milde, noch weniger aber auf eine Bitte um Entschuldigung.

„Ich muß Ihnen gestehen, Herr Friedrich," entgegnete er daher offenherzig, „daß ich Ihre Verstimmung über mein Verhalten für durchaus berechtigt erachte; andererseits aber hoffe ich, daß Sie auch mir Gerechtigkeit widerfahren lassen werden, wenn ich Ihre Anordnungen nicht als endgiltige anzuerkennen vermag."

„Von Ihrem gegenwärtigen Standpunkt aus haben Sie Recht. Wenn Sie sich aber in späteren Jahren herbeilassen wollen, die Sache auch einmal von meinem Standpunkt aus zu betrachten, dann werden Sie sicherlich zugeben, daß meine Maßnahmen nur von dem ganz natürlichen Wunsche geleitet werden, meiner Tochter bei ihrem entscheidenden Schritt in's Leben den Vortheil meiner eigenen reichen Erfahrungen zugute kommen zu lassen."

„Ich brauche nicht erst älter zu werden, um einzusehen, daß Ihre Handlungsweise von den besten Absichten geleitet wird; allein nimmermehr werde ich zugestehen, daß Sie das Recht haben, mir Anna vorzuenthalten, es sei denn, daß Sie mir nachweisen, daß ich Ihrer Tochter nicht würdig bin."

„Sie meinen also, ein unerfahrenes Mädchen könne über die wichtigste Angelegenheit ihres Lebens allein entscheiden, ohne auf die Wünsche oder auf das Urtheil ihres Vaters auch nur im Mindesten Rücksicht zu nehmen?"

„Das ist eine sehr schroffe Auffassung, Herr Friedrich.

Dergleichen iſt mir nicht in den Sinn gekommen. Dagegen aber möchte ich behaupten, daß Sie als Vater die Pflicht haben, hier, wo es ſich um die ganze Zukunft Ihrer Tochter handelt, auch den Wünſchen derſelben Ihrerſeits möglichſt Rechnung zu tragen."

Der Fabrikant ſchwieg.

„Sagen Sie mir rund heraus, Herr Friedrich," fuhr der junge Mann eifrig fort, „was Sie gegen mich einzuwenden haben!"

„Sie ſind nicht in der Lage, meiner Tochter die Lebensſtellung zu bieten, die ich für dieſelbe im Auge habe," entgegnete der Fabrikant trocken.

„Alſo um Ihre Tochter in eine Stellung zu bringen, die Ihrer eigenen Eitelkeit ſchmeicheln würde, wollen Sie das Glück des armen Mädchens aufopfern!" brach Ritter leidenſchaftlich aus.

Friedrich blieb ganz ruhig. Es ſchien, als ob er ein gewiſſes Mitgefühl für den jungen Mann habe und deſſen Heftigkeit wohl entſchuldbar fände. „Ich glaube nicht, daß Anna's Glück gefährdet iſt," ſagte er, die Anſchuldigung übergehend. „Ich gebe zu, daß Sie einen tiefen Eindruck auf das Mädchen gemacht haben, ſie iſt aber noch zu jung, als daß dieſer Eindruck ein bleibender ſein könnte. Ein Gleiches gilt auch von Ihnen, und eines Tages werden Sie Beide mir dankbar dafür ſein, daß ich Sie von einer jugendlichen Uebereilung zurückgehalten habe."

„Sie irren ſich! Sie ſcheinen Ihre Tochter nicht zu kennen und jedenfalls täuſchen Sie ſich in Bezug auf mich!"

„Mag ſein; mich aber kenne ich. Ihre Verſicherungen von ewiger Liebe und Treue haben für mich keinen Werth. Ich werde daher wohl oder übel mein Vaterrecht üben und nöthigenfalls den Gehorſam meines Kindes erzwingen müſſen."

„Ueber mich aber haben Sie kein Recht und meinen Gehorsam können Sie nicht erzwingen! Ich weiß, daß Anna mir treu bleibt, und in diesem Bewußtsein sehe ich all' Ihren Schritten und Maßnahmen ruhig entgegen."

„Sie reden wie ein kecker Knabe und nicht wie ein Mann von gesundem Verstande, mein lieber Herr Ritter, und dadurch beweisen Sie selber am besten, daß meine Entscheidung die richtige ist. Sie sind viel zu hitzig und unüberlegt, als daß Sie ein zuverlässiger Beschützer meines Kindes sein könnten. Anna wird sich demnach meinem Willen zu fügen haben."

Die Worte „kecker Knabe" durchzuckten den Ingenieur wie ein elektrischer Schlag, dieselben waren jedoch in einem so ruhigen Tone gesprochen, daß sie eher einer wohlwollenden Mahnung, als einem Ausdruck des Spottes glichen. Darum zügelte er den Zorn, der heiß in ihm aufsteigen wollte, und seine Entgegnung klang zwar energisch, aber noch immer gefaßt und höflich.

„Wenn Anna sich fügt, Herr Friedrich, dann geschieht dies nur, weil Ihre Gewalt sie gegen ihr inneres Empfinden dazu zwingt; ich erkläre Ihnen daher schon jetzt, daß der Zwang, den Sie Ihrer Tochter vielleicht anthun werden, für mich keinerlei Verbindlichkeit haben wird. Ich habe Anna's freiwilliges Versprechen und kann ihr dasselbe nur dann zurückgeben, wenn sie selber dies von mir verlangt."

„Gut; sie wird es verlangen."

„Das wollen wir abwarten; thut sie es aber, dann muß es aus freiem Antriebe und nicht unter dem Druck einer Vergewaltigung geschehen."

„Ich sehe ein, daß ein weiteres Verhandeln mit Ihnen zwecklos wäre, Herr Ritter. Sie haben sich in den Kopf gesetzt, mich vollständig zu ignoriren, es bleibt mir daher nur übrig, Ihren ferneren persönlichen und schriftlichen Verkehr mit meiner Tochter nach Kräften zu verhindern."

„Das wird Ihnen nicht gelingen.“

Der Fabrikant verſuchte zu lächeln. „Es heißt ja, daß die Liebe ‚Eiſen und Kerker und feindliches Heer‘ überwindet,“ ſagte er. „Allein ich glaube nicht, daß ſie auch ſtark genug iſt, das Pflichtgefühl über den Haufen zu rennen, das ich anzurufen gedenke. — Adieu, Herr Ritter; es thut mir leid, daß von jetzt an zwiſchen uns die Bekanntſchaft zu Ende ſein muß.“

„Sei es, wie Sie für gut erachten,“ entgegnete der Ingenieur mit feſter Stimme. „Adieu, Herr Friedrich“

Damit wendete er ſich um und ging ſchnellen Schrittes davon.

Der Fabrikant ſtand unbeweglich und ſchaute ihm, die Hände auf den Knauf ſeines Stockes geſtützt, lange nach. Auf ſeinem Geſichte lag kein Schatten von Unwillen über die Widerſpenſtigkeit des jungen Mannes, wohl aber ein tiefes Bedauern über dieſen Ausgang. Er kannte den Ingenieur als einen äußerſt tüchtigen Mann und als ſolchen hatte er ihn auch immer hochgeachtet. Als er die Geſtalt deſſelben in der Ferne verſchwinden ſah, da regten ſich leiſe Zweifel in ſeiner Bruſt, Zweifel, ob er auch wirklich den rechten Weg zum Glücke ſeiner Tochter eingeſchlagen habe. Da ſein einziger Beweggrund doch nur das Glück ſeines Kindes war, warum ſollte er ſich da den Wünſchen der Liebenden nicht geneigt zeigen? Warum hinderte er ſie daran, aus eigener Erfahrung zu lernen, ob ſie recht gethan, ſich ſeinem wohlmeinenden Rath zu widerſetzen?

Andererſeits aber ſtellte er ſich auch ſein geliebtes Kind als Baronin Wenſe vor. Die Wenſes gehörten zu den älteſten Familien der hannöver'ſchen Ariſtokratie. Der Baron war ein trefflicher Mann, ein Mann von wahrhaft vornehmer Geſinnung — es war ganz ohne Zweifel, daß Anna an ſeiner Seite ſehr ſchnell ihre Stellung als

Ariſtokratin ſchätzen lernen würde, um ſo eher, als ſie mit Hilfe des väterlichen Reichthums dann ein Haus machen konnte, deſſen Glanz hinter dem ihres Namens nicht zurückzuſtehen brauchte. Außerdem aber würde der Baron der beſte aller Gatten ſein, dafür bürgte ſein Charakter.

War's daher nicht thöricht, wenn er ſich dennoch allerlei Zweifeln überließ?

Er ſtieß ſeinen Stock auf die Erde und wendete ſich dem Hauſe zu.

Hier angekommen, ließ er Anna zu ſich rufen. Die junge Dame kam ſofort und fand ihren Vater am Fenſter ſtehend und, die Hände auf dem Rücken, in's Freie blickend. Er war ſo in Gedanken verſunken, daß er ihren Eintritt gar nicht bemerkte.

Sie blieb eine Weile zögernd an der Thür ſtehen, dann aber ſagte ſie mit ihrer ſanften Stimme: „Du haſt mich rufen laſſen, lieber Vater, was wünſcheſt Du von mir?"

Er fuhr herum, als hätten des Mädchens Worte ihn erſchreckt. Sein Antlitz war bleich; er ſchaute drein wie einer, den man jäh aus einem böſen Traume aufgerüttelt hat. Die Gedanken, die ihn quälten, nahmen immer wieder und wieder die Geſtalt der Fragen an: Bin ich auch wirklich im Recht? Oder iſt dies etwa ein neuer Verrath, deſſen Folgen mich zum Wahnſinn treiben müſſen?

„Biſt Du da, Anna?" ſagte er wie in halber Betäubung. „Ja, Kind, ja — ich wollte mit Dir reden. Setz' Dich, Kind. Wir müſſen die Sache ſehr ruhig betrachten, denn was ich Dir jetzt zu ſagen habe, iſt von größtem Einfluß ſowohl auf Dein, als auch auf mein Leben. Komm' hierher an's Fenſter. Setz' Dich dort in's Licht."

Er wies auf einen Seſſel und nahm auf einem gegen-

über ſtehenden Stuhle Platz. Dann fuhr er mit der Rechten über ſein Geſicht, als wolle er eine Nebeldecke von ſeinen Augen entfernen.

Hell und mit heiter goldigem Schein fiel zwiſchen Beiden der Sonnenſchein in's Gemach.

3.

„Kannſt Du mir das Zeugniß geben, daß ich Dir immer ein guter Vater geweſen bin, Anna?“ fragte der Fabrikant nach einer langen Pauſe. Er mußte ſich anſtrengen, um ſeine Stimme hörbar und verſtändlich zu machen; auf ſeinem Herzen lag ein Druck, den er kaum ertragen konnte.

Das Mädchen ſchaute ihn mit vollem, offenem Kindesblick an. „Ja, lieber Vater,“ antwortete ſie mit Wärme. „Du biſt immer lieb und gut gegen mich geweſen.“

Hier unterbrach ſie ſich mit plötzlichem Erröthen; der Ausdruck ihres Blickes veränderte ſich, theils, weil ein Gedanke in ihr aufſtieg, theils aber auch, weil des Vaters ungewohnt krankhaftes Ausſehen ſie beſorgt machte.

„Ausgenommen in einer Hinſicht,“ ergänzte er ihre Rede, „und in dieſer wirfſt Du mir vielleicht Grauſamkeit vor. Darin irrſt Du Dich aber, liebes Kind. Auch in dieſem Falle laſſe ich mich nur von meiner Liebe zu Dir beſtimmen. Höre mich an. Die Welt hält mich für einen glücklichen Menſchen. Vielleicht biſt auch Du dieſer Meinung geweſen. Ich bin reich, mein Vermögen mehrt ſich von Tag zu Tag, mein Geſchäft ſteht auf feſten Füßen, und ſo hätte ich eigentlich allen Grund, ſtolz und zufrieden zu ſein — wie?“

Sein Weſen wurde mit jedem Augenblick ſeltſamer. So hatte ſie ihren Vater noch nie geſehen. Es ward ihr unheimlich zu Muthe, und eine innere Angſt verſetzte ſie

in Aufregung. Sie beſchloß, jedes Wort zu vermeiden, welches den Zuſtand, in dem er ſich augenſcheinlich befand, etwa verſchlimmern konnte.

„Ja, lieber Vater," ſagte ſie. „Allenthalben ſagt man, daß Dein unermüdlicher Fleiß von wunderbarem Erfolge gekrönt worden ſei."

„Alſo das ſagt man," entgegnete er bitter. „Ja, ich habe Geld verdient, viel Geld . . . trotz dieſes wunderbaren Erfolges aber bin ich ſtets nur unglücklich geweſen — ſo unglücklich, wie der Elendeſte der Menſchen. Die Arbeit war für mich, was für Andere der Trunk iſt — ein Betäubungsmittel. Ich ſuchte Vergeſſen — Vergeſſen! Mutter, Schweſter, Frau, Kinder — Alle, Alle ſind mir entriſſen worden, außer Dir. Darum ſollteſt Du mir ein Troſt ſein für die ausgeſtandenen Leiden. Aber auch Du läßt mich im Stich. Auch Du!"

„Ich will ja Alles thun, was Dich tröſten und Dir Freude bringen könnte, Vater," ſagte das junge Mädchen tief bewegt. „Aber ich kann mir nicht denken, daß es Dein Wille iſt, ich ſolle meinen inneren Frieden und mein Lebensglück einer geſellſchaftlichen Stellung opfern, für die ich mich ganz und gar nicht geeignet fühle. Ich bin nicht geſchaffen, die große Dame zu ſpielen. Der Gedanke allein ängſtigt mich ſchon. Und dann — ich könnte dem Herrn Baron Wenſe niemals die Empfindungen entgegenbringen, die eine Frau ihrem Gatten ſchuldig iſt."

„Du darfſt und kannſt ihn aber achten, und das iſt genug. Ich habe viele Ehen kennen gelernt, theils aus eigener Anſchauung, theils durch Hörenſagen, die den Abmahnungen der Eltern zum Trotz geſchloſſen wurden, und ich weiß, wie bitter die Enttäuſchung und die Reue waren, die in allen ſolchen Fällen niemals lange ausgeblieben ſind. Mein liebes Kind, Du biſt noch zu jung und bildeſt Dir Dinge ein, die in der Wirklichkeit ganz anders

ſind. Die wahre Liebe ſtellt ſich erſt ein, wenn man auch die Tiefen des Leides erfahren hat."

„Und leide ich nicht etwa auch, wenn ich ſehen muß, daß ich mir Dein Mißfallen zugezogen habe?" entgegnete ſie traurig.

„Beſtehſt Du alſo wirklich darauf, mich zu Gunſten eines Mannes zurückzuſetzen, den Du kaum erſt zwei Jahre kennſt? Biſt Du gewillt, mir Kummer und Gram zu bereiten, nur um ihm zu Gefallen zu ſein? Und willſt Du um ſeinetwillen am eigenen Leibe erfahren, was es heißt, arm ſein und Noth leiden?"

Das waren ſchwer zu beantwortende Fragen für Anna. Ihr kindliches Gefühl gebot ihr, dieſelben zu verneinen, die Liebe aber forderte gebieteriſch die Bejahung.

Sie ſchwieg eine Weile. „Ich glaube, daß ich um Georg's willen Alles ertragen könnte," ſagte ſie endlich leiſe, „und doch will ich auch Dir keinen Kummer verurſachen, lieber Vater!"

„Das letztere thuſt Du aber. Ohne Zweifel beſchwichtigſt Du Dein Gewiſſen mit dem Gedanken, daß ich ungerecht gegen Ritter ſei und daß ich — wie er ſelber mir keck genug vorwarf — nur um meiner eigenen Eitelkeit zu fröhnen eure Verbindung nicht zugeben wolle."

„Glaube das nicht! Das iſt mir nie in den Sinn gekommen! O, ich weiß ja nicht, was ich noch ſagen, ich weiß ja nicht, was ich denken und was ich thun ſoll! Ich weiß nur, daß ich unglücklich, o ſo unglücklich bin!"

Mühſam verhaltenes Schluchzen ſchnürte ihr die Kehle zu.

Der Fabrikant erhob ſich und ſchritt in höchſter Erregung im Zimmer hin und her. Wieder erhob die Stimme in ſeinem Innern die Frage: Bin ich auch wirklich im Recht, oder iſt dies ein neuer Verrath?

Dann ſtand er entſchloſſen vor der Tochter ſtill. Er legte ſeine Hand zärtlich auf ihren Kopf.

„Um eines längſt verſtorbenen Freundes willen," ſagte er mit heiſerer Stimme, „wollte ich Dir eine vornehme Stellung ſchaffen, weil ich glaube, daß er dies gern geſehen hätte. Mein Reichthum hat ſeit langen Jahren für mich nur Deinetwegen noch Werth. Als der Baron Wenſe bei mir um Deine Hand anhielt, ſchätzte ich mich glücklich, ein vermögender Mann zu ſein — um Deinetwillen, Du mein einziges Kind. Es ſchien mir, als ob das Ziel meines Lebens nun erreicht ſei. Aber fern ſei es von mir, Dich zu zwingen, wie bitter die Enttäuſchung auch für mich iſt —"

Anna hatte ſich an ſeinen Hals geworfen. „Mein guter, mein beſter Vater!" rief ſie unter Freudenthränen. „O wie glücklich machſt Du mich!"

„Das höre ich gern, mein liebes Mädchen," ſagte er bewegt. „Aber Eins mußſt Du mir noch verſprechen, ehe wir an weitere Schritte denken."

„Alles, was Du willſt!"

„Gut. Willſt Du nun verſuchen, die Sache noch eine Zeitlang ganz ruhig zu überdenken, ohne inzwiſchen Ritter zu ſehen, ohne jeglichen Verkehr mit ihm? Setzen wir vierzehn Tage feſt, nach deren Ablauf Du mir das Ergebniß Deiner Ueberlegungen mittheilen ſollſt."

„Das verſpreche ich Dir. O, wie dankbar wird Georg Dir für ſoviel Liebe und Güte ſein!"

Ihr glückſtrahlendes Geſicht und ihr heißer, überſtrömender Dank war ihm ein Erſatz für die Aufgabe ſeines ſo eifrig gehegten Planes. Er gelangte dadurch zu der Einſicht, daß die Ausführung deſſelben nur ihm und dem Baron Befriedigung gebracht haben würde. Er verſöhnte ſich mit der neuen Lage der Dinge um ſo leichter, als Anna in den vierzehn Tagen der Probezeit ein ganz neues Weſen wurde. Die gedrückte Stimmung, die in letzter Zeit wie ein froſtiger Reif auf all' ihrem Thun

und Denken gelegen, war mit einem Schlage verſchwunden. Warmer, fröhlicher Sonnenſchein lachte von Neuem aus ihren ſchönen Augen und kindlich reinen Zügen, und ſchon am frühen Morgen hörte ihr beglückter Vater ſie mit den Vögeln um die Wette ſingen.

Daß Ritter gar keinen Verſuch machte, mit ihr in Verkehr zu treten, hatte ihr anfangs einiges Kopfzerbrechen verurſacht; ſie beruhigte ſich darüber jedoch ſogleich, als der Vater ihr mittheilte, daß der junge Mann von einem großen Eiſenwerk, welches den Bau einer neuen Eiſenbahn in Südamerika auszuführen habe, nach Magdeburg gerufen worden ſei. Auch ſagte ſie ſich, daß der Geliebte wohl nicht geſchrieben habe, weil er nach ſeiner letzten Begegnung mit ihrem Vater fürchten mußte, daß ſeine Briefe nicht zu ihr gelangen würden. Trotz alledem aber ſtiegen nach und nach doch allerlei quälende Gedanken in ihr auf. Warum machte Georg nicht wenigſtens den Verſuch, ihr auf irgend eine Weiſe zu erkennen zu geben, daß er ihrer gedächte?

Die feſtgeſetzte Zeit verſtrich, und Anna eröffnete nunmehr ihrem Vater, daß ihre Empfindungen für Georg Ritter unverändert dieſelben ſeien.

„Nun alſo, mein Kind,“ ſagte der Fabrikant, dem erwartungsvoll vor ihm ſtehenden Mädchen die roſigen Wangen ſtreichelnd, „ſo ſollt ihr Beide das Feld behalten. Schreibe an Deinen Georg und theile ihm mit, daß es uns freuen würde, ihn ſobald als möglich bei uns begrüßen zu können. Soviel ich weiß, iſt er noch immer in Magdeburg.“

Mit Joſeph Friedrich war eine ebenſo große Veränderung vorgegangen, wie mit ſeiner Tochter. Sein Gang war leichter und elaſtiſcher als zuvor; es ſchien, als fühle er ſich von einer Bürde befreit. Seine Rede war ſanfter, weicher geworden, und — was er ſonſt nie ge-

than — er zeigte sich duldsam und mild gegenüber den Schwächen und Fehlern Anderer, namentlich seiner Untergebenen.

Eine Friedenshoffnung war in des Mannes Herz eingezogen, eine Ahnung neuen Glückes — weil sein Kind glücklich war.

Anna schrieb einen kurzen, liebevollen Brief an Georg Ritter und lud ihn zu baldigstem Besuch im Landhause ein.

Es vergingen noch einmal vierzehn Tage, aber der Brief blieb unbeantwortet.

Anna verzehrte sich in Ungeduld und banger Sorge. Der Vater beobachtete sie mit inniger Theilnahme.

„Die Arbeiten, mit denen Ritter beschäftigt ist, sind von höchster Dringlichkeit, wie ich höre," tröstete er sie. „Außerdem aber nehmen ihn auch wohl die Reisevorbereitungen in Anspruch, denn er muß in nächster Zeit nach Buenos-Ayres gehen. Vielleicht wartet er auch darauf, daß der erste Schritt des Entgegenkommens von mir geschehe, und ich muß gestehen, daß er zu einer solchen Auffassung auch nicht unberechtigt ist. Ich werde mich heute in seinem Bureau erkundigen, wann man ihn in Bochum zurückerwartet."

Dort vernahm der Fabrikant, daß Ritter im Laufe der Woche zwar wieder eintreffen, sich jedoch nur wenige Stunden aufhalten würde, um in aller Eile das Nothwendigste abzuwickeln und zu ordnen.

Joseph Friedrich entschloß sich daher, an seinen zukünftigen Schwiegersohn zu schreiben. Er theilte ihm mit, daß er keine Einwendungen mehr gegen seine Verbindung mit Anna habe, und daß die Letztere ihn sehnsuchtsvoll erwarte.

Auf diese freundlichen Zeilen erhielt er die folgende Antwort:

„Geehrter Herr!

Meinen Dank für Ihren wohlwollenden Brief. Seit unserer letzten Unterredung bin ich jedoch zu der Ueber-

zeugung gelangt, daß Sie vollſtändig im Rechte waren. Ihre Tochter wird mit dem Manne, den Sie für dieſelbe erwählt haben, ſicherlich glücklicher werden, als mit mir. Ich hoffe, daß ſie ihr Leben in ungetrübtem Glück genießen und mich recht bald vergeſſen möge.

Ergebenſt Georg Ritter."

Die peinlichen Gefühle, die der Fabrikant beim Leſen dieſes Briefes empfand, entbehrten nicht einer gewiſſen höhniſchen Befriedigung. Er hatte alſo doch richtig geurtheilt. Die Leidenſchaft des jungen Menſchen war eine mehr äußerliche geweſen. Jetzt ſah er eine erfolgreiche Zukunft vor ſich und ſofort gab er das Mädchen auf, das ſo treu und tapfer für ihn gelitten hatte.

Friedrich faltete das Schreiben ſorgfältig zuſammen und ſteckte es in die Taſche.

Was aber ſollte er der armen Anna ſagen? Wie ihr die Ueberzeugung beibringen, daß ſie ihr Herz an einen Unwürdigen fortgeworfen, der ihre Liebe nur als eine Staffel zu ſeinem Emporkommen betrachtet hatte?

Würde ſie ihm glauben? Ein bitteres Weh krampfte ſein Herz zuſammen, wenn er daran dachte, daß ſein Kind nun wieder mit bleichen Wangen, trüben Augen und ſtumm wie ein Schemen im Hauſe herumirren werde.

Dabei aber hatte er auch noch das unbeſtimmte Gefühl, als ob in dem Schreiben nicht Alles enthalten ſei, was der Schreiber zu ſagen hatte. War doch daſſelbe ſo gänzlich im Widerſpruch mit der felſenfeſten Zuverſicht, die den jungen Ingenieur damals zu dem Ausſpruch veranlaßte, daß nur Anna's perſönlicher Wille ihn bewegen könne, das Streben nach ihrem Beſitz aufzugeben.

Friedrich beſchloß, von dem Empfang des Briefes nichts verlauten zu laſſen, bis er aus Ritter's eigenem Munde eine volle Erklärung erhalten habe.

— — — — — — — — — — — —

Inzwiſchen nahm Anna's angſtvolle Aufregung von Tag zu Tag zu; ihr Frohſinn war längſt wieder verſchwunden, und die Vögelein ſangen jetzt ihre Morgenlieder wieder allein. Ihr Vater vermochte dies auf die Dauer nicht zu ertragen. Er kündigte ihr daher eines Morgens beim Frühſtück an, daß er eine Geſchäftsreiſe nach Magdeburg zu unternehmen habe, die ihn jedoch nur einen Tag von Hauſe fernhalten würde.

Anna ſchaute ihn an. Eine dunkle Gluth trat auf ihre vorher ſo bleichen Wangen.

„Könnteſt Du dort vielleicht auch mit Georg zuſammentreffen?“ fragte ſie mit ſtockender Stimme.

„Gewiß kann ich das,“ antwortete er mit erkünſtelter Heiterkeit. „Ich werde ihn ſogar aufſuchen. Haſt Du eine Botſchaft an ihn?“

„Ich weiß nicht — oder doch, ich möchte wiſſen, ob er meinen Brief erhalten hat — ich hätte ſo gern eine Antwort darauf,“ ſagte ſie zögernd.

„Das werde ich ihm beſtellen. Es ſcheint mir, als ob er es jetzt, da die Thür ihm geöffnet iſt, gar nicht mehr ſo eilig hätte, als vorher. Doch, das mag wohl ſo in der Verkehrtheit der menſchlichen Natur liegen.“

Dieſe Worte ſollten ſcherzhaft klingen, zugleich aber ſollten ſie das Mädchen auch ein wenig auf das Ergebniß vorbereiten, welches er vorausſah.

Anna ſchwieg; die Bemerkung hatte getroffen. Sollte der Vater dennoch mit ſeiner Prophezeiung Recht behalten? Sollte Georg's Liebe wirklich nichts anderes geweſen ſein, als ein ſchnell erlöſchendes Strohfeuer? Unmöglich!

„Ich bin gewiß, daß er kommen wird, wenn Du ſelber ihm die Einladung überbringſt,“ ſagte ſie mit erzwungener Ruhe.

Friedrich ſagte einige zuſtimmende Worte und dann machte er ſich ſchnell auf den Weg. Von Bochum aus

telegraphirte er an Ritter, daß er ihn im „Kaiſerhof“ zu einer beſtimmten Stunde in dringender Angelegenheit zu ſprechen wünſche.

Während der Eiſenbahnfahrt zermarterte er ſein Gehirn, um den Beweggrund zu dem ſeltſamen Benehmen Ritter's zu finden. Er bedauerte keineswegs, daß derſelbe ſich ſo unbeſtändig erwies, und daß ſeine Tochter auf dieſe Weiſe eine ſeiner Anſicht nach wohlthätige, wenn auch ſchwere Lehre erhielt. Ja, er würde ſogar Freude über dieſe Wendung empfunden haben, hätte er nicht fürchten müſſen, daß des Mädchens Geſundheit unter dieſem Schlage leiden, daß er dadurch vielleicht auch ſie noch verlieren werde. Die gegenwärtig überwiegende Empfindung aber war ein grimmiger Zorn, ein Haß gegen den Menſchen, der in ſo beleidigender Weiſe ſein, des reichen, hochangeſehenen Fabrikherrn freundliches und nachgiebiges Entgegenkommen in ſo beleidigender Weiſe zurückgewieſen hatte. Das forderte eine Erklärung, und dieſe Erklärung wollte er ſich erzwingen. —

Pünktlich auf die Minute erſchien der junge Ingenieur in dem Gaſthofe, wo der Bochumer Fabrikant ihn erwartete. Er ſah bleich aus, und derſelbe Ausdruck inneren Leidens, den Joſeph Friedrich bei Anna neuerdings wieder wahrgenommen, lag auch auf ſeinem Geſicht.

Er verbeugte ſich kurz. Friedrich reichte ihm die Hand hin, als dieſelbe aber nicht angenommen wurde, ſtarrte er ſeinem Beſucher mit zorniger Ueberraſchung in's Geſicht.

„Was ſoll das heißen, Herr Ritter?“ fragte er rauh. „Was iſt Ihnen in die Krone gefahren? Zuerſt ſchicken Sie mir einen Brief, von dem ich nicht weiß, was ich denken ſoll, und nun dieſes eigenthümliche Betragen?“

Ritter zuckte leicht die Achſeln. „Sie haben mich hierher beſtellt, Herr Friedrich,“ ſagte er kalt. „Darf ich nach Ihrem Belieben fragen?“

„Ich wollte von Ihnen hören, daß es Ihnen leid thue, ſich in ſolcher Weiſe gegen meine Tochter benommen zu haben."

„Ihre Tochter thut mir leid, ſehr leid," antwortete der Ingenieur. Ein leiſes Beben der Stimme verrieth ſeine innere Ergriffenheit.

„So! Alſo meine Tochter thut Ihnen leid! Wollen Sie ſo gut ſein und mir ſagen, was Sie bewogen hat, von der Verlobung zurückzutreten, die Sie gegen meinen Willen eingegangen waren und die Sie noch vor wenigen Wochen mit ſo kühnen Worten gegen jegliches Hinderniß aufrecht zu erhalten ſich vermaßen? Ich bin eigens hierher gekommen, um dieſe Erklärung von Ihnen zu fordern; verweigern Sie die Antwort, ſo kann ich Sie hinfort nicht mehr als einen Ehrenmann betrachten."

„Ich bedaure, Herr Friedrich, aber ich kann Ihnen den gewünſchten Aufſchluß nicht geben. Es war Ihr Wunſch, mein Verhältniß zu Ihrer Tochter abgebrochen zu ſehen. Der Wunſch iſt erfüllt — was wollen Sie nun noch mehr von mir?"

„Ich will Aufklärung von Ihnen!" fuhr der Fabrikant auf. „Hat meine Tochter ſich etwas zu Schulden kommen laſſen, was Ihr Betragen rechtfertigen könnte?"

„Nein," entgegnete der junge Mann, „Ihre Tochter hat ſich nichts zu Schulden kommen laſſen."

Er ſprach dieſe Worte langſam und mit auffallender Betonung, und dabei hoben ſich ſeine Blicke feſt zu denen des Gegners.

„Dann müſſen Sie ſelber etwas begangen haben, infolge deſſen Sie ſich jetzt meiner Tochter unwerth fühlen. Wenn dies der Fall iſt, dann kann ich Ihre Empfindung nur achten, muß aber darauf beſtehen, daß Sie perſönlich ihr mittheilen, aus welchem Grunde Sie das Verhältniß zu löſen gezwungen ſind."

„Sie irren ſich, Herr Friedrich. Auch ich habe nichts begangen, was mich um meine Selbſtachtung oder um die Achtung Ihrer Tochter bringen könnte.“

„Dann muß ich geſtehen, daß mir Ihr Benehmen vollſtändig räthſelhaft iſt. Ich will und muß aber wiſſen, was Ihnen die Dreiſtigkeit verlieh, mein Kind in ſo unerhörter Weiſe zu beleidigen. Mir war an einer Verbindung mit Ihnen nichts gelegen, das habe ich Ihnen oft genug geſagt. Meiner Tochter aber ſind Sie es ſchuldig, Ihr Betragen zu rechtfertigen.“

„Ich habe Ihnen bereits zu verſtehen gegeben, daß ich Ihnen weiter nichts erklären kann, als daß Ihre Anſicht die rechte geweſen iſt: eine Verbindung mit Ihrer Tochter hätte zu beiderſeitigem Unglück führen müſſen.“

„Wenn das Ihr letztes Wort iſt,“ entgegnete Friedrich mit wegwerfendem Hohn, „dann müſſen Sie ſich gefallen laſſen, daß Sie fortan in meinen Augen ein Lügner und ein Feigling ſind. Ein Lügner, weil Sie mein armes Kind durch Betheuerungen und Verſprechungen betrogen haben, an deren Erfüllung Sie gar nicht dachten, denen Sie ſich zum Mindeſten jetzt zu entziehen ſuchen — und ein Feigling, weil Sie ſich weigern, durch ein offenes Wort dieſe ſchändliche Handlungsweiſe zu erklären.“

Georg Ritter trat einen Schritt zurück, und eine dunkle Röthe ſchoß in ſeine Wangen. Aber es gelang ihm, die Selbſtbeherrſchung zu bewahren.

„Das Andenken an Anna hält mich zurück, Ihnen nach Gebühr zu antworten,“ ſagte er in tiefer Erregung. „Sie haben keine Ahnung davon, was der Entſchluß, den ich Ihnen brieflich mittheilte, mich gekoſtet hat. Ich ertrage Ihre Beleidigung um Anna's willen, und dies wird Ihnen Beweis genug dafür ſein, daß meine Empfindungen für Ihre Tochter keine Aenderung erfahren haben — ſie werden ewig dieſelben bleiben. Aber nun beſchwöre ich

Sie in Ihrem eigenen Intereſſe, dringen Sie nicht weiter in mich, begnügen Sie ſich mit der Erklärung, die Sie in Händen haben."

„Das iſt unmöglich. Ich muß meinem Kinde den Beweis dafür bringen, daß Sie freiwillig zurückgetreten ſind, und daß ich in vollſtem Rechte war, als ich von vornherein Einſpruch gegen dieſes Verhältniß erhob."

„Blicken Sie auf Ihr früheres Leben zurück! — Werden Sie auch jetzt noch auf Ihrem Verlangen beſtehen?"

Joſeph Friedrich richtete einen erſtaunten Blick auf den jungen Mann. Dieſer Blick ſollte ruhig und herausfordernd ſein, er verrieth aber, trotz des äußerlichen Zwanges, eine gewiſſe Beunruhigung.

„Ihre Frage iſt mir unverſtändlich," ſagte er kurz. „Ich muß unter allen Umſtänden auf meinem Verlangen beſtehen."

„So ſei es. Sie wollen es nicht anders. Hören Sie alſo: ich kann Anna nicht heirathen, ihr aber auch den Grund dafür nicht angeben, weil ein Verſtorbener zwiſchen uns ſteht — Heinrich Roßberg."

Das Antlitz des Fabrikanten erbleichte und ſchien zu verſteinen. „Heinrich Roßberg?" ſtieß er hervor.

„Heinrich Roßberg war mein Bruder!" brach der Ingenieur leidenſchaftlich aus. „Und Sie ſind Friedrich Altmann."

4.

Von ſicherer Höhe herabgeſtürzt zu werden, nachdem man die zuverſichtliche Ueberzeugung von der unantaſtbaren Feſtigkeit ſeiner Stellung gewonnen hatte, iſt ein Unglück, das Niemand überleben würde, wenn dem plötzlichen Sturze nicht zunächſt eine wohlthätige Betäubung folgte.

Einen ſolchen Sturz hatte jetzt der reiche Fabrikant

erfahren müſſen. Wenige Worte waren hinreichend geweſen, ihn von dem Piedeſtal ſeiner Selbſtgefälligkeit und ſeines Stolzes hinabzuſchleudern.

Er ſtand wie ein erkannter Böſewicht, der in läſterlicher Ueberhebung ein Gottesgericht herausgefordert hat, und nun, zu Boden geworfen, die Schwertſpitze des ſiegreichen Gegners an der Kehle fühlt.

Er ſchaute dem jungen Mann unbeweglich in's Geſicht, als befände er ſich unter einem ſchrecklichen Bann.

Es dauerte lange, ehe er wieder ſo viel Gewalt über ſich errang, daß er einige Worte äußern konnte.

„Vor vielen Jahren," ſtammelte er mit tonloſer, ſtockender Stimme, „habe ich einen Heinrich Roßberg gekannt. Er war mein Freund — mein beſter Freund. Sie können nicht ſein Bruder ſein — Sie ſind zu jung. Auch iſt Ihr Name ein anderer."

„Sie ſind der Mehrzahl der Menſchen auch nur als Joſeph Friedrich bekannt," entgegnete der Ingenieur dumpf. „Sie haben mich zu dieſer Eröffnung gezwungen, trotzdem aber liegt es nicht in meiner Abſicht, Sie mehr zu beunruhigen, als unvermeidlich iſt."

„Ich bin mir aber nicht bewußt, mich um Nachſicht und Schonung Ihrerſeits beworben zu haben."

„Ich will zunächſt Ihre Frage beantworten, dann mögen Sie das Maß meiner Zurückhaltung nach Ihrem eigenen Gewiſſen bemeſſen. Meine Mutter hatte in ihrer zweimaligen Ehe vier Kinder; Heinrich war der Aelteſte, ich bin der Jüngſte. Heinrich's Vater hieß Roßberg, der meine Ritter, das erklärt die Verſchiedenheit unſerer Namen. Ich war noch ein Kind, als mein unglücklicher Bruder von ſeinem furchtbaren Schickſal ereilt wurde; ich vermochte daher nichts von dem Jammer zu verſtehen, der dadurch über unſere Familie kam. Die beiden anderen Geſchwiſter ſtarben bald darauf an der Cholera, mein

Vater folgte ihnen, und da meine Mutter ihr Leid sorgfältig in ihrer Brust verschloß, so blieb mir bis vor Kurzem verborgen, daß mein Bruder Heinrich als Selbstmörder im Zuchthaus geendet hat."

„Ich sehe nicht ein, was diese Geschichte mich oder meine Tochter angehen soll," sagte Friedrich mechanisch und ohne seine Stellung zu verändern. Er wollte erfahren, wie viel der junge Mann von seiner Vergangenheit wußte, dabei aber fühlte er, daß die letzte Hoffnung, den Frieden seiner Seele wiederzugewinnen, unwiderruflich dahinschwand.

„So lesen Sie dieses hier," entgegnete Ritter, indem er ein vergilbtes Papier aus seiner Brieftasche nahm und vor den Fabrikanten auf den Tisch legte. „Und wenn Sie es gelesen haben, dann sollen Sie mir sagen, ob Heinrich Roßberg's Bruder Ihre Tochter heirathen kann."

Der Fabrikant starrte auf das Papier nieder, rührte es aber nicht an.

„Meine Mutter gab mir das Schreiben, als ich vor einigen Wochen bei ihr in Berlin war, um ihr zu erzählen, daß ich die Tochter des Fabrikanten Joseph Friedrich zu Bochum heimführen würde. Da erfuhr ich zum ersten Male meines Bruders traurige Geschichte. Einige alte Freunde meiner Mutter bestätigten mir durch untrügliche Beweise, daß der Bochumer Fabrikant Joseph Friedrich kein Anderer sei, als jener Joseph Friedrich Altmann... Lesen Sie das Schreiben und dann sagen Sie mir, ob Sie noch ferner darauf bestehen, daß ich Ihrer Tochter den wahren Grund meines Zurücktritts offenbaren soll, oder ob Sie mein Opfer annehmen — das Opfer, in Anna's Augen treulos zu erscheinen, damit ihr verborgen bleibt, daß ihr Vater seinen Reichthum dem Judasgeld verdankt, um das er einst meinen Bruder — seinen besten Freund — schmählich verrieth und dem Zuchthause, dem Tode überlieferte!"

Der Fabrikant war auf einen Stuhl geſunken. Kalter Schweiß perlte auf ſeiner Stirn. Er ſtarrte auf den Brief. Ja, das waren die bekannten Schriftzüge! Er las, aber während er las, glaubte er die Worte nicht auf dem Papier zu ſehen, ſondern von der Stimme ſeines alten Freundes ſprechen zu hören.

Der Brief war in der Gefängnißzelle geſchrieben. Er enthielt in männlich gefaßten Worten die Mittheilung, daß der Schreiber, Heinrich Roßberg, ſeinem Leben der Schmach und der Seelenpein ein Ende machen werde. Er bat die Angehörigen um Verzeihung wegen des Unglücks, das er über ſie gebracht. Hiernach kamen Worte, die wie Feuer in die Seele des Leſenden fielen.

„Verachtet Altmann nicht zu ſehr," ſo lauteten dieſelben. „Ich verzeihe ihm. Er befand ſich in der bitterſten Noth, der Hungertod drohte ihm und den Seinen, die ausgebotene Summe war ſo groß, und da unterlag er der ſchweren Verſuchung. Ich hoffe, daß das Geld ihm Glück bringen möge. Ich hege keinen Groll gegen ihn, bin ich doch ſelbſt ſchwer ſchuldig.

Altmann weiß nicht, daß ich ihn hinter dem Zaune ſtehen ſah, als die Gendarmen mich abführten; aber ich erkannte ihn wohl. Laßt ihn, ich bitte euch, in dem Glauben, daß ich nie erfahren, wer den Verrätherlohn ſich verdient hat. Die Qualen ſeines Gewiſſens müßten ihn ſonſt vernichten."

Dem Fabrikanten war es bald heiß, bald kalt geworden. Als er die Worte las: „Ich verzeihe ihm — ich hege keinen Groll gegen ihn!" da durchſtrömte ihn ein Gefühl des Glückes. Ihm war Vergebung geworden von dem Verrathenen. Das war ein Labſal nach langen qualvollen Jahren, während der er einſehen gelernt hatte, daß das üppigſte Wohlleben nur eine öde Wüſte iſt für den, der vor ſeinem Gewiſſen nicht beſtehen kann. Wie gern

hätte er Alles dahingegeben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, mit reinen Händen in jene elende Wohnung zu Weißensee zurückzukehren, mit Händen, die von dem Judasgelde unbesudelt geblieben!

Der Versucher hatte mit blendenden Bildern seine Seele verlockt; er war ihm gefolgt, aber die Mutter und die Schwester hatte er sich doch nicht zu erhalten vermocht. Der Erfolg hatte sich an seine Sohlen geheftet, aber unter der Berührung seiner besudelten Hand verdorrte und zerbrach Alles, was seinem Herzen Glück und Frieden verschaffen konnte, nur das schnöde, gleißende Gold war ihm geblieben, das blinkte und klang in seinen Eisentruhen und lachte und spottete seines Elends. . . .

Aber Heinrich hatte ihm vergeben!

Das war die erste wahre Freude, die in sein Herz gedrungen seit jener Nacht, in der er den Freund verrathen. Und doch! Ruhe und Frieden konnte ihm diese Vergebung nicht gewähren, denn er selbst konnte sich ja die Verrätherschaft nicht vergeben.

Was aber sollte nun geschehen?

Durfte er das Opfer annehmen, welches Heinrich's Bruder seiner Anna zu bringen bereit war, oder sollte er hingehen und durch Erzählung der Wahrheit Alles aufklären? Das wäre eine gerechte Buße.

Er hatte geglaubt, daß sein Geheimniß in den Akten der Polizei und des Gerichts sicher verwahrt läge, er hatte zuversichtlich gehofft, daß sein Kind von jener That nie etwas erfahren würde. Und nun —

Durch welche Eröffnung wird sie am wenigsten leiden? Das war die Frage, die er sich jetzt vorlegte. Durch die Offenbarung, daß ihr Vater ein nichtswürdiger Verräther gewesen ist, oder durch die Kunde, daß der Geliebte treulos geworden? . . .

„Sie sagten vorhin, daß Ihre Empfindungen für

meine — für Anna unverändert dieselben seien," begann er nach einer langen, düsteren Pause von Neuem. „Habe ich darunter zu verstehen, daß Sie Anna geheirathet haben würden, wenn man Ihnen dieses Schreiben nicht zugestellt hätte?"

„Ja," antwortete der junge Mann leise und traurig. „Das Opfer, das ich zu bringen bereit bin, müßte Ihnen Beweis genug dafür sein."

Der Fabrikant sprang auf und durchmaß das Zimmer mit erregten Schritten. Seine Lippen waren trocken, die Zunge klebte ihm am Gaumen. Er stürzte ein Glas Wasser hinunter.

„Vielleicht kann ich doch noch Alles zum Guten kehren für Sie," sagte er, vor dem Ingenieur stehen bleibend. „Vielleicht kann ich Anna den Schmerz ersparen, in Ihnen einen Treulosen zu sehen."

„Das ist unmöglich," entgegnete Georg Ritter mit trübem Lächeln.

„Ihr Bruder hat mir vergeben." Friedrich sagte dies mit bebender Stimme.

„Das kann für mich nichts ändern. Sie ist Ihre Tochter, und daher kann sie niemals mein Weib werden. Ich weiß, daß Anna ganz derselben Meinung sein würde."

„Sie braucht davon nichts zu erfahren."

Der Fabrikant beobachtete mit schärfster Seelenpein die Wirkung dieser Andeutung auf des jungen Mannes Antlitz.

„Lassen Sie uns abbrechen, Herr Friedrich," sagte der Ingenieur. „Ihnen muß ich anheimstellen, ob Anna mich fortan verabscheuen, oder ob sie, durch ihres Vaters offenes Bekenntniß, mir Verzeihung gewähren wird. Leben Sie wohl."

Er ging zur Thür.

Der Fabrikant folgte ihm und legte die Hand auf seinen Arm. „Noch ein Wort," murmelte er heiser. Fast versagte ihm die Stimme. „Wenn das Ihr einziges Be-

denken ist, so kann ich es beseitigen. Anna ist nicht meine Tochter."

„Anna ist nicht Ihre Tochter?" rief der junge Mann in höchstem Erstaunen.

Eine große Freude brach wie ein Sonnenstrahl durch die Nacht seines Kummers. Aber nur auf einen Augenblick. Er sah auf Friedrich's bleichem Antlitz den Widerschein von dessen innerer Pein, und sogleich kamen ihm Zweifel an der Wahrheit dieser unerwarteten Kunde. Er bemitleidete den Vater, der zu einem so verzweifelten Mittel griff, um seines Kindes Glück zu sichern.

„Ich sehe Ihren Augen an, daß Sie mir nicht glauben," fuhr der Fabrikant jetzt ruhiger fort. „Das wundert mich nicht. Wenn aber Ihre Mutter Ihnen Alles erzählt hat, dann kann Sie Ihnen auch den Grund von Heinrich's Unglück nicht verschwiegen haben."

„Den kenne ich sehr wohl; es war die Treulosigkeit der Frau, die mein Bruder einst geliebt."

„Recht. Jene Frau ist — Anna's Mutter. Setzen Sie sich dorthin, ich will Ihnen Alles erklären. Ich hätte nimmer geglaubt, noch einmal zu dieser Mittheilung gezwungen zu werden, da ich aber jetzt in Heinrich's Sinne zu handeln glaube, so füge ich mich. Es ist überhaupt seit jener schrecklichen Nacht mein stetes Bestreben gewesen, möglichst so zu denken und zu leben, wie es Heinrich vielleicht wohlgefallen hätte. Meine ersten Bemühungen galten der Auffindung der unglücklichen Anna Harnisch, die nach dem Tode ihres Vaters ganz schutzlos und verlassen war. Ich fand sie in Armuth und Elend — in derselben Armuth, die auch ich einst zu überstehen gehabt. Der alte Harnisch that, als ob die Unglückliche gar nicht in der Welt existirte, betrachtete er sie doch als die Urheberin des Todes seines Sohnes und Erben. Ich sorgte für die Aermste, und als sie aus dem Leben schied, da ließ ich

ihr Kind von guten, ehrenhaften Leuten als das meine erziehen. Ich that dies um Heinrich's willen, als eine geringe Sühne meines — Verraths."

Er schwieg und starrte in's Leere. Er durchflog im Geiste die Vergangenheit, deren Bilder mit qualvoller Lebendigkeit sich wieder vor seine Seele drängten.

Georg Ritter saß in stummer Ergriffenheit. Er zweifelte nicht länger an der Wahrheit des Gehörten.

Der Fabrikant fuhr endlich fort: „Es war mein Bestreben, das Kind zu allem Guten, Edlen und Schönen zu erziehen und ein möglichst vollkommenes Weib aus ihm zu machen. Das ist mir gelungen; Anna hat keine meiner Hoffnungen getäuscht. Und mehr noch — in dem Glauben, ich sei ihr rechter Vater, ist sie mir mit rührender Liebe zugethan, so daß ich den Verlust meiner eigenen Kinder verschmerzen konnte. Ich gefiel mir in dem Gedanken, sie vermöge meines Reichthums auf eine gesellschaftliche Höhe zu stellen, um dadurch ihre Vorzüge zur vollsten Geltung zu bringen. Den Plan haben Sie mir durchkreuzt. Vor Allem aber erstrebte ich des Mädchens Glück, damit sie mein Andenken segnete, wenn ich einst nicht mehr sein würde."

Der Ingenieur war tief bewegt. Er empfand Mitleid für den Mann, dessen Leben äußerlich ein so erfolgreiches gewesen, der aber in Wahrheit nichts von Allem erreicht hatte, was das Dasein werth zu machen im Stande ist.

Er hatte sich erhoben. „Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen, Herr Friedrich," sagte er. „Anna soll glücklich werden, soweit dies in meiner Macht liegt. Von mir wird sie nie erfahren, daß Sie nicht ihr Vater sind. Aber weder mein Weib noch ich werden jemals auch nur einen Pfennig von Ihrem Gelde berühren."

Der Fabrikant nickte stumm und sank erschöpft in einen Sessel.

* * *
*

Bald darauf bildete die eilig betriebene Verheirathung der reichen Erbin mit dem jungen Ingenieur in weiten Kreisen das Tagesgespräch.

Die Verwunderung der Leute stieg noch, als das neuvermählte Paar ohne weiteren Aufenthalt nach Südamerika abreiste, um daselbst einen mehrjährigen Aufenthalt zu nehmen.

Georg Ritter war ein Theil der Leitung des großen transatlantischen Eisenbahnbaues übertragen worden; seine Zukunft war daher gesichert.

Joseph Friedrich aber erregte nach kurzer Zeit die Verwunderung der Bochumer in noch viel höherem Maße. Er verkaufte seine in vollster Blüthe stehende Fabrik mit einer an Ueberstürzung grenzenden Eilfertigkeit, ein Gleiches geschah mit dem Landhause und dem dazu gehörigen Grund und Boden, und dann siedelte er nach einem Landstädtchen in der Nähe von Berlin über.

Hier entledigte er sich seines Reichthums in fast ängstlicher Hast; derselbe verflog in alle Winde, zum Besten der Armen und Elenden von nah und fern. Eine Reihe wohlthätiger Stiftungen erhielt von einem ungenannten Menschenfreunde unerwartete und überraschend große Zuschüsse, und manchem verzweifelnden Familienvater kam gleichsam über Nacht der Segen in's Haus, der ihn und die Seinen vor dem Untergange bewahrte.

In Friedrich Altmann's bescheidener Wohnung aber war der Friede eingekehrt, und als nach Jahren Anna mit ihrem Gatten und ihren beiden Kindern den Vater wieder aufsuchte, da empfing er sie mit einem so glücklichen Lächeln, wie sie noch nie zuvor auf seinem Antlitz gesehen.

Georg Ritter hielt sein Versprechen, und nie hat sein Weib erfahren, durch welche Mittel der Vater ihr damals den Geliebten wieder in die Arme führte.

Die Vermittlerin.

Eine Künſtlergeſchichte.

Von

L. Weſtkirch.

(Nachdruck verboten.)

1.

Er trug einen großen, weichen Schlapphut, hatte blonde Locken und einen großen blonden Schnurrbart, und that ſich nicht wenig darauf zugute, daß er dem Selbſtporträt ſeines erlauchten Mitbruders in der Malerei, dem Rembrandt's, ſo ähnlich ſah, als hätte er dazu Modell geſtanden. Beſonders trat dieſe Aehnlichkeit hervor, wenn der Frohſinn recht hell aus ſeinen blauen Augen leuchtete, ein herzliches Lachen Lippe und Bart von ſeinen glänzend weißen Zahnreihen fortzog, und ſeine Hand, wie das wohl unterweilen geſchah, ein Glas alten, echten Weines frohgemuth prüfend gegen das Licht hob.

Damit freilich war die Aehnlichkeit zu Ende. Von dem Styl Rembrandt's hatten ſeine Bilder nichts, das Kolorit des Meiſters ſchwebte ihm als unerreichbares Ideal vor, er war kein berühmter Maler trotz ſeiner zweiunddreißig Jahre, und noch weniger ein reicher.

Oft, wenn er ſeine Arbeiten durchſah, meinte er mit zornigem Kopfſchütteln, daß er auch beides nicht verdiene, daß das Alles beſſer, viel beſſer werden müſſe! Ja, wenn er das Talent ſeines Freundes Oberbeck beſäße!

Gleichwohl verkaufte er in der Regel seine Bilder, verkaufte sie gut sogar, denn, was immer sonst ihre Vorzüge oder Fehler sein mochten — sie hatten Stimmung. Er pinselte keinen Strauch, keinen Felsblock, kein Stückchen Sand auf die Leinwand, das nicht in abgeschlossener Eigenart sich unterschied von allen übrigen Sträuchern, Blöcken, Sandflächen auf der Welt, und seinen heiteren oder melancholischen Charakter jedem Beschauer klar zum Bewußtsein brachte. Deshalb waren auch seine Landschaften gesucht.

Aber er malte nicht gern Landschaften. Seine Herzensliebe gehörte den Historienbildern großen Styls — und die freilich hatte ihm Keiner abgekauft. Sie schmückten sämmtlich — eine theure Dekoration! — die Wände seines Ateliers. Eines davon, sein Leibstück, die Ermordung der Virginia, hing über dem Sopha der guten Stube, zum verschwiegenen Kummer seiner braven Großmutter, die, in dem rauhen Klima der norddeutschen Provinzialstadt beständig fröstelnd, nur ungern so viele nackte Arme um sich sehen mochte, und außerdem die verzeihliche Schwäche besaß, ihres Enkels Schöpfungen lieber in anderer Leute Wohnungen zu bewundern, als in ihrer eigenen.

Auch heute fand sie ihren dummen, großen Hans wieder über so einem uneinträglichen Historienbild. Sie bemerkte es mit einem leisen Seufzer, als sie das Kännchen mit dem Nachmittagskaffee hereinbrachte, aber sie sagte nichts; sie wußte schon aus Erfahrung, daß die eigensinnigste Kreatur der Welt ein Künstler in seinem Schaffen ist, und Hänschen hatte sie an unliebsame Ueberraschungen gewöhnt von jener ersten an, da sein Eintritt in die Welt ihrer Schwiegertochter das Leben gekostet hatte, bis zu jener anderen, da der mit so viel Sorgfalt groß gebrachte Junge ihr rundweg erklärte, er verzichte darauf, nach dem Wunsche seines Onkels und Vormundes

in den Bureaudienſt zu treten, er wolle Maler werden; der vielen kleinen Ueberraſchungen von ganz unverſehens geleerten Kaſſen, verſchleuderten Wäſcheſtücken oder zu wahren Sündenpreiſen angekauften unbrauchbaren alten Scharteken gar nicht zu gedenken.

Verwunderlicher war's ihr ſchon, daß ihr fleißiger Hans nicht arbeitete; rittlings auf einem ſeiner vorweltlichen Stühle ſaß er da, die Arme auf der niedrigen Lehne, ſo ſelbſtvergeſſen, daß er bei ihrem jähen Eintritt erſchrocken zuſammenfuhr, und ein helles Roth ihm wie eine Flamme über das Geſicht lief.

„Schon Kaffeezeit? Ei, Mutterchen, das hab' ich nicht gewußt. Nun, da ſieh Dir gleich mein neues Bild an. Was ſagſt Du dazu?"

Er war aufgeſtanden, ihr Platz zu machen und boſſelte verlegen am Kaffeegeſchirr herum.

Die alte Frau hob die Lorgnette an die Augen. „Ein feines Bildchen," lobte ſie freundlich, denn man durfte ihren Hans bei der Arbeit nicht verſtimmen, „nicht ſo gar groß wie ſonſt. Das iſt recht, mein Jungchen! Das verkauft ſich leichter. Ach! Und dem Himmel ſei Dank! So viel ich ſehen kann, diesmal ganz unblutig! Oder ſoll etwa hier auf den leeren Fleck im Vordergrund ein Leichnam hinkommen?"

„Behüte, Mutterchen!" lachte Hans. „Das Bild heißt: Die Heimkehr des Landsknechts. In der offenen Thür im Hintergrund rechts ſteht er ſelbſt, links Vater und Mutter, in der Mitte ſeine Jugendgeſpielin — auf der Ofenbank dort der —"

„Nein," rief die alte Frau, die Hände zuſammenſchlagend, „nein, Jungchen, dieſe Aehnlichkeit!"

„Wieſo?"

„Nun, die Jugendgeſpielin ſieht doch gerade aus wie — wie — ja, wie heißt ſie nur?"

„Rembrandt's Frau?" fragte der Heuchler mit dem Kopf über der Kaffeekanne.

„Geh doch, Jungchen! geh! Was weiß ich von der? Die Tochter von dem reichen Kaufmann da in der Villa an der dritten Straße — Hildegard, ganz recht! Hildegard Santen iſt's! — Ja, was treibſt Du denn?"

„Ich waſche in dem Waſſerglas hier dieſe Fliege, die in die Sahne gefallen war, ab, ſonſt würden ihr, wenn ſie trocknet, die Flügel zuſammenkleben."

„Gott, Jungchen, Du biſt und bleibſt doch ein Kindskopf! Wie ſoll ich mich all' des Ungeziefers erwehren? Meine ſchöne neue Fliegenfalle haſt Du mir auch entzwei geſchlagen."

„Ich mag's einmal nicht ſehen, wenn ſo ein armes Weſen im Glaſe rund und rund läuft, dem ſicheren Tod in die Arme."

„Ja, Jungchen, Dein Herz, Dein zu weiches Herz, das wird noch Dein Unglück werden."

Darauf ſagte das Jungchen gar nichts, ſeufzte nur tief und ſtützte den Kopf in die Hände. Die alte Frau ſah auf ihn, auf den Porträtkopf auf der Leinwand, räuſperte ſich, ſtrich über ihren weißen Scheitel und rückte an ihrem Spitzenhäubchen; dann zog ſie entſchloſſen einen der mittelalterlichen Stühle dicht neben ihren Enkel an den Tiſch, und nachdem ſie ſich mit gebührender Vorſicht darauf niedergelaſſen hatte, begann ſie: „Siehſt Du, Hans, ich hab' immer gehofft, Du würdeſt Vernunft annehmen und eine recht brave, tüchtige Hausfrau heimführen, die für Dich ſorgt, wenn ich's einmal nicht mehr kann, und die Marie, Deine Baſe, wär' mir g'rad recht geweſen! Aber damit iſt's nun wohl nichts?"

„Nein, Mutterchen, damit iſt's nichts."

„Und g'rade die dort, die Hildegard, muß es ſein?"

„Die oder keine!"

„Nun aber, Jungchen, ſteht das ſo felſenfeſt?

Hans ſah zu ihr auf, und in den für gewöhnlich ſo luſtigen blauen Augen lag ein ſo tiefer Ernſt, daß die alte Frau weiter keine Einwendung wagte.

„Und Du meinſt wirklich, daß der alte Santen ſeinen mühſam zuſammengerafften Reichthum und ſein einziges Kind —"

„An einen Habenichts von Farbenklexer wegwerfen wird, wie ich einer bin?" ergänzte Hans. „Nein, Mütterchen, das meine ich eben nicht."

Die alte Dame ſtand auf und ging nervös in der Stube herum. „Jungchen," ſagte ſie endlich, „erzähl' mir doch, wie haſt Du die Hildegard eigentlich kennen gelernt?"

„Du weißt ja, Mütterchen, ſie kam vor dem letzten Koſtümfeſt im Künſtlerverein zu uns und bat mich, ihr das Koſtüm eines Ritterfräuleins zu zeichnen. Und dann tanzten wir auf dem Feſt miteinander."

„Und darnach?"

„Begegnete ich ihr auf der Promenade."

„Ja, ja, Du biſt viel ſpazieren gegangen dieſen Sommer. Aber ſie?"

„Was denn, Mütterchen?"

„Ei nun, konnteſt Du's nicht merken, ob ſie auch —"

Hans wurde verlegen. „Geh', Mütterchen, was Du auch Alles fragſt! — Sie geben heute einen Ball. Ich bin eingeladen."

Die alte Frau ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen. „Und das ſagt das Unglückskind mir erſt jetzt! Weiß ich auch nur, ob Du ein feines Oberhemd geplättet liegen haſt? Und Dein Frack! Jungchen, die Lieſe hat doch den einen Schoß daran verbrannt, als ſie das Gänſefett mit Benzin herausplätten wollte, das ſie Dir bei dem letzten großen Feſteſſen darüber gegoſſen haben."

Hans fuhr unangenehm aufgeſchreckt aus ſeinen Träu-

men auf. „Alle Wetter! Der Frack! Das hatt' ich vergessen!"

„Da haben wir's! Er hat sich keinen neuen anmessen lassen! Von jetzt bis heute Abend muß er sich einen Frack kaufen. Du wirst drin aussehen, als trügest Du des Großvaters Konfirmationsfrack."

Hans streifte mit einer Armensündermiene seinen Malkittel ab. „Kannst Du mir die paar Thaler borgen, Großmutter?"

„Ich? Am Ende des Quartals? Das weißt Du doch, das ist unmöglich! Aber, mein Himmel, bei Dir kann's doch nicht schon wieder Ebbe sein! Hast vorigen Montag erst zweitausendfünfhundert Mark für Deinen ‚Morgen im Walde' eingenommen!"

„Die — die hab' ich anderweitig verwandt," stammelte Hans.

Die Großmutter ließ mit richtigem Instinkt ihren Blick an den Wänden des Ateliers entlang schweifen. Es war ihr doch beim Eintreten kein neuer Trödel aufgefallen, für welchen Hans das schöne Geld verschleudert haben konnte! Aber nun sie näher zusah: in der Ecke, halb versteckt hinter einer rothen Damastgardine, lehnte eine flache Kiste. Sie eilte darauf zu, riß den nur leicht vorgelegten Deckel zurück und stand sprachlos vor Bestürzung vor dem lebensgroßen Bild eines „sterbenden Herkules", der meisterhaft gemalt, wenn auch in der Ueberfülle seiner Muskeln und der Verzerrung seiner Gesichtszüge gerade kein anziehender Vorwurf für den Geschmack einer alten Dame war. Doch das berührte sie in diesem Augenblick am wenigsten: sie kannte das Bild.

Hans hing den Kopf wie ein bestrafter Schulknabe unter dem vorwurfsvollen Blick seiner Großmutter.

„Du weißt," meinte er kleinlaut, „Oberbeck hat Frau und Kind — es soll ihm schlecht gehen. Sein ‚Brutus'

iſt auch nicht verkauft, und da dacht' ich, ich müſſe ihm helfen. Laß' Dir gegen die Leute nichts merken, Mütterchen, und ſei gut! Ich konnte wahrhaftig nicht anders. Oberbeck iſt ein Genie, was Du auch ſagen magſt."

„Jungchen, Du kommſt Dein Lebtag auf keinen grünen Zweig."

„Ei, das will ich doch hoffen! Wenn meine ‚Burg am Rhein' einen Käufer findet, ſind die paar Batzen ja erſetzt! Da fällt mir ein, Oberbeck hat einen ganz anſtändigen Frack. Den ſoll er mir borgen. Es iſt gleich ein guter Vorwand, bei ihm vorzuſprechen. Ich muß doch ſehen, wie ſie den Verkauf des Bildes aufnehmen. Adieu, Mütterchen."

Und als hätte er Eile, aus dem Bereich der großmütterlichen Ermahnungen zu entfliehen, ſtreifte er im Sprechen ſeinen Rock über, nahm den Hut vom Nagel und rannte die Treppe hinunter. Ein ſtruppiger Köter von zweifelhafter Raſſe, der, den Kopf auf den Vorderpfoten, ſtill neben der Staffelei liegend mit ſeinen klugen Augen jede Bewegung der beiden Perſonen verfolgt hatte, ſprang auf und zwängte ſich durch den Spalt der angelehnten Thür ſeinem Herrn nach.

„Ein Kind," murmelte die alte Frau, „ein richtiges Kind! Wenn ich mich nicht der Sache annehme, ſo wird er nie zum Ziel kommen."

— — — — — — — — — — — —

Hans lief indeſſen auf ſeinen langen Beinen durch Gaſſen und Gäßchen weit hinaus in die Vorſtadt. Da ſtand ein roſenumranktes Häuschen in einem verwilderten Küchengarten; eine ſchöne Frau in einem blaugedruckten Neſſelkleid, wie es die Hausmägde tragen, kniete vor einer langen Rabatte und pflanzte Rothkohl und Lauch. Sie ſah nicht froh und nicht traurig aus, und ihre kleinen, harten Hände bewegten ſich nicht raſch und nicht langſam.

„Guten Tag, Frau Oberbeck," rief Hans.

„Guten Tag, Herr Faber. Mein Mann ist im Atelier. Ach, bitte, lassen Sie den Hund draußen. Der Garten ist frisch bestellt, und wir haben im Haus gescheuert."

Hans klappte die gichtbrüchige Gartenpforte vor dem aufwinselnden Köter in's Schloß und trat in's Haus. Die Frau folgte, die Schürze voll Kohlpflanzen, den erdigen Pflanzenstecher in der Hand, langsam nach.

Im Atelier rannte ein schwarzhaariger Mann mit großen, unregelmäßigen Schritten auf und ab. Freude und Aufregung leuchteten aus seinen Augen, verklärten seine beweglichen Züge, und das schöne, dreijährige Kind, das er auf seinen Armen tanzen ließ, jauchzte und kreischte vor Lust.

„Hans, Hans, mein alter Junge," rief er dem Eintretenden entgegen, „freu' Dich mit mir! Weißt Du das Neueste? Mein Herkules ist verkauft!"

„Da wünsche ich Dir Glück," sagte Hans unbefangen. „Wundert mich übrigens nicht im Mindesten! 's ist ein prächtiges Bild!"

„Hab' ich nie finden können," meinte Frau Oberbeck, indem sie mit der ledigen Hand ein paar Pinsel von einem Tischchen forträumte und mit dem Schürzenzipfel nicht vorhandene Farbflecke von der schadhaften Politur wegwischte.

„Zweitausendfünfhundert Mark hab' ich dafür bekommen," sprach der Mann jubelnd weiter, „der Kunsthändler meinte, ich solle mich damit begnügen. Ob ich mich begnügte! Ach, Freund, 's ist ein gemeines Metall, das Geld, aber man ist doch ein anderer Mensch, wenn man einen hübschen Haufen davon beisammen hat."

„Wenn man's ausspricht, klingt die Summe wohl ganz rund," sagte Frau Oberbeck bedächtig, „zweitausendfünfhundert Mark! Doch der Himmel mag wissen, wie lange wir damit nun wieder werden auskommen müssen. Und das Kind wird doch auch immer größer."

„Auskommen? Nun, bis zum Verkauf seines nächsten Bildes, Frau Oberbeck," tröstete Hans. „Der Anfang ist gemacht. Nun wird's immer besser gehen."

Die Frau schüttelte den Kopf. „Ich glaub's nicht. In den vier Jahren, die ich nun mit ihm verheirathet bin, ist dies das erste Bild, das er verkauft. Natürlich! Wer wird denn auch die abscheulichen Manns- und Frauenspersonen in seinem Zimmer aufhängen? Man müßte ja kein Gefühl mehr haben! Aber er hört nicht auf mich. Ja, wenn er wäre, wie Sie, Herr Faber! Solch' hübsche Waldlandschaften und Sonnenuntergänge und Mondschein, das findet immer seine Liebhaber." — Jedes ihrer Lobesworte war ein Dolchstich für Hansen's Künstlerstolz. — „Wir könnten unser schönes Auskommen haben. Aber er will ja nicht! 's ist ihm zu gemein. Mein bischen Eingebrachtes ist d'raufgegangen, und ich werde wohl dazu verurtheilt sein, mich mein Lebelang in Armuth hinzukröpeln."

Fritz Oberbeck ließ mit einer raschen Bewegung das Kind zur Erde gleiten und wandte sich nach dem Fenster um. Jede Spur von Glück schien aus seinen erblaßten Zügen weggewischt. Er schwieg.

Hans aber antwortete zornig: „Ihre Klagen sind nicht gerechtfertigt, Frau Oberbeck. Ein bischen Muth und Opferfreudigkeit gehört zu jeder Lebenslage. Sehen Sie doch, wie Ihre Nachbarin drüben Sie beschämt! Es ist eine arme Arbeiterfrau, und vier, fünf — wahrhaftig sechs Kinder zappeln da um sie her. Und doch, so oft ich komme, hat sie ein vergnügtes Gesicht, alle Hände voll Arbeit, und ein freundlich Wort für Jeden, der sie anspricht."

„Ja, die ist auch gut d'ran," meinte Frau Oberbeck, nicht im Mindesten zerknirscht von der gehörten Strafpredigt. „Ihr Mann ist Buchdrucker. Er verdient ein hübsches Stück Geld, und seinen Wochenlohn bringt er

ihr alle Sonnabend hübſch nach Hauſe. Da kann ſie ſich einrichten. Ja, die hat alle Urſache, vergnügt zu ſein! Mein Mann hört's nicht gern, aber es iſt doch wahr: ein verheiratheter Mann muß für Weib und Kind Sorge tragen. Alles Andere iſt Ueberſpanntheit."

Sie näherte ſich der Thür.

„Nimmſt Du Grete nicht mit?" fragte Oberbeck, ohne ſich umzuwenden.

„Wenn das Kind Dir läſtig iſt."

Ihre ſchlurfenden Schritte verhallten im Flur. Der Maler warf ſich aufſtöhnend auf einen Stuhl und drückte den Kopf in die Hände.

„Hans, Hans — wenn Du jemals heiratheſt — nimm nie eine Frau um ihrer bloßen Schönheit willen!"

„Sie iſt ein bischen unangenehm, Deine Frau Suſe," ſagte Hans ſo leicht und tröſtlich', wie er konnte. „Das iſt wahr. Aber nimm's nicht ſo ſchwer, alter Junge. Einem Kerl, wie Dir, kann's auf die Dauer nicht fehlen! Der Anfang iſt gemacht, und erreichſt Du's erſt, ſie in Sammet und Seide zu wickeln, und ihr ein paar Goldklunkern an Hals und Ohren zu hängen, ſo haſt Du Ruhe."

„Ja, dann geht Jedes von uns ſeinen eigenen Weg. Ruhe ſchafft mir der Erfolg, wenn ich ihn erringe, aber auch nichts als Ruhe. Denn ſie hat keine Seele. Was außer dem Verlangen nach Befriedigung der nothwendigſten Bedürfniſſe noch in ihr lebte, hat die Sorge getödtet. Ich glaube doch, es waren einmal beſſere Gefühle in ihr vorhanden, aber die Armuth hat ſie erſtickt. Und an ſolche Lebensgefährtin geſchmiedet, heut — morgen — immerdar!"

„'s iſt eben dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen," philoſophirte Hans. „Bei all' dem Großen und Schönen, das Du zweifellos erringen wirſt, brauchſt Du nun, glücklicher als der ſelige Polykrates, den Neid der Götter nicht zu fürchten. Jetzt aber fort mit

den Grillen! Zeig' mir Deinen Gladiator! Und dann, mein Sohn, leih' mir Deinen Frack für den Abend, falls die ſparſame Frau Suſe ihn herausgeben will. Kannſt mir die Daumen halten, daß er mir Glück bringt! Und jetzt, weil hier im Hauſe doch keine Stimmung zu Stande kommt, wollen wir Deinen Erfolg mit ein paar fidelen Kneipbrüdern feiern."

— — — — — — — — — — — —

Sie feierten lange, und es war die höchſte Zeit zum Ankleiden, als Hans im Schutz der Dämmerung mit dem geliehenen Frack über dem Arme auf den Zehenſpitzen die drei Treppen zu ſeiner Wohnung emporhuſchte. Nach dem Geſpräch am Nachmittage wäre er am liebſten dem vielſagenden Mutterchen heute gar nicht mehr unter die Augen getreten. Der Knoten ſeiner Krawatte jedoch zwang ihn in ihre gefürchtete Nähe, der winzige Knoten, welcher ſchon manchen ſteifnackigen Herrn der Schöpfung während fünf Minuten hilflos wie ein Kind der Gnade der erſten beſten weiblichen Hand überliefert hat, die ſich für ihn bemühen mochte, gleichſam als Symbol der Abhängigkeit von dem guten Willen der Frau, in welche die fortſchreitende Kultur das männliche Geſchlecht gebracht hat.

Die alte Dame wußte es auch gut genug, daß ihr großer Hans ihr heute kommen mußte, ſie hatte ihren Plan fertig und wartete mit überlegener Geduld.

„Siehſt Du, Jungchen, ich hab's mir bedacht," begann ſie, die beiden Krawattenenden zurechtziehend, während Hans in heimlicher Sorge um ſeine etwas engen Beinkleider mit wehmüthig ergebenem Geſichtsausdruck auf dem Schemel vor ihr kniete. „Zeitlebens ledig bleiben kannſt Du nicht. Und wenn's denn die Marie durchaus nicht ſein ſoll, obgleich die am beſten zu Dir gepaßt haben würde, am allerbeſten, dabei bleib' ich — ſo halte Dich doch ruhig! Ich weiß ſchon, wenn Du Dich auf

etwas ſteifſt, dann hilft kein Predigen! Mag's dann die Hildegard ſein! Uebrigens brauchſt Du bei dem Namen nicht gleich roth zu werden wie ein geſottener Krebs. Solch' ein Kindskopf!"

„Du ſchnürſt mir ja die Kehle zu, Mutterchen," wagte Hans ſchüchtern die Röthe auf ſeinen Wangen zu vertheidigen.

„Sitz ſtill! Soll die Krawatte Dir etwa um den Hals ſchlottern wie eine Fahne um ihre Stange? Ich denke, ich weiß, wie man eine Krawatte binden muß! Und wie man ein Paar Menſchen zuſammenbringt, das weiß ich, Gott ſei Dank! auch. Beklagen Deine drei Baſen ſich etwa über die Männer, die ich ihnen verſchafft habe? Aber ſie waren lenkſam und gaben etwas auf guten Rath. Du dagegen willſt immer mit dem Kopf durch die Wand rennen und hörſt nicht auf das, was erfahrene Leute Dir ſagen."

Hans ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. „Wenn Du mir beiſtehen willſt, Hildegard zu gewinnen, Mutterchen, ſo höre ich jedes Wort."

„Hildegard? Du Schelm! Die gewinnſt Du wohl ohne mich. Leider müſſen wir den Alten haben. Und das wird Diplomatie erfordern; er ſoll ſo voll Eigenheiten ſtecken, wie ein Igel voll Stacheln. Es läßt ſich ja denken. Ein reich gewordener Krämer! Ich weiß die Zeit noch, als er in einem dumpfigen Keller Heringe und Sauerkraut verkaufte und nebenher noch ein bischen Leinwand und Flanell. Jetzt hat er ein Haus und Equipage. Nun, ich würde es dennoch mit ihm aufnehmen, wenn Du mir nur nicht wieder meine ſchönſten Pläne durchkreuzen wollteſt. Du biſt ſo ſchrecklich unvorſichtig, und da iſt Deine unglückſelige Freundſchaft mit Oberbeck —"

„Mit Oberbeck? Das kann Santens doch ganz gleichgiltig ſein."

Frau Faber ließ die Krawattenenden ſinken und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen. „Der Unglücksjunge! Das weiß er nicht einmal! Ein Kind biſt Du, ich ſag' es ja, ein richtiges Wiegenkind! Frau Santen hatte doch ein Bild bei Oberbeck beſtellt, ein Bild für ihren Salon. Verſtehſt Du, ſo eines, unter das man auch ein junges Mädchen führen kann, denn ein Salon iſt eben kein Muſeum. Aber Dein ſuperkluger Freund —"

Hans ſprang auf und warf ſich lachend auf einen Stuhl. „Was? Frau Santen iſt die famoſe Kunſtgönnerin, die den Amor im weißen Kittelchen gemalt haben wollte? Das iſt zu gut!"

„Nein, das iſt gar nicht gut! Hans, wenn Du Dich nicht entſchließen kannſt, eine ernſthafte Sache ernſthaft zu behandeln, ſo ziehe ich meine Hand von Dir ab. Du haſt mir den Krawattenknoten durch Dein jähes Aufſpringen im letzten Augenblick gänzlich zerſtört, Du wirſt auch den kunſtvollen Knoten, den ich zwiſchen Dir und den Santens knüpfen möchte, durch irgend eine Dummheit zerreißen."

Hans beugte kleinlaut und reumüthig das Haupt. „Ich will zu beiden ſtill halten wie ein Lamm. Sag' mir nur, was ich thun muß, Mutterchen."

„Zunächſt Eines," belehrte die alte Dame, raſch verſöhnt durch ihres Enkels Willfährigkeit, „keck und ſelbſtbewußt auftreten. Einem Protzen imponirt nur Protzenhaftigkeit. Spiel' Dich auf als einen der geſuchteſten Künſtler unſeres Jahrhunderts, wirf' mit ungeheuren Honoraren um Dich —"

Hans erröthete. „Mutterchen, das geht mir wider die Natur."

Sie beachtete den ſchüchternen Einwurf nicht. „Und dann zeig', daß Du mit Geld umzugehen verſtehſt. Gib Dich eher für geizig, als für verſchwenderiſch, hörſt Du! Wer jeden Heller mühſam erworben hat, legt Werth auf

jeden Heller, und den Alten mußt Du haben. Vor Allem laß nicht merken, daß Du mit Oberbeck befreundet biſt. Und keine Sentimentalität, Jungchen, ja keine Sentimentalität! Hart, ſchneidig, ſelbſtbewußt! Für das Uebrige will ich ſchon ſorgen. In den nächſten Tagen geh' ich zum alten Santen als Brautwerberin."

Hans erſchrak. „Du, Mutterchen? Wäre es nicht beſſer, ich ginge ſelbſt? Ueberhaupt — ſei mir nicht böſe — wozu die ganze Komödie? Ich hab' kein Talent dazu. Schließlich falle ich aus der Rolle und —"

„Widerſpricht mir der Unglücksmenſch ſchon wieder? Willſt Du die Hildegard heirathen, ja oder nein?" Die Stimme der alten Frau klang ſcharf und ſpitz.

„Ja, Mutterchen, aber —"

„So thu', was ich Dir ſage. Hat man je ſolchen bockbeinigen Jungen geſehen! Zuletzt iſt's der reine Hochmuth, der ihn treibt! Bildet ſich wohl gar ein, jeder Menſch müſſe in Entzücken gerathen über ſein butterweiches Herz und ſeine ſemmelblonde Naivetät? Ausgelacht werden ſolch' gutherzige Tröpfe, wie Du einer biſt, von Leuten vom Schlag des alten Santen! Du kannſt ja ſehen, wie weit Du es ohne meine Hilfe bei ihm bringſt, aber mir komm' dann nicht mit Klagen und Vorwürfen, wenn die Sache verfahren iſt."

„Ja, ja, Mutterchen, ſei nur gut! Ich will ja Alles thun, wie Du's verlangſt. Gute Nacht, Mutterchen!"

Die Krawatte war gebunden, Hans wäre gern möglichſt raſch entſchlüpft, aber in völlig wiedergewonnener guter Laune folgte die alte Dame ihm bis zur Treppe.

„Alſo keine falſche Beſcheidenheit, Jungchen! Kopf hoch und die Stiefelabſätze feſt auf die Dielen geſetzt, das imponirt. Und ſei nicht zu unterwürfig gegen den Alten, auch gegen die Junge nicht. Aber das können Verliebte einmal nicht laſſen! Und findeſt Du eine Spinne oder

Fliege in Nöthen, ſo unterlaß die Rettungsverſuche. Dergleichen ſieht lächerlich bei einem Manne aus. Bleib' auch nicht zu lange aus und knöpfe den Ueberzieher gut zu, wenn Du heim kommſt. Du biſt ſo unvorſichtig."

Drunten klappte die Hausthür in's Schloß.

Die alte Dame ſeufzte auf. „Ich wette, er vergißt die Hälfte von dem, was ich ihm geſagt habe." —

Zu ſeinem Unglück vergaß er's nicht.

2.

„Santen! — Santen, hörſt Du nicht?"

„Hm."

„Aber ſo mach' doch auf, Santen!"

Drinnen wurde ein Stuhl gerückt. Ein ſchwerfälliger Schritt näherte ſich der Thür, und nachdem der Riegel zurückgeſchoben worden war, erſchien eine breitſchulterige, etwas plumpe Hünengeſtalt in der Spalte. Auf dem mächtigen Stiernacken ſaß ein großer, viereckiger Kopf, deſſen untere Hälfte augenblicklich von einer ſchneeigen Schicht Seifenſchaum überdeckt war, während aus der oberen, unter buſchigen Brauen hervor, ein Paar kleine ſchlaue Aeuglein mit einer Art grimmigen Humors die Einlaßbegehrende anzwinkerten, die in einem hellen, überladenen Seidenkleid ſteckte, und in deren nicht eben ariſtokratiſchem Geſicht die dicke Puderſchicht, welche es überzog, nicht im Stande war, die Runzeln völlig zu verdecken, welche frühzeitige harte Arbeit hineingegraben hatte.

„Brennt's etwa, Alte?"

„Mein Gott, ich glaubte, Du wäreſt längſt angekleidet!" Die Frau ſchob ſich durch die Thür. „Da iſt ein Brief, Santen, ein Brief vom Aſſeſſor Baron Singelmann." Ihre juwelenglitzernden Finger zitterten vor Erregung.

Santen hatte ſich bedächtig wieder in ſeinem Seſſel

vor dem Spiegel niedergelaſſen und fuhr bei dem hilfreichen Schein zweier Stearinkerzen mit Ernſt und Eifer in dem unterbrochenen Geſchäft des Raſirens fort.

„Sein Diener wartet auf Antwort," drängte die Frau.

„Du etwa nicht?" grunzte der Alte unter dem Raſirmeſſer hervor. „Na, dann ſchieß' los!"

Frau Santen trat zum Toilettentiſch ihres Mannes und erbrach eilfertig den Brief. Er lautete:

„Hochgeehrter Herr!

Halten Sie es dem Ungeſtüm meiner Empfindungen zugut, wenn der Inhalt dieſes Schreibens überraſchend oder verfrüht erſcheint. Ich vermag die Marter der Ungewißheit nicht länger zu ertragen. Die Schönheit und Liebenswürdigkeit Fräulein Hildegard's haben es mir angethan, und ich erlaube mir hiermit, Sie, geehrter Herr, um die Hand Ihrer Tochter zu bitten. Es wird Ihnen vielleicht bekannt ſein — jedenfalls können Sie ſich leicht davon überzeugen — daß meine Verhältniſſe mir erlauben, eine Frau mit beſcheidenen Anſprüchen zu ernähren. Ueber meinen Charakter als Menſch und Beamter werden Sie bei den Perſonen, deren Adreſſen ich beilege, die erſchöpfendſte Auskunft einziehen können.

Einer gütigen Erwiederung entgegenſehend

Hochachtungsvoll

Arthur Baron Singelmann."

Frau Santen las mit ſteigendem Nachdruck, zuletzt mit einer Art jubelnden Triumphes, während Vater Santen in unverwüſtlicher Ruhe mit dem Raſirmeſſer auf ſeiner linken Wange herumſchabte.

„Santen — Santen! Ein Antrag in aller Form! Unſer Kind wird Frau Baronin! — Aber, Mann, ſo rede doch! Sprich ein Wort! Was denkſt Du davon!"

„Schade, daß der junge Mann ſo voreilig iſt! Du wirſt einen Tänzer weniger haben heute Abend. Und

wie mich dünkt, ſind die ſchon immer hölliſch knapp bei uns."

„Santen, Du meinſt doch nicht — G'rade heraus: was wirſt Du antworten?"

„Is nich!" erwiederte der Koloß mit klaſſiſchem Lakonismus, während er ſein Raſirmeſſer abwiſchte.

„Wie?"

„Paßt mir nicht," ließ ſich Vater Santen herbei zu erklären.

„Paßt Dir nicht? Und, bitte, warum nicht? Du kannſt keinen einzigen vernünftigen Einwand gegen den Herrn Baron erheben. Er kommt nicht des Geldes wegen, denn — Du hörſt es ja! — er hat ſelbſt Vermögen. Er iſt ein anſehnlicher junger Mann, ein gebildeter Mann, ein Baron. Er liebt unſere Hildegard, dieſe Heirath iſt ſeit lange mein Lieblingswunſch. Warum alſo biſt Du dagegen? He? Um mich zu kränken? Um Dich als Haustyrannen aufzuſpielen? Oder weshalb ſonſt? — Rede!"

Frau Santen wußte wohl, daß ihr Mann in dieſem Augenblick nicht reden konnte, darum forderte ſie ihn heraus, denn er war eben beſchäftigt, den Reſt des Seifenſchaums ſammt den etwa noch auf der Haut hängen gebliebenen Bartſtoppeln mit lauwarmem Seifenwaſſer abzuſpülen, in welcher Beſchäftigung er ſich auch durch ihre Ungeduld nicht im Mindeſten ſtören ließ. Erſt als er ſein Geſicht in aller Gemüthsruhe abgetrocknet hatte und jede Gefahr beſeitigt ſah, den Faden ſeiner Rede durch heimtückiſch in den Mund eindringendes Seifenwaſſer abgeſchnitten zu ſehen, öffnete er bedächtig die Lippen.

„Liebe Hanne —"

Die Frau krümmte ſich unter dem Namen; ſeit ſie Wagen und Pferde beſaß, nannte ſie ſich nur noch Johanna.

„Liebe Hanne, gib Dich zufrieden. Ich hab's den Reiſenden auch niemals nett und klar ſagen können, warum

mir der Faden ihrer Flanellproben paßte oder nicht paßte. Darum konnt' ich doch allzeit ſolide Waare von Schund unterſcheiden und bin ein vermögender Mann geworden. Denn dafür hat man ſeine Augen, und auf meine kann ich mich verlaſſen. Der Singelmann paßt mir nicht. Damit baſta!"

Frau Santen ſchmollte. „Wenn meine Eltern in ſolcher Weiſe an meinen Freiern hätten herummäkeln wollen, ich wäre ſicher eine alte Jungfer geworden. Sie gaben mich dem erſten braven Mann, der um mich anhielt. Und war's nicht gut ſo, Alter? Haben wir nicht fünfundzwanzig Jahre glücklich und zufrieden zuſammen gelebt?"

„Stimmt," ſagte Vater Santen ſtockernſthaft, indem er mit einem rieſigen Kamm ſein ſchon dünn werdendes Haar in Angriff nahm. „Das macht: über Kindern und Thoren wacht ein Schutzengel. Meine Tochter hat einen vernünftigen Vater mitbekommen, für die wird kein Extraengel gehalten."

„Und ich ſage Dir, Du wirſt dem Mädchen das Herz brechen mit Deiner Weisheit."

„Herz brechen?" Santen ſah ſeine Frau einen Augenblick betroffen an, dann wandte er ſich entſchloſſen um. „Das wollen wir gleich 'mal ſehen!" öffnete die Thür und rief hinaus: „Hilde!"

„Vater!" antwortete eine klare Mädchenſtimme.

„Komm' 'mal 'runter!"

Einen Augenblick ſpäter trat Hildegard in die Stube. Sie war eine reizende Erſcheinung, eines jener ſchönen Bürgermädchen, wie ſie bisweilen als Kinder durchaus gewöhnlich ausſchauender Eltern aufwachſen zur Verwunderung des denkenden Beobachters, der ſich vergeblich den Kopf darüber zerbricht, woher dieſe Reize ſtammen, da ſich weder bei den Eltern noch in der geſammten Vetterſchaft ein Vorbild derſelben aufſpüren läßt. Zu der

Lebensgluth und Lebensfreude, die aus ihrem ganzen Weſen ſtrahlten, beſaß Hildegard noch etwas, wonach ihre Mutter ein ganzes Leben hindurch vergeblich gerungen hatte: Vornehmheit.

Wer ſie daſtehen ſah in ihrem koſtbaren weißen Kleide, die ſchlanke Geſtalt mit dem ſtolz getragenen Köpfchen und den ſtrahlenden dunklen Augen, die ſich erwartungsvoll auf ihren Vater hefteten, der begriff ſofort, daß ein Maler Herz und Sinn an dies Mädchen verlieren müſſe.

„Nun, Vater?“

Santen ſaß ſchon wieder und band puſtend ſeine Krawatte.

„Richtig, ja. Mutter, gib 'mal der Hilde den Brief.“

Das Geſicht des Mädchens wurde nachdenklich beim Leſen. „Baron Singelmann —“ wiederholte ſie.

„Die Sache iſt nämlich die,“ erklärte Santen. „Deiner Mutter paßt der junge Menſch, mir aber nicht. Es fragt ſich nun, ob Du uns wie ein flügellahmer Vogel hier herumpiepſen wirſt, wenn ich dem Herrn Baron kurzweg meine Meinung ſchreibe.“

Um Hildegard's Mund zuckte ein leiſer Zug von Schelmerei. „Wenn er Dir nicht paßt, Vater — ich — ich will Dich nicht betrüben.“

„Wirklich? 's iſt rührend, was wir für 'ne gehorſame Tochter haben, Alte! Was? — Alſo um den Singelmann wirſt Du uns nichts vorheulen?“

„Du kannſt ganz ruhig ſein, Vater. Ich heule nicht um ihn.“

Vater Santen ſtemmte ſeine in weißen Hemdärmeln ſteckenden Arme feſt auf die Tiſchplatte und ſah ſcharfäugig zu ſeinem hübſchen Töchterchen hinüber. „Um ihn alſo nicht! So, ſo. Um wen denn ſonſt?“

Die Frage traf in's Schwarze, und Hildegard erröthete ein klein wenig.

„Das werde ich Dir ſagen, Vater, wenn er kommt und um mich anhält."

Bei dem letzten Wort war ſie ſchon zur Thür hinausgehuſcht.

Der Alte brach in ein lautes Lachen aus. „Hab's wohl gedacht! Unſere Hilde läßt den Kopf nicht hängen um ſolch' einen Zappelkaſper. Das Mädel hat einen beſſeren Geſchmack. — Reich' mir 'mal das Schreibzeug herüber, Alte, und einen feinen Bogen dazu, damit ich dem Herrn Baron die Pille wenigſtens anſtändig verpacke."

Frau Santen gehorchte ſchweigend, ſeufzte tief und ging hinaus. Wenn ihr Mann ſeinen Entſchluß gefaßt hatte, dann half keine Widerrede, das wußte ſie, und Hildegard hatte ſeinen Eiſenkopf geerbt.

Sie kannte auch ihres Mannes Lapidarſtyl und wollte lieber erſt gar nicht hören, in welchen Wendungen er dem vornehmen, feinen Herrn Aſſeſſor ſeine Abſage ſchrieb. Sie würde ihm dieſes Amt zweifellos abgenommen haben, aber in der ſchwierigen Kunſt der Rechtſchreibung — das erkannte ſie demüthig an — waren die Männer dem ſchöneren Geſchlecht entſchieden überlegen, und einem Studirten gegenüber hätte ſie ſich nicht einmal mit der neueſten Rechtſchreibungsmethode herausreden können.

Während Frau Santen, ihren geheimen Herzenskummer um den abgewieſenen Freier ſtandhaft niederkämpfend, die erſten Gäſte empfing, unterzog der ehemalige Krämer das Buffet einer eingehenden Muſterung. Er haßte Buffetſpeiſung. Er ſaß gern breit und behäbig bei Tiſche mit gehörigem Ellenbogenraum zu beiden Seiten und einem ſoliden Stück Braten vor ſich; aber Frau Johanna fand das Büffet vornehmer. Sie hatte die ganze Wohnung durch die erſten Dekorateure der Stadt ſtylvoll einrichten laſſen; man wanderte durch ſechs verſchiedene Jahrhunderte, wenn man nacheinander über die ſechs Schwellen der

Prunkgemächer schritt. Und so „echt" waren sämmtliche Einrichtungen, daß Vater Santen, welcher nur in seinem eigenen Jahrhundert zu gehen und zu stehen gelernt hatte, alle Augenblick mit irgend einem Zimmerschmuck in Kollision gerieth; sei es, daß er über das Fell eines Bären, den er nicht erjagt hatte, in's Stolpern kam; sei es, daß er mit der Nase gegen einen Rococoengel rannte, der kopfüber vor den Fensterscheiben baumelte, oder daß er seinen Hüftknochen in schmerzhafte Berührung mit einem massiven altdeutschen Galleriegeländer brachte, von dem sein schlichter Verstand nie begreifen konnte, aus welchem Grunde es mitten in die Stube hineinragte. Er war fest überzeugt, daß der enge Keller, in dem seine rasch aufstrebende Laufbahn als Krämer ihren Anfang genommen hatte, mit seinen übereinander geschichteten Sauerkraut- und Heringsfässern, seinen Kohlköpfen, Kartoffelsäcken und Flanellballen geräumig gewesen sei im Vergleich zu den Salons, die er jetzt bewohnte. Aber der Hanne gefiel's so; und die Hanne hatte tapfer die Hände geregt in den mageren Jahren, da war's billig, daß man ihr einen Spaß gönnte in den fetten.

Nur im Punkt der Verpflegung hatte August Santen seine eigenen Ideen.

„Heiliger Nikolaus! Sollen diese Anisplätzchen etwa Butterbrode vorstellen? Schwabbelig wie Löschpapier und nicht größer als ein Thalerstück! Und die Pockennarben darauf bedeuten Kaviar? Danke ergebenst! — Ich glaube, der Schlingel hat den Kaviar selbst geschleckt und an unseren Broden nur sein Messer abgestrichen. — Sagen Sie doch, mein Sohn, was bedeutet die gelbliche Flüssigkeit auf dieser Schüssel?"

„Das ist Hühnerfrikassee, Herr Santen," sagte der prächtig frisirte Lohndiener etwas verächtlich, indem er eine neue Schüssel niedersetzte. Wenn nicht die gute Be-

zahlung gewesen wäre, er hätte es unter seiner Würde gefunden, bei einem Parvenü, wie Santen, zu bedienen.

Der Gastgeber stocherte mißtrauisch mit einem Löffel in der Schüssel herum. „Dacht' ich's doch! Knochen und Brühe," sagte er melancholisch. Den schönen Aufbau der Hummermayonnaisen streifte er nur mit vorwurfsvollem Blick. Er wußte nachgerade schon: diese Schüssel war so reich garnirt, daß ebenso viel Glück dazu gehörte, um zwischen ihren Salatherzen, Radieschen, sinnig gekreuzten Scheerentheilen und anderem unverdaulichen Zierrath ein eßbares Stückchen des Krebses selbst hervorzufischen, wie für einen Goldgräber Glück dazu gehört, um unter dem werthlosen Sand und Gestein der Mine auf ein Goldkorn zu stoßen. Er deutete auf den Teller, welchen der Lohndiener eben niedersetzte.

„Und wie nennen Sie dieses halbe Dutzend Fleischhobelspäne?"

Der Befrackte hob gekränkt den Kopf. „Das ist Puterbraten, Herr Santen. Ich habe Alles eingerichtet wie in den vornehmsten Häusern. Vollere Schüsseln sind nicht fein."

„Papperlapapp! Meine Schüsseln sollen voll sein. Verstehen Sie! Wenn der alte Santen Jemand zu Tisch lädt, dann möchte er nicht gern, daß der hungrig wieder nach Hause geht. Lassen Sie sich von der Köchin den Schlüssel geben und schneiden Sie das Roastbeef auf, das wir heute zu Mittag hatten. Aber gehörige Scheiben! Es könnte sein, daß außer mir noch ein paar vernünftige Menschen hier zu Abend essen wollen."

Während der Lohndiener murrend hinunterging, den Auftrag auszuführen, trat Santen über die Schwelle in den Festsaal. An der Thür schon kam ihm Hildegard mit einem jungen Mann entgegen.

„Das ist Herr Hans Faber, Väterchen. Weißt Du, der die hübsche Haidelandschaft auf der Ausstellung hatte.

Du warſt nicht zu Haus, als er uns ſeinen Beſuch machte.“

Santen verneigte ſich mit biedermänniſcher Steifheit. Der Geſellſchaftsanzug und die weiße Binde kleideten ihn ſchlecht. Er ſah ſo unbehilflich aus, daß auch ein erfahrenerer Menſchenkenner, als Hans, ihm ſchwerlich den durchdringenden Verſtand zugetraut hätte, der thatſächlich in dem viereckigen Kopf und hinter den zwinkernden grauen Aeuglein wohnte und von dem er gerade in dieſem Augenblick eine ſchlagende Probe ablegte; denn aus Hildegard's Stimme und Weſen erkannte er ſofort, daß es mit dieſem Herrn Faber etwas Beſonderes auf ſich haben müſſe, und faßte den Entſchluß, ſich den jungen Maler etwas genauer zu betrachten, als er gemeiniglich die Gäſte ſeiner Frau zu betrachten pflegte.

Erſt ſpät bot ſich ihm eine unauffällige Gelegenheit hierzu. Als die Mehrzahl der Tänzer den heißen Kampf um die Herrlichkeiten des Büffets miteinander ausfocht, traf er Hans vor einem Oelbild im Salon ſtehend, einer harmloſen Schweizerlandſchaft, welche Oberbeck's Amor hatte erſetzen müſſen.

„Ein hübſches Bildchen, das Sie da betrachten,“ redete Santen ſeinen Gaſt an. „Hat ein Kollege von Ihnen gemalt, Chriſtian Thies, wenn Sie ihn kennen. Alles, was recht iſt, ein feines Bild! Die Berge ſind Ihnen wie photographirt; ich bin nämlich ſelbſt 'mal in der Schweiz geweſen. Meine Frau hat aber auch baare dreitauſend Thaler dafür bezahlt.“

Hans wandte ſich um. In ſeinem Hirn kreiſte der Dunſt von Vater Santen's altem echten Wein, in ſeinem Herzen brannten die verheißungsvollen Blicke von Vater Santen's Töchterlein; er war trunken von Glück und Hoffnung. Und als er ſeinen Wirth ſo grotesk und altfränkiſch vor ſich ſtehen ſah, mit den Tauſenden um ſich

werfend als echter Parvenü, da fielen ihm der Großmutter Ermahnungen ein, und ein toller Uebermuth ſtachelte ihn an, die vorgeſchriebene Rolle zu ſpielen. Sein Gegenüber forderte zur Fopperei ja geradezu heraus!

„Dreitauſend Thaler," wiederholte er, die Augen zuſammenkneifend und den Kopf zurückbiegend, „nun, das iſt nicht eben viel, Herr Santen. Ich für mein Theil habe nie ein Bild für weniger gemalt."

Des ehemaligen Krämers Augen wurden groß vor Staunen.

„Teufel auch! Da müſſen Sie ja ein ſteinreicher Mann ſein."

„Reich? Hm, wie man's nimmt, Herr Santen! Man muß anſtändig leben, ſtylvoll wohnen, das werden Sie gewiß begreifen. Und dann — jungen Leuten rollt das Geld ſo leicht durch die Finger. Wenn man erſt Frau und Familie hat, theilt ſich's beſſer ein. Aber natürlich, ein paar Tauſend im Jahr lege ich doch zurück für meine alten Tage." Er ſchlug die Stiefelabſätze mit Selbſtbewußtſein aneinander und ſtrich ſtolz über die leere Taſche ſeines geliehenen Fracks. Sein Mutterchen, dachte er, hätte in dieſem Augenblick ihre helle Freude an ihm haben müſſen.

Santen betrachtetete ihn mißtrauiſch von der Seite. „Und haben Sie augenblicklich viele Aufträge?"

„Erdrückend!" Hans machte ſeine großartigſte Handbewegung. „Wenn ich ſie alle annehmen könnte, ich wäre in zwei Jahren Millionär."

„Hören Sie 'mal, da wundert's mich aber, daß Sie noch immer in einer unbequemen Miethskaſerne hauſen. Es geht nichts über ein eigenes Haus. Oder haben Sie ſchon angefangen, ſich eines bauen zu laſſen?"

„Bis jetzt nicht. Ich wohne ſogar ziemlich unbequem im dritten Stock — des Lichtes wegen, natürlich!" Hans

hatte Mühe, ernst zu bleiben. „Sie müssen wissen, ich brauche ungeheuer viel Licht — lauter Nordlicht. Das kommt in die tiefer gelegenen Wohnungen nicht herunter."

„So — so," sagte Santen gedehnt; und Hans trat zum Büffet, goß sich ein Glas Champagner ein und dachte, während er vergnügt den perlenden Kelch gegen das Licht hielt: „Dem Alten habe ich 'mal gehörig imponirt!"

— — — — — — — — — — — —

„Mutterchen, es geht famos!" antwortete er eine Stunde später der alten Dame, die mit ängstlicher Frage ihr verschlafenes Gesicht aus der Thürspalte steckte, als sie ihres Enkels Schritt auf der Treppe vernahm.

Und zur selben Zeit, während die letzten Wagen davonrollten, faßte Hildegard ihres Vaters Arm. „Väterchen, Du sprachest ja so eingehend mit Herrn Faber. Nicht wahr, das ist ein netter junger Mann!"

Santen schüttelte bedächtig den Kopf. „Weiß doch nicht, Mäuschen. Es kam mir so vor, als schnitte der junge Mensch unerlaubt stark auf."

3.

Zwei Tage später suchte Frau Faber den Löwen in seiner Höhle auf. Sie hatte dazu ihr schwarzseidenes Staatskleid aus seinen Schutzhüllen herausgeklaubt und trug den Kopf um ein paar Linien höher als sonst. Merkwürdigerweise verlor aber das Prachtstück in den „echten" Räumen plötzlich alles Imponirende. Es zeigte sogar zur großen Betrübniß der Eigenthümerin einen entschieden fuchsigen Schimmer, und auch das stolz erhobene Haupt sank auf sein gewöhnliches Niveau herab, vielleicht sogar noch ein wenig darunter, als die alte Dame dem reichen Manne gegenübersaß und mit all' der Zungengeläufigkeit, über welche sie verfügte, ihres Enkels Vorzüge entrollte.

Es ſprach ſich ſchlecht unter den ſcharfen grauen Augen, die ſie unverwandt anſtarrten, und die eiskalten „Sos“ und „Hms“ ihres Zuhörers hatten wenig Ermunterndes.

Er kenne den jungen Mann ſo gut wie gar nicht, meinte Santen zuletzt. Man werde ſehen; er ſei im Grund nicht abgeneigt, durchaus nicht! Aber die Sache habe ja nicht die mindeſte Eile.

Wenn er wenigſtens geradezu widerſprochen hätte! Die alte Dame verſtand ſich auf die Kunſt, Menſchen mürbe zu reden. Was aber ließ ſich hierauf erwiedern?

Mit dem Gefühl, eine vollſtändige Niederlage erlitten zu haben, trippelte Hanſens Großmutter die teppichbelegten Treppen der Santen'ſchen Villa wieder hinunter. In der friſchen Luft jedoch kehrte ihr Selbſtgefühl zurück. Noch war ja nichts verloren, und von ihren perſönlichen Empfindungen brauchte der Jungen entſchieden nichts zu wiſſen. Mit dem Ausdruck des Triumphes trat ſie über die Schwelle, hinter welcher Hans ſie mit klopfendem Herzen erwartete.

„Alles in Ordnung, Jungchen! Putze Dein Atelier nur fein heraus. Morgen kommt die ganze Familie, um Deine Bilder zu betrachten. Der Alte hat ſich Bedenkzeit ausgebeten; das war wohl ſelbſtverſtändlich und vorauszuſehen.“

Hans ſeufzte erleichtert auf. „Ich ſehe doch, daß Du geſchickter biſt, als ich, Mutterchen. Ich hätt's gewiß noch nicht ſo weit gebracht.“ —

Frau Faber hatte kaum die Hand von der Klinke der Santen'ſchen Hausthür abgezogen, als ſchon Hildegard's Geſicht in das Zimmer des Vaters hineinlugte.

„Du, Väterchen, war das nicht Herrn Faber's Großmutter. Was wollte die denn von Dir?“

Santen ſaß nicht in roſigſter Laune vor ſeinem Schreibtiſch. „Leider weißt Du's, was ſie wollte!“

Das Mädchen kam näher und ſchaute unter den dunklen

Wimpern hervor dem Verdrießlichen schelmisch in's Gesicht.

„Aber ich weiß Deine Antwort nicht, Vater."

Der Alte schlug auf den Tisch, daß es dröhnte. „Schockschwerenoth! Soll ich Dich einem Waschlappen geben, der sich von einem alten Weibe bei mir anpreisen läßt wie einen bunten Schlips, statt mannhaft selber zu kommen?"

Folgenden Tages begaben sich Santens dennoch in das Faber'sche Atelier; Hildegard hatte das durchgesetzt. Aber nur Frau Santen schenkte den Gemälden einige Aufmerksamkeit, die Tochter sah zumeist den Maler an, und der Vater wunderte sich über die spießbürgerlich einfache Einrichtung des angehenden Millionärs. Hans, der am Ballabend so groß gewesen war, fühlte sich klein wie eine Maus, und all' seine Hoffnungen ließen die Flügel hängen.

Eine Kreideskizze, welche der Unvorsichtige versäumt hatte, zu entfernen, lenkte Frau Santen's Gedanken auf ihren alten Widersacher Oberbeck. Bei der Auseinandersetzung wegen des bestellten Bildes waren von den Lippen des heftigen Mannes Worte gefallen, welche ihr eitles Herz ihm nicht vergeben konnte.

„Ist es möglich, Herr Faber! Sie sind befreundet mit diesem" — sie suchte nach einem angemessenen Ausdruck — „diesem unmoralischen Menschen?"

Angsttropfen traten dem Verliebten auf die Stirn. Sollte er das Wohlwollen der Einzigen verlieren, die ihm ferner Zutritt zu dem theuren Mädchen verschaffen konnte? Frau Santen's durch die goldene Lorgnette auf ihn gerichtete Augen verhießen keine Gnade. Und mit welchem Blick furchtbarer Drohung erst Mutterchen ihn anflammte!

„Was denken Sie von uns, gnädige Frau!" schnitt sie entschlossen Hansens schüchterne Erwiederung ab. „Mein

Enkel iſt nicht der Freund von Jedwedem, den er 'mal in Kreide ſkizzirt. Seinem Herzen ſtehen nur ſtreng moraliſche Perſonen nah. Ein verkommener Patron, wie dieſer Oberbeck, darf nicht über unſere Schwelle."

Hans wollte widerſprechen, aber ſein Muth war gelähmt, denn nun richtete auch Santen ſeine durchdringenden Augen feſt auf ihn. Im Grunde, warum ſollte er's nicht gehen laſſen? Sein Liebesglück ſtand auf dem Spiel, und was konnte dem Freunde ſeine Vertheidigung vor dieſen Menſchen frommen?

So wandte er ſich langſam zum Fenſter und ſchwieg. Aber brennende Scham fraß ihm am Herzen. —

Als Frau Faber, welche knixend auf dem Treppenabſatz ſtehen blieb, bis ihre Gäſte die Hausthür erreicht hatten, in's Atelier zurückkehrte, ſaß er mit ineinander geſchlungenen Händen auf einem ſeiner altdeutſchen Stühle und ließ den Kopf hängen.

„Was ficht Dich an, Jungchen? Es geht ja gut! Schritt für Schritt; aber um ſo ſicherer!"

„Nein, nein, es geht nicht gut! — Mutterchen! Mutterchen, ich komme mir vor wie Petrus, als er den Herrn verleugnet hatte!"

„Warum nicht gar. Folg' Du nur getroſt meiner Erfahrung — ich ſchaff' Dir Deine Hildegard, ich hab' eine glückliche Hand in ſolchen Dingen."

— — — — — — — — — — — —

Unterdeſſen ſchritt Vater Santen, die Hände in den Taſchen, über die Straße und pfiff gegen den ſchneidenden Nordwind an. Hildegard, die Fingerſpitzen im Muff, ging an ſeiner Seite und ſchielte ab und zu fragend an ihm hinauf; die Mutter war in einem eleganten Modebazar hängen geblieben.

Als ſie um die Ecke bogen, legte ſich der Wind, und Santen hub an: „Weißt Du, Mädel, das Geſcheidiſte

wär' schon, Du schlügst Dir den Maler aus dem Kopf Mit meiner Einwilligung wenigstens kriegt der Dich nicht zur Frau."

Hildegard war aufrichtig bestürzt. „Du kennst ihn ja noch gar nicht, Vater."

„Ganz genau kenn' ich ihn! Ich hab' ihn nur für einen aufgeblasenen Narren gehalten, aber er ist ein schlechter Kerl obendrein! Er verleugnet seine Freunde."

Hildegard erwiederte nichts. Erst auf dem Hausflur hob sie wieder den Kopf. „Und ich glaub's einmal nicht von ihm, Vater!"

„Na, denn nicht," versetzte der reiche Mann. „Meine Meinung weißt Du! Davon geht kein Titelchen ab. Punktum."

Er hing seinen Hut an den Ständer und ging in sein Zimmer. Hildegard sah ihm nach.

„Dann werde ich eine alte Jungfer! Gleichfalls Punktum."

4.

Mutterchen hatte doch keine so „glückliche Hand" gehabt, wie sie sich schmeichelte zu besitzen.

Das zeigte sich bald.

Hansens Beziehungen zu den Santens wurden ungeachtet seiner Bemühungen immer kühler und lockerer. Bei einigen kleineren Gesellschaften überging man ihn völlig. Er saß in heller Verzweiflung in seinem Atelier, mochte nicht essen noch trinken.

„Es ist etwas nicht richtig, Mutterchen! Glaub' mir, irgendwo stimmt Deine Rechnung nicht!"

Das fühlte die alte Dame selbst am deutlichsten, aber sie wollte es nicht wahr haben. Sie vertröstete auf die Macht der Zeit. Der Vater war ihren Fingern entglitten, doch wenn die Tochter standhaft blieb, so mochte noch

Alles gut werden. Ja, wenn! Mädchenherzen ſind gar veränderlich! Wie ſollte die vielumworbene Erbin ihrem Hans Treue halten, wenn ſie den armen Jungen wochenlang nicht zu ſehen bekam? Gab es nicht einen Kitt, ſtark genug, ein Herz unlöslich und für immer auch an einen Abweſenden zu binden?

Nach einigen durchgrübelten Nächten glaubte Frau Faber einen ſolchen Kitt gefunden zu haben: die Eiferſucht.

Inzwiſchen führten Santen und ſeine Tochter in dieſem Winter einen ſtummen Krieg miteinander. Von der richtigen Anſchauung ausgehend, daß Dinge und Menſchen um ſo leichter vergeſſen werden, je ausreichenderer Erſatz ſich für ſie findet, ließ der ehemalige Krämer einen Bewerber nach dem anderen vor ſeiner ſchmollenden Tochter aufziehen. Die jungen Leute waren nicht übel, und die Bälle, Geſellſchaften, Schlittenparthien und ſo weiter erwieſen ſich als recht unterhaltend. Auch genoß Hildegard in vollen Zügen die Freuden des ungewöhnlich abwechslungsreichen Winters. Aber wenn's dann zur Entſcheidung kam, und der Vater ihr die Vorzüge des erſehnten Schwiegerſohnes in ſeiner draſtiſchen Weiſe an's Herz gelegt hatte, erklärte ſie jedesmal auf's Freundlichſte: „Danke, Väterchen, er paßt mir nicht." Und der unglückliche Jüngling verſchwand von der Bildfläche, um einem nicht glücklicheren Nachfolger Platz zu machen.

Dem reichen Mann war nicht behaglich bei dem Spiel. Oft ſaß er ſtundenlang grübelnd allein, und das Endergebniß ſeiner Betrachtungen war allemal, daß er, die Fauſt ganz auf den Tiſch ſtemmend, murmelte: „Das Mädchen ſoll heirathen, wen ſie will — wen ſie will! Aber ein braver, anſtändiger Kerl muß und ſoll es ſein! Dabei bleibt's!"

Inzwiſchen fror es Stein und Bein, und Hildegard ging, um ſich für die rauſchenden Abendvergnügungen zu

ſtärken, wie ſie ſagte, jeden Nachmittag mit ihren Schlittſchuhen eine Stunde auf's Eis. Hans, der ſich ebenfalls nach ſeiner Arbeit im Atelier ſtärken mußte, war wunderbarerweiſe auf das gleiche Heilmittel verfallen, und ſo trafen die Beiden ſich auf der glatten Eisfläche, manchmal nur auf einen Augenblick, nur um einen kurzen Gruß zu wechſeln, manchmal auch auf länger, und weder Großmutter Faber noch Vater Santen wußten um dieſe Zuſammenkünfte.

Als aber die alte Dame ihren Anſchlag gar gekocht hatte, lauerte ſie ihrer Nachbarin auf, fing ſie auf ihrem Weg zur Eisbahn ab, und begann, neben ihr hertrippelnd, das wohl bereitete Gift in des Mädchens Ohr zu träufeln. Es traf ſich, daß gerade eine hübſche junge Wittwe ſich von Hans malen ließ. Das gab die richtige Anknüpfung. Frau Faber rühmte die Schönheit der jungen Frau, pries ihren Reichthum, ihre Liebenswürdigkeit. Sie wußte geſchickt durchblicken zu laſſen, daß die Dame großes Gefallen an Hans finde, und ſchien ſelbſt nichts ſehnlicher zu wünſchen, als das Zuſtandekommen einer Heirath zwiſchen den Beiden. Hanſens Gefühle ließ ſie vorſichtig in einem ſanften Halbdunkel; ſie wollte den Bogen nicht zu ſtraff ſpannen.

O, ſie war weiſe und erfahren!

Als Hildegard auf die Eisfläche abbog, ein wenig haſtiger als ſonſt, blickte die kleine energiſche Frau ihr befriedigt nach. Ihr Haus würde glücklich werden! Sie hatte da eben ein kräftig Feuerlein zu ſeinen Gunſten angefacht, das bewies jeder Zug in des Mädchens Geſicht.

Sie hatte wirklich ein Feuer angefacht. Aber Flammen ſind eigenwillige Diener. Schon Mancher gedachte, leeres Stroh zu verbrennen, und ſteckte Haus und Hof in Brand.

Unglücklicherweiſe befand ſich die Wittwe, von welcher Frau Faber geredet hatte, eben auf dem Eiſe. Sie war

eine mäßig begabte Anfängerin in der Kunst des Schlittschuhlaufens und hatte Hans erkoren, ihre unsicheren Schritte zu stützen; er konnte sie, ohne Aufsehen zu erregen, nicht sofort im Stich lassen. In Hildegard's Herzen kochte ein unbändiger Zorn, als sie die Beiden zusammen sah. Während sie sich die Eisen anschnallen ließ, starrte sie beständig zu dem Paar hinüber. Was hatte doch ihr kluger Vater von dem Maler gesagt? „Er verleugnet seine Freunde." Ja, noch mehr, er verrieth auch die Geliebte, die einen Freier nach dem anderen ausschlug um seinetwillen! Wie mußte Jener am Arm seiner schönen Freundin spotten und lachen über ihre einfältige Anhänglichkeit!

Aber sie wollte dem ein Ende machen!

Als Hans sich frei machen konnte, glitt er auf sie zu. „Wie habe ich mich nach Ihnen gesehnt, Hildegard!"

„Sie besaßen jedenfalls Kraft genug, diese Sehnsucht zu zügeln."

„Haben Sie mir denn nicht ausdrücklich befohlen, alles Aufsehen zu vermeiden?"

„Aber ich habe Ihnen nicht befohlen, Ihren Gefühlen Zwang anzuthun. Sie hätten bleiben sollen, wo es Ihnen so gut gefiel."

Hans glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Für meine Unterhaltung brauchen Sie wirklich kein Opfer zu bringen, Herr Faber. Es finden sich schon Andere, welche dafür sorgen."

Hans wurde nun auch ärgerlich. „Ich zweifle nicht daran. Vielleicht der Lieutenant dort, der Ihnen so beharrlich nachfährt? Sie brauchen nur zu befehlen, falls Sie mit ihm allein zu sein wünschen."

„Und wenn dem so wäre? Ich, Herr Faber, bin wenigstens aufrichtig!"

Hans wurde todtenbleich. „Hildegard! — Fräulein Santen! Wissen Sie, daß das ein Bruch ist?"

„Um so besser! Unser Verhältniß fing nachgerade an, langweilig zu werden!“

Sie glitt an ihm vorbei und raste wie eine Unsinnige über die Bahn. Menschen, Bäume und Häuser flogen an ihr vorüber, als säße sie in einem Eilzuge.

Zwei Sekunden darauf war Hans wieder an ihrer Seite. „Hildegard! — Es — es kann Ihr Ernst nicht sein!“

Seine treuherzigen Augen sahen sie mit dem Ausdruck aufrichtiger Seelenangst an, in seiner frohen, frischen Stimme lag ein Zittern, das gewiß in ihrem Herzen einen Widerhall gefunden hätte, wäre dieses nicht durch die Einflüsterungen der klugen Vermittlerin vollständig für ihn versteinert gewesen.

So wandte sie sich mit einem spöttischen Auflachen von ihm ab, und da der Lieutenant ihr gerade grüßend entgegenkam, nahm sie seine Hand und fuhr mit ihm davon.

Hans schnallte seine Schlittschuhe ab und ging trübselig heim.

Seine Großmutter erwartete ihn im Atelier. „Schon zurück, Hans? Du mußt doch die Hildegard auf dem Eis getroffen haben! Sag' schnell, wie steht's? Wie geht's?“

„Aus ist's, Mutterchen, aus für immer! Ich bitte Dich, rede mir nicht mehr davon.“

Die alte Dame rieb sich triumphirend die Hände. „Es wirkt! Es wirkt! Was — aus! Kopf hoch, mein Junge! Jetzt fängt's erst recht an.“

Es fing aber nicht wieder an. Hans lehnte die spärlich fließenden Einladungen in das Santen'sche Haus ab, und vermied auch, Hildegard am dritten Ort zu treffen. Seine Schlittschuhe hingen rostend am Nagel, und wo die zwei Menschen einander auf den Straßen der Stadt begegneten, schauten Beide wie auf Verabredung trotzig nach der anderen Seite und vermieden es, sich zu grüßen. Daheim aber in der stylvollen Villa sowohl wie in der

beſcheidenen Wohnung im dritten Stock riſſen ziemlich im gleichen Augenblick allmorgendlich ein Paar vor Erregung zitternde Hände das Morgenblatt auseinander, und ein Paar Augen überflogen, groß vor Angſt, die Verlobungsanzeigen. Das Mädchen ſuchte den Namen Hans Faber in Verbindung mit dem der ſchönen Wittwe; Hans fürchtete die Worte Hildegard Santen zu leſen und darunter, er wußte nicht welchen Männernamen. Und Beide athmeten erleichtert auf, wenn ſie das Blatt niederlegten, ohne gefunden zu haben, was ſie ſuchten.

Hans ging häufig zu Oberbecks; da war freilich noch weniger Freude zu holen, als er mitbrachte. Der „Gladiator" hatte keinen Käufer gefunden, darüber ward Frau Suſanna unerträglicher als je. Oberbeck, am Rande des Tiefſinns, malte, von ihren Klagen mürbe gemacht und an ſeinem Können verzweifelnd, jetzt Genrebildchen, die ſeinem markigen Talent entſprachen wie einem Bären das Flötenſpielen. Seine Feinde lachten, und ſeine Freunde betrübten ſich darüber; gekauft wurden die verzweifelten Bilder von Niemand. „Nicht einmal das kann er!" grollte Frau Suſanna.

Sonſt ſaß Hans vom Morgen bis zum Abend in ſeinem Atelier, brütete und malte und hatte kein Gefallen an dem, was er malte. Er nannte Hildegard's Namen nie, aber all' ſeine ſonnige Heiterkeit war erſtorben. Und wenn Großmütterchen im Stande geweſen wäre, an der Unfehlbarkeit ihres Vermittelungstalentes irgend welchen Zweifel zu hegen, ſo hätte ſie bittere Reue über ihre Einmiſchung empfinden müſſen. So aber maß ſie die Schuld an dem Mißlingen einzig dem verkehrten Sinne Hildegard's zu, der ſich vermaß, auf ihr fein ausgedachtes Reizmittel anders zu reagiren, als er geſollt.

Sie war dem Mädchen bitterbös darum.

Der Winter ging hin, das Frühjahr, der Sommer. Hans Faber's „Heimkehrender Landsknecht" hatte auf der Ausstellung in der Hauptstadt große Anerkennung gefunden, des Malers Name stand in allen Zeitungen, er fing an, Ruf zu gewinnen. Vater Santen las den Artikel, in welchem des jungen Meisters Lob mit vollen Backen gesungen wurde, zweimal mit sehr nachdenklichem Gesicht und wartete darauf, daß seine Tochter etwas sagen solle. Als Hildegard jedoch hartnäckig schwieg, legte auch er schweigend das Blatt weg; aber was er gelesen hatte, klang ihm im Herzen nach.

Als der Herbst schon anfing die Spitzen der Blätter bunt zu färben, machte irgend ein Klub seinen Sommerausflug an das Ufer des Flusses. Santens waren als Gäste gebeten; Hans, seinen rasselosen Köter im Gefolge, kam als Ehrenmitglied. Und keine der beiden Parteien wußte, daß die andere am Platz sein würde. So standen Hildegard und Hans sich plötzlich und unerwartet nach einer Trennung von fast neun Monaten gegenüber.

Eine Blutwelle färbte Beider Antlitz, als sie sich in die Augen sahen, und zugleich war's ihnen, als fiele eine Binde von ihrem Blick. Die Zeit hatte den Stachel der Kränkung abgestumpft und den Stachel der Sehnsucht geschärft. Sie fühlten's ohne Worte: es war ein Kleines, das sie getrennt hatte, aber ein Großes, das ihre Herzen zu einander zog, ein Gefühl, das Keines von ihnen wieder verlernen konnte und das bei diesem plötzlichen Sehen von Angesicht zu Angesicht mit neuer Gewalt emporschlug. Aber zugleich lag's wie ein Bann auf Beider Lippen, wie eine Lähmung auf Hirn und Gliedern. Wie sehnsüchtig ihre Herzen einander auch entgegenschlagen mochten, das zerrissene Band ließ sich nicht ohne Weiteres wieder anknüpfen.

Diese Ueberzeugung lastete drückend auf Beider Gemüth.

So verbeugten ſie ſich ſtumm und ſteif. Nur Frau Santen reichte, im Bewußtſein, daß der berühmt werdende Name des Künſtlers auf ſie und die ſtylvolle Villa einen verklärenden Abglanz zurückſtrahlen mußte, dem ehemaligen Freunde die Hand und ſprach ein paar verbindliche Worte.

Das Hin- und Herwogen der Geſellſchaft trennte ſie dann; der Kreis war groß genug, man konnte einander ohne Aufſehen meiden, und Hans wollte ſich nicht zum zweiten Mal fortſchicken laſſen. Aber ſeine Blicke ſchweiften immer wieder zu dem Mädchen hinüber, und Hildegard ſah in dem bunten Gewimmel nur Hans. Warum hatte er ſeine junge Wittwe noch immer nicht geheirathet, wenn ſie ihm wirklich ſo wohl gefiel? Oder war die alte Frau vielleicht doch nicht die Vertraute ſeiner Herzensgeheimniſſe geweſen? Erwies ſich, was ſie unvorſichtig ausgeplaudert hatte, zuletzt als ein Geſpinnſt ihrer eigenen Phantaſie? —

Die Geſellſchaft war in verſchiedenen Fuhrwerken gekommen, die nun abgeſchirrt im Walde ſtanden, deſſen Ausläufer ſich bis hart an das Ufer des Flüßchens erſtreckten und unter deſſen hohen Buchenwipfeln die Klubmitglieder und ihre Gäſte ihr improviſirtes Mittagsmahl eingenommen hatten. Nun ſchweiften die Theilnehmer paarweiſe und in Gruppen umher. Es war ein ſonniger Nachmittag, recht gemacht zum Träumen. Marienfäden zogen durch die Luft und hingen ſich an Bärte und Kleider, Schmetterlinge gaukelten über den Wieſenblümchen am Flußrand, die Landſchaft jenſeits des Waſſers lag in der leuchtenden Klarheit, wie ſie nur der Herbſt verleiht.

Hildegard war allein am Waldesſaum zurückgeblieben. Sie fühlte ſich ſeltſam bewegt; eine brennende Sehnſucht war in ihr, ſie konnte nicht ſagen, nach was; aber als ſie ein Paar grünglänzende Libellen einander umflattern ſah in frohem, verliebtem Spiel, mußte ſie die Zähne in die

Lippen graben, um nicht in Thränen auszubrechen. In dieſem Augenblick kam Puck, der Hund Faber's, der in den dürren Blättern nach Mäuſen jagte, auf einem ſeiner Ausflüge hart an ihr vorbei. Er ſtutzte, blieb ſtehen, ſchnupperte ſie an, und als er die Gewänder erkannte, deren Flattern er auf dem Eiſe oft in froher Luſt nachgejagt war, ſprang er mit kurzem Erkennungslaut an ihr empor und ſtieß ſeine Schnauze in ihre Hand.

In Hildegard's Augen perlten heiße Thränen, ſie beugte ſich nieder und drückte einen Kuß auf den zottigen Kopf des Pintſchers. O, wenn Puck hätte reden können! Er, Hanſen's ſteter Gefährte, würde ihr wohl zu ſagen vermocht haben, was es mit der gefährlichen jungen Wittwe auf ſich hatte! Sie fühlte eine faſt demüthige Dankbarkeit gegen das Thier dafür, daß es ſie noch kannte. Es ſchien ihr wie ein Gruß von ihm ſelbſt. Hans liebte den Hund, und der Hund liebte ſie. Hatte Puck ein ſo zähes Gedächtniß, dann lebte vielleicht auch in ſeines Herrn Bruſt noch ein Fünkchen der Neigung, die einſt ihr Glück geweſen war. —

Sie lockte liebkoſend den Hund zu dem Aufbewahrungsort der Mundvorräthe und fand ihre Freude daran, ihn mit den beſten Bratenſtücken zu füttern, eine Behandlungsweiſe, welche des biederen Puck Erinnerungsvermögen und Zuneigung ganz merkwürdig auffriſchte.

„Es iſt freundlich von Ihnen, gnädiges Fräulein, daß Sie ſich des hungrigen Burſchen annehmen," hörte ſie plötzlich Hanſens Stimme neben ſich ſagen. „Dennoch weiß ich kaum, ob ich Ihnen dafür danken ſoll. Sie werden ſeinen ſchlichten Hundeverſtand in Verwirrung bringen, wenn es Ihnen demnächſt belieben wird, ihn zu mißhandeln."

Hildegard wurde roth und wandte den Kopf zur Seite. „Ich mißhandle Niemand ohne Grund."

Und dann war es wieder so still zwischen den zwei Menschen, daß man das Rascheln der fallenden Blätter vernahm. Eine Hummel summte über einer Haidekrautblüthe, und Puck winselte, weil die Bratenstücke plötzlich ausblieben.

„Mich wundert, daß wir Sie zu dieser Jahreszeit noch in der Stadt angetroffen haben, Herr Faber," begann Hildegard endlich langsam. „Das schöne Wetter lockt zum Reisen; an der See muß es jetzt geradezu herrlich sein."

An der See, in Helgoland, weilte nämlich die schöne Wittwe.

Hans hatte kein Verständniß für diesen Stich. „Ich muß meine Baarschaft zusammenhalten," antwortete er einfach, „denn für den Winter beabsichtige ich, nach Rom zu gehen."

„Nach Rom?" Hildegard hatte nie daran gedacht, daß Hans plötzlich die Stadt verlassen könne, es kam ihr auf einmal vor, als werde der nächste Winter sehr einsam für sie werden. — „Sie wollen nach Rom?"

„Ja, und dann weiter nach Sicilien, vielleicht nach Algier. Ich gedenke mein Zelt hier für immer abzubrechen."

In diesem Augenblick knisterten und krachten die dürren Zweige hinter ihnen und aus dem Gebüsch hervor brachen Vater und Mutter Santen mit einem Kometenschwanz ausgelassener Festtheilnehmer hinter sich. Das schweigsame Paar in der tiefen Einsamkeit des Waldessaumes hatte etwas Befremdliches. Hildegard beeilte sich, die Sachlage zu erklären.

„Denke nur, Vater! Herr Faber erzählt mir eben, daß er uns verlassen will, um dauernd nach dem Süden zu gehen."

Frau Santen klappte ihren Spitzenschirm zusammen. „Aber das ist ja ganz etwas Unerwartetes! Ihre Vater-

ſtadt wird Sie vermiſſen, Herr Faber, ihre zahlreichen Freunde und die noch zahlreicheren Verehrer Ihrer Kunſt. Ich hoffe, Sie rechnen uns zu Beiden! Nein, nein, ohne Schmeichelei, wir Alle ſind ſtolz auf Sie, nicht wahr, Santen? Ein berühmter Künſtler, und dazu ein Menſch, der auf Formen hält, und Sitte und Moral! Das findet ſich nicht häufig vereint. Sie ſind ein weißer Rabe, Herr Faber — ja, das ſind Sie! Und ich rechne beſtimmt darauf, Sie vor Ihrer Abreiſe noch einige Male in unſerem Hauſe zu ſehen. Wir Alle müſſen wetteifern, Ihnen Ihre Vaterſtadt lieb zu machen, damit Sie ſich in der Ferne zu uns zurückſehnen."

Frau Santen meinte es ganz ſo warm, wie ſie es ſagte. Früher hatte ſie den jungen Maler als Schwiegerſohnskandidaten nicht ſonderlich hoch angeſchlagen, aber nun er Ruf bekam, ließ ſich das Ding ſchon überlegen. Ein Künſtler war doch unleugbar etwas Apartes, aparter als ein Lieutenant oder ein Bankier.

Vater Santen hatte keinen ſolchen Hintergedanken. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte ehrlich, wie er's empfand: „Sonderbare Käuze ſeid ihr Maler doch Alle zuſammen. Da meint Jeder, er hätte Wunder was erreicht, wenn er uns einen italieniſchen Himmel und italieniſche Häuſer und italieniſche Bäume vorpinſelt, und je fremder das Ding ausſieht, um ſo beſſer! Als ob Einer ſich ſo recht von Herzen für einen Gegenſtand erwärmen könnte, den er nie in ſeinem Leben geſehen hat! Was mich angeht, mir gefällt auch auf der Leinwand allemal am beſten, was ich tagtäglich vor Augen habe: eine Hökersfrau, die über ihren Obſtkörben Strümpfe ſtrickt, oder ein Schuſterjunge, der ſich ein Lied pfeift, und dem meinetwegen über die Pantinen weg die nackte Ferſe durch den Strumpf guckt. Soll's aber durchaus was Poetiſches ſein, dem braucht auch Keiner durch halb Europa nachzulaufen!

Sperren Sie nur die Augen auf, mein Herr Maler! Ich will's Ihnen beſſer zahlen, als die ſchönſte Anſicht vom Veſuv, wenn Sie mir die Landſchaft dort über'm Fluß feſthalten können mit dem glashellen Himmel d'rüber und dem Sonnenſchein d'rauf, wie ſie jetzt, gerade jetzt vor uns liegt! Und wenn Sie auf dem Bilde etwa noch nebenbei den beſoffenen Schlingel anbringen wollen, der eben das Ufer entlang getaumelt kommt, ſo wird das, mein' ich, kein Fehler ſein."

Hanſens Blick haftete ſchon eine Weile an dem „beſoffenen Schlingel" mit ſolcher Spannung, daß er das Beſte von des reichen Mannes Rede gar nicht vernahm.

Der Nahende war ein hagerer, ſchwarzbärtiger Geſell, ohne Hut und Stock; die Haare hingen wild in ſein Geſicht. An einer Hand zerrte er ein kleines Mädchen nach ſich, die Andere, die einen ungefügen Strauß von Kräutern und Zweigen hielt, begleitete mit zuckenden Bewegungen die abgeriſſenen Worte, die er vor ſich hin murmelte. Er ging ſchwankenden Schrittes auf die Brücke zu, die ſich in hohem Bogen über das Flüßchen ſpannte und ſchien kein Bewußtſein davon zu haben, daß die Augen der immer zahlreicher zuſammenſtrömenden Ausflügler einzig auf ihn gerichtet waren.

„Unnütz — unnütz!" murmelte er vor ſich hin. „Pfui! Pfui! Das iſt das Aergſte! Warum nimmſt du anderen Pflanzen Luft und Sonnenſchein fort, garſtige Diſtelſtaude, du? Ei ja, wärſt du ein Kohlkopf geworden, oder eine Spargelſtange — man könnte dich eſſen! Das iſt doch was! Aber unnütz, unnütz und ſtachelig obendrein! — In's Waſſer, ſag' ich! Erſäuft die Mißbildung! Schlagt ſie todt! Meinſt du, die Erde habe Platz auch für deinesgleichen? Unterſtehſt dich gar zu blühen? Wenn du nicht eßbar biſt, haſt du auch kein Recht zu blühen! Ich muß dir das ſagen, denn ich bin dein Freund. In's Waſſer! Da! Da! Erſauf'!"

Der Unglückliche war auf der Brücke angelangt. Mit wilden Bewegungen ſchleuderte er Blätter und Kräuter ſeines Straußes eines nach dem anderen in den Fluß.

„Das iſt ein Irrſinniger," meinte einer der Gäſte.

„Ach was! Ein Trunkenbold!"

„Die Polizei ſollte Sorge tragen, daß harmloſe Spaziergänger nicht von Vagabunden ſolchen Schlages beläſtigt würden," ſagte Frau Santen und nahm Hanſens Arm. „Kommen Sie, Herr Faber, laſſen Sie uns dieſem widrigen Schauſpiel den Rücken wenden."

Hans ſah ſie an und den Mann, der mit irren Geberden am Brückengeländer lehnte. Er fühlte es klar, dieſe Frau baute ihm eine breite Brücke zur Rückkehr in ihr Haus und zu ſeinem Glück. Das Mißverſtändniß zwiſchen Hildegard und ihm mußte ſich löſen, wenn ſie ihm half. Und er fühlte auch, daß ihr Wohlwollen auf immer verſcherzt war, wenn er redete, wie er mußte.

Dennoch ſchwankte er diesmal nicht. Er zog mit einer Verbeugung ſeinen Arm zurück und ſagte laut und mit Nachdruck: „Sie haben Recht, gnädige Frau, es iſt ein trauriges Schauſpiel, das leider meine Gegenwart unbedingt erfordert. Denn der Unglückliche dort, welchen Sie für einen Vagabunden halten, iſt einer der genialſten Künſtler unſerer Zeit, Fritz Oberbeck, mein liebſter Freund. Ich habe das einmal verſchwiegen, um Sie nicht zu kränken, gnädige Frau; damals war Oberbeck noch verhältnißmäßig glücklich. Jetzt, da er dem tragiſchen Schickſal ſeines Lebens zu erliegen droht, werden Sie begreifen, daß ich zu ihm ſtehen muß. Erlauben Sie mir daher, mich zu verabſchieden, um meinem Freund die Hilfe zu leiſten, die Menſchen hier zu leiſten vermögen."

Der Mann auf der Brücke hatte unterdeſſen ſeinen Strauß bis auf das letzte Blatt in die Wellen zerſtreut.

Jetzt ergriff er das kleine Mädchen, das arglos neben ihm ſtand, und ſchwang es wild in ſeinen Armen.

„Diſteln zu Diſteln! Jetzt iſt die Reihe an uns!“

Hans war mit wenigen Sprüngen auf der Brücke angelangt, er packte mit gewaltiger Kraft den Mann und das Kind und riß Beide vom Rande zurück. Oberbeck rang wie ein Verzweifelter, aber ſein Freund war weitaus der Stärkere; und da er ſich überwältigt fand, kam eine plötzliche Starrheit über ihn. Er ſah ſeinen Bezwinger an, und jählings brach ein Strahl von Bewußtſein aus ſeinem irren Blick.

„Hans! Sie — meine Frau — ſie hat — ich kann nicht mehr!“

Er drehte ſich um ſich ſelbſt und brach in den Armen ſeines Freundes zuſammen.

Viele hilfreiche Hände fanden ſich nun. Man trug den Bewußtloſen in einen der raſch beſpannten Wagen, und Hans fuhr mit ihm in die Stadt zurück. Er hatte ſich weder nach Santens noch nach Hildegard umgeſchaut, aber alle Drei blickten der Staubwolke nach, in welcher der Wagen davonrollte, und Vater Santen lächelte ſo vergnügt, wie ſeit lange nicht.

— — — — — — — — — — — —

In der Stadt fand Hans alle Hände voll Arbeit. Zunächſt fuhr er zu ſeinem Arzt, der den Ausbruch eines heftigen Fiebers bei Oberbeck feſtſtellte. Dann bettete er den Freund in ſeinem Atelier, dem luftigſten Raum ſeines Häuschens, und erſt als dort alle Vorkehrungen für ein längeres Krankenlager getroffen waren, wandte er ſich an Frau Suſanna, die in Erbitterung darüber, daß Oberbeck ihr den Aerger bereitete, gerade am Sonnabend zu erkranken, ſchluchzend ab und zu ging, und die Thüren zuwarf, weil die Füße der Krankenträger ihre friſch geſcheuerte Diele beſchmutzten.

„Packen Sie Ihre Sachen, Frau Oberbeck; nehmen Sie mit, was ſich an Geld noch im Hauſe findet, und reiſen Sie mit Gretchen zu Ihren Verwandten nach Berlin. Hier iſt zunächſt kein Platz für Sie," wandte Hans ſich an ſie.

Die Thränen der Frau verſiegten vor Staunen. „Aber, Herr Faber! Dies Haus iſt doch mein Haus, und Sie ſprechen zu mir, wie —"

„Wie ſich's ziemt der Frau gegenüber, die meinen Freund an den Rand des Wahnſinns gebracht hat!"

Hans war geradezu ſchön, wie er mit vor Entrüſtung funkelnden Augen vor dem überraſchten Weibe ſtand und dem Groll Luft machte, der ſich während fünf langer Jahre in ſeiner Bruſt gegen ſie angeſammelt hatte.

„Wiſſen Sie, daß Oberbeck ſich und Gretchen ertränken wollte? Das iſt Ihr Werk! Kehrt mein Freund zu Leben und Bewußtſein zurück, ſo mag er entſcheiden, ob er Sie wieder bei ſich aufnehmen will. So lange er aber hilflos darniederliegt, ſoll nicht Ihr Schritt, noch der Laut Ihrer Stimme ihn an ſeine Peinigerin gemahnen — das habe ich mir geſchworen! Auch die Bilder da ſollen's nicht, mit denen er ſich — von Ihnen angeſtachelt — an ſeinem Genie verſündigt hat!"

Und Hans riß in heiligem Zorn einige der unglückſeligen Malereien von der Wand, zog mit einem Pinſel voll dunkler Farbe einen dicken Strich über Oberbeck's Künſtlermonogramme, und warf ſie vor die Frau auf den Tiſch.

„Nehmen Sie das mit, Frau Suſanna! Schachern Sie damit, aber entweihen Sie nicht Oberbeck's Namen, indem Sie ihn als Urheber angeben!"

Die Frau öffnete die Lippen zu einer Entgegnung, aber ſie brachte keinen Laut hervor. Hanſens Augen funkelten gar zu wild, und ſie hatte im Grunde großen Reſpekt vor ihm, weil er ſeine Bilder zu verkaufen pflegte.

So packte ſie ihre Sachen und reiſte ab. —

Erſt als die barmherzige Schweſter, welche er ſich von der Oberin des Stiftes erbeten hatte, zur Pflege Oberbeck's eingetroffen war, begab Hans ſich nach Hauſe. Er fühlte ſich gehobener, zuverſichtlicher, als ſeit lange. Sein Liebestraum war aus, er ſelbſt hatte ihn zerſtört.

Immerhin. Wenn der Beiſtand, den er dem Freunde leiſtete, das Band zwiſchen ihm und Hildegard endgiltig zerriß, ſo mochte es zerriſſen bleiben. Wohin die Vereinigung zweier Menſchen führt, die ſich in ihrem innerſten Weſen fremd ſind, davon hatte er ein abſchreckendes Beiſpiel an Oberbeck und ſeiner Frau vor Augen. Ihn gelüſtete nicht nach einer Ehe ſolcher Art.

Daheim erwartete ihn die Großmutter in höchſter Aufregung. „Es iſt ein Brief gebracht worden vom Herrn Santen! Jungchen, was da wohl d'rin ſtehen mag!"

Hans griff nach dem Schreiben, zerriß den Umſchlag, und las:

„Geehrter Herr!

Sie haben 'mal eine Frage an mich gerichtet. Ich konnte Ihnen damals nicht nett und rund antworten, weil ich Sie nicht kannte. Jetzt kenn' ich Sie. Und wenn Ihnen noch an meinem Mädel gelegen iſt, na, da kommen Sie eben und fragen Sie noch 'mal.

Hochachtungsvoll ergebenſt

Auguſt Santen."

Und ein Zettel lag dabei von Hildegard; darauf ſtanden nur die Worte: „Vergeben Sie mir, Hans. Ich habe Ihnen Unrecht gethan."

Hans wurde todtenblaß und dann glühend roth. Er dachte an die Komödie, die er den braven Leuten auf Großmütterchens Rath vorgeſpielt hatte und ſchämte ſich. Dann aber kam ein toller Jubel über ihn: dieſe Menſchen waren ſeiner Art! Der Vater und die Tochter! Sie empfanden wie er, er würde glücklich ſein in ihrem Kreiſe.

Mit einem Freudenſchrei ſprang er auf, fiel der alten Frau um den Hals und tanzte mit ihr in der Stube herum.

„Mutterchen! Mutterchen! Nun gibt's doch noch Verlobung und Hochzeit!"

Die würdige Dame war ſprachlos vor Staunen. „Ich wüßte doch nicht, Hans, daß ich in der letzten Zeit Schritte zu Deinen Gunſten gethan hätte. Aber freilich, meine Maßregeln waren gleich von Anfang an ſo geſchickt getroffen, ich hatte die Sache ſo vortrefflich eingeleitet — es konnte gar nicht fehlen! — Jungchen! was wollteſt Du anfangen, wenn Du mich nicht hätteſt! Weißt Du, ich werde mein neues Spitzentuch umſchlagen und gleich 'mal zu dem Alten hinübergehen."

Hans ſprang entſetzt auf. „Nein, Großmütterchen! Diesmal gehe ich ſelbſt!" —

Und als er mit hochklopfendem Herzen über die Straße ſchritt nach dem Hauſe ſeiner Braut, da ſchwur er ſich's: wenn ihm und Hildegard einmal Söhne und Töchter beſcheert werden ſollten, ſo würde er denſelben als vornehmlichſte Lebensregel einprägen: Seid allzeit wahr, auch wo euch Wahrheit ſchaden kann. Und wenn ihr euch 'mal verliebt, zieht keinen Dritten in's Vertrauen! Meint er's noch ſo gut, er kann nur Unheil ſtiften! —

Was er darnach von Santen und Hildegard über Großmütterchens geniale Vermittelungskünſte in Erfahrung brachte, hat ihn in dieſem Vorſatz nur beſtärken können.

Wien während des Kongreſſes.

Nach den Aufzeichnungen von Zeitgenoſſen geſchildert

von

Carl Ed. Klopfer.

(Nachdruck verboten.)

Die politiſche Bedeutung des Wiener Kongreſſes, der nach der Niederwerfung Napoleon's I. im September 1814 zuſammentrat, um den Wiederaufbau eines europäiſchen Staatenſyſtems mit Herſtellung des politiſchen Gleichgewichts in die Hand zu nehmen, iſt von den Geſchichtsſchreibern genugſam gewürdigt worden. Es mag jedoch immerhin eine dankbare Aufgabe ſein, die mehr unterhaltende Seite dieſer denkwürdigen Verſammlung an der Hand zeitgenöſſiſcher Aufzeichnungen darzuſtellen, Schilderungen jener Tage zu entwerfen, die ſelbſt in dem allezeit lebensluſtigen Wien als eine noch nie dageweſene Zeit großartiger Luſtbarkeiten betrachtet wurden. Wie einer unſerer Gewährsmänner, der Vikomte de la Garde, bemerkt, ſind ohne Zweifel niemals wichtigere und verwickeltere Fragen inmitten ſo vieler Vergnügungen und Feſte verhandelt worden.

Der eben genannte Franzoſe ſagt: „Auf einem Balle wurden Königreiche vergrößert und zerſtückelt, während eines Feſtmahles eine Entſchädigung bewilligt, eine Verfaſſung auf der Jagd entworfen, und bisweilen brachte ein Witzwort, ein glücklicher Einfall einen Vertrag zu Stande, den zahlreiche Berathungen und diplomatiſche

Notenwechsel nur mit Mühe zum Abschluß gebracht hätten. Zum ersten Male sah man damals die Beherrscher Europa's mit ihresgleichen vertraulich umgehen und gern die Bürde der Etikette abwerfen. Das Vergnügen allein riß Alles zu der fast unbegreiflichen Sorglosigkeit in einer Zeit fort, wo die ungeheuren Umwälzungen der napoleonischen Periode noch ihre frischen Spuren zeigten, am Vorabende des Donnerschlages, der bald ein seltsames Erwachen herbeiführen sollte."

Dieser Donnerschlag war die Flucht des korsischen Löwen von Elba. Napoleon betrat den französischen Boden mit dem geharnischten Ausspruch: „Der Wiener Kongreß ist aufgelöst!" —

Der Kongreß sollte ursprünglich am 1. August eröffnet werden und höchstens zwei Monate dauern, aber die Verhältnisse, nicht zum wenigsten der Reiz der Vergnügungen, verschoben die anfänglichen Berechnungen in einschneidender Weise. Offiziell dauerte der Kongreß vom 22. September 1814 bis zum 9. Juni 1815, also acht Monate, und schon Mitte September entfaltete sich das farbenreiche Gemälde, dessen Betrachtung uns hier beschäftigen soll.

Wien zählte zu jener Zeit nicht weniger als hunderttausend Fremde in seinen Mauern. Zwei Kaiser, die von Oesterreich und Rußland, und vier Könige, die von Preußen, Bayern, Württemberg und Dänemark, bildeten die Spitzen. Die Liste der regierenden Herzöge und Fürsten wäre zu lang, um hier angeführt zu werden, ganz zu geschweigen von dem schier endlosen Schwarm der Würdenträger und was sich an Berühmtheiten, lediglich als müßige Zuschauerschaft, zusammenfand. Diese ganze erlauchte Gesellschaft hatte in der Hauptstadt Oesterreichs eine Gastfreundschaft gefunden, die nicht zum geringsten Theil den Ruf der Wiener „höchsten Gemüthlichkeit" begründet haben mag.

Die Festlichkeit, welche die endlose Reihe der sich daran schließenden eröffnete, war der gemeinsame Einzug des Zaren Alexander I. von Rußland und des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit ihren Familienangehörigen, der Zarin Elisabeth, den Großfürsten Konstantin und den Prinzen Wilhelm und August. Kaiser Franz erschien mit allen Erzherzogen, der gesammten Generalität und den ersten Staatsbeamten zur Begrüßung der beiden Monarchen am linken Donauufer, bei der damaligen Taborbrücke. Vierzehnhundert Salutschüsse, das Geläute sämmtlicher Kirchenglocken, vermischt mit den brausenden Jubelrufen der Menschenmenge, empfingen die hohen Gäste. Rechnet man dazu den Glanz der Paradeuniformen von den Fürsten, den Würdenträgern, den Ehrentruppen, das ameisenhafte Gewimmel des Volkes, und über dem Allen das goldene Licht der Septembersonne — wahrlich, das war ein würdiger Beginn der prächtigen Aufzüge, die nun die allgemeine Schaulust monatelang in Athem halten sollten.

Es war ein steter, lachender Karneval, der sich vom Kaiserpalaste bis zur Hütte des Proletariers erstreckte. Die prächtigsten Fuhrwerke durchjagten die Stadt, worauf phantastisch geputzte Läufer mit bunten Federbüschen, flatternden Bändern und silberbeschlagenen Stöcken, die Nachts durch farbige Laternen ersetzt wurden. Auf den Promenaden, den Glacis und vornehmlich im Prater drängten sich die glänzendsten, abenteuerlichsten Uniformen der Welt, Fußgänger und Reiter, Diplomaten, Minister, Militärs, und nicht zu vergessen die Unmenge der in den buntesten Livreen steckenden Lakaien, Leibhusaren, Haiducken, Jäger, Bereiter u. s. w. Dazu die in fortgesetzter Feiertagsstimmung schwelgende Volksmenge; in allen Straßen Musik; überall und bis zum lichten Morgen Lärm und Bewegung — es war, als lebe ganz Wien in einem beständigen Festestaumel.

Die Fremden hatten bald alle freien Wohnungen in Beſchlag genommen. Die Damen fanden zumeiſt in den Nonnenklöſtern Aufnahme; viele bedeutende Staatsmänner mußten ſich in den Vorſtädten einmiethen. Die Miethpreiſe ſtiegen natürlich bald in's Schwindelerregende. So bezahlte z. B. Lord Caſtlereagh, einer der engliſchen Bevollmächtigten, für eine Wohnung in einem Privathauſe einen Monatszins von 500 Pfund Sterling (10,000 Mark). Darnach erſcheint es wohl begreiflich, daß manche Hausbeſitzer in jener Zeit mehr an Miethzins einnahmen, als der urſprüngliche Kaufpreis ihrer Häuſer betrug. Dementſprechend wurden auch die Lebensmittel und alle anderen Waaren im Preiſe emporgetrieben. Beſonders Brennmaterial wurde ſehr vertheuert. Mitten in jenem, noch dazu außerordentlich ſtrengen Winter, war nirgends mehr Holz zu haben.*)

Die Beamten mußten eine erhebliche Gehaltszulage haben, um bei der allgemeinen Theuerung beſtehen zu können. Man mag daraus entnehmen, was die Staatskaſſe an Mehrforderungen zu tragen hatte. Dafür gediehen die Gewerbetreibenden wie niemals vor- oder nachher.

Von den ungeheuren Ausgaben des Hofes mag man ſich einen annähernden Begriff machen, wenn man vernimmt, daß die kaiſerliche Tafel während der ganzen Kongreßzeit täglich 50,000 Gulden koſtete. Kaiſer Franz hatte für ſeine Gäſte nicht weniger als dreihundert neue Equipagen bauen laſſen. Die Hofkammer berechnete die Geſammtkoſten des Kongreſſes auf dreißig Millionen Gulden. Angeſichts ſolcher Summen muß man ſich wohl die Frage vorlegen, ob ſich dieſe Verſchwendung mit dem ernſten Zweck der großen Verſammlung vertrug zu einer

*) Durch dieſen Umſtand kam in Wien zuerſt Torffeuerung auf.

Zeit, da die furchtbarsten Kriege die größten Menschen- und Geldopfer gefordert hatten, da noch die alten Wunden bluteten, und man an der Schwelle des Staatsbankerotts stand.

Der an Jahren und noch mehr an Geist so reiche Feldmarschall Prinz von Ligne bemerkte damals, was in Wien zu einem geflügelten Worte erhoben wurde: „Europa ist jetzt in Wien. Der Kongreß *geht nicht vorwärts*, aber er *tanzt*. Was mich betrifft, der ich blos wohlwollender Zuschauer bin, so werde ich als Entschädigung nichts als einen Hut fordern,*) da ich den meinigen damit verderbe, die Fürsten zu begrüßen, denen man schier dutzendweise an jeder Straßenecke begegnet."

Die Frage des Ceremoniells und des Vorrangs unter den Monarchen wurde einfach dadurch gelöst, daß man einhellig beschloß, nur das Alter als bestimmend gelten zu lassen, Kaiser Alexander soll diesen Vorschlag gemacht haben, wonach die anwesenden Herrscher sich in folgende Rangordnung einreihten: 1) der König von Württemberg (geboren 1754); 2) der König von Bayern (geb. 1756); 3) der König von Dänemark (geb. 1768); 4) der Kaiser von Oesterreich (geb. 1768); 5) der König von Preußen (geb. 1770); 6) der Kaiser von Rußland (geb. 1777). — Bei den offiziellen Berathungen erschienen die Herrscher nicht in Person, sondern sandten nur ihre Bevollmächtigten.

Die beiden ersten großen Festlichkeiten trugen einen vornehmlich militärischen Charakter. Das erste war die Gedenkfeier der Schlacht von Leipzig am 18. Oktober. Zum Schauplatz war der Prater ausersehen. Der hervorragendste Theil dieses Festes war das Riesenbankett, bei

*) Im Gegensatze zu den politischen Entschädigungsforderungen der durch Napoleon beraubten Staaten.

welchem 16,000 Krieger in Gesellschaft aller Herrscher „kneipten“. Das prächtige Herbstwetter gestattete den Aufenthalt im Freien bis tief in die Nacht und ermöglichte es auch den Zuschauern, in ihrer Weise an der Freudenfeier theilzunehmen, die dadurch zu einer besonders volksthümlichen wurde.

In ernsterer Weise verlief das große Friedensfest, das auf dem Wasserglacis zwischen dem Burg- und dem Schottenthore abgehalten wurde. Die ganze Wiener Garnison nahm daran Theil; in erster Linie die in den letzten Kriegen so oft ausgezeichneten Regimenter der Schwarzenberg-Ulanen und der Küraſſiere des Großfürsten Konstantin. Die Truppen bildeten ein Karré, an dessen einer Seite die Monarchen und ihr glänzendes Gefolge, sämmtlich zu Pferd, Aufstellung nahmen. Im Mittelpunkt war ein großes tempelartiges Zelt erbaut, das einen prächtig geschmückten Altar enthielt. Hier hielt der Fürsterzbischof von Wien, Fürst Hohenwart, umgeben von seinem ganzen Klerus, das Hochamt. Wahrhaft überwältigend war der Anblick, als auf das Zeichen einer Artilleriesalve sämmtliche Theilnehmer, die Fürsten, Prinzen, Generale, Soldaten, selbst die Damen, die auf Thronsesseln im Halbkreis vor dem Zelt ihren Sitz hatten, auf die Kniee niederfielen. Schließlich stimmte ein Chor von ersten Künstlern das Tedeum an — und ohne ein besonderes Zeichen fielen Alle, vom Kaiser bis zum letzten Mann in der unübersehbaren Volksmenge, in den Gesang ein. Die Kanonen öffneten ihre metallenen Schlünde, alle Glocken der Stadt klangen dazwischen. —

Nachdem die Monarchen von einem kurzen Abstecher nach Pest wieder eingetroffen waren, fand ein Maskenball in der Hofburg statt, bei welchem alle Theilnehmer im Domino oder in Charaktermasken erscheinen mußten. Was nur irgend einen bedeutenden Titel vor seinen Namen zu

ſetzen hatte, fand ſich hier zuſammen und bildete ein Glied dieſes Gemäldes von geradezu beſtrickender Pracht.

Am nächſten Abend beſuchte dieſelbe Geſellſchaft das Kärthnerthortheater, wo eine glänzende Aufführung der „Schöpfung" von Haydn ſtattfand. Das Theater war vom Parterre bis zu den Gallerien von Ordensſternen förmlich überſäet. Hier äußerte der General Tettenborn: „Wenn man dieſe Menge von Kreuzen, Sternen und Bändern ſieht, ſollte man meinen, den beſten und größten Männern aller Zeiten gegenüberzuſtehen!" Das bot dem franzöſiſchen Diplomaten Bulgarin Gelegenheit zu der Gegenbemerkung: „Hervorragende Auszeichnungen wachſen auf den Spitzen von Pyramiden; blos zweierlei Weſen vermögen dieſe zu erreichen: Adler — oder kriechendes Gewürm — —".

Die Theater erfreuten ſich überhaupt eines gewaltigen Zuſpruchs. Der Kaiſer hatte das Perſonal der beiden Hoftheater durch eine Fülle der erſten ausländiſchen Kunſtkräfte verſtärkt, und auch die Privatbühnen hatten ihre gefeierten Gäſte. Beſonderen Beifall fanden: die einheimiſche Sängerin am Kärthnerthortheater, Anna Milder, und die Tänzerin Bigottini, ferner die Schauſpielerinnen Auguſte Brede und vor Allem die große Sophie Schröder-Devrient, die ſpäter aus Berlin eintraf. Unter den Vorſtadttheatern glänzte beſonders die Leopoldſtädter Bühne, wo damals ſchon der urwüchſige Wenzel Scholz in ſeiner zwerchfellerſchütternden Komik wirkte.

Die zahlloſen Feſtlichkeiten im Einzelnen anzuführen wäre unmöglich. Heute verſammelte man ſich in den Salons des Fürſten Metternich, morgen bei der geiſtvollen Gräfin Fuchs, hierauf bei der ſchönen Gräfin Julie Zichy, bei der Herzogin von Sagan, der Fürſtin Thurn und Taxis oder bei den Fürſtinnen Eſterhazy, Solms, Bagration, der Gräfin Bernſtorff und Anderen. Es war

ganz gang und gäbe, an einem Abend oft drei, vier und mehr Gesellschaften zu besuchen. Und überall konnte man einer Ueberfülle hochstehender Persönlichkeiten begegnen.

Der Zusammenkunftsort all' dieser Herrschaften, die sich allabendlich in den Salons der Aristokraten und der ersten Geldgrößen drängten, war am Tage die Bastei. Hier sah man Arm in Arm den Kaiser Alexander mit seinem Liebling Eugen Beauharnais, dem Stiefsohn Napoleon's; den ruhmreichen Feldherrn Erzherzog Karl mit dem als Musterbild jugendlicher Ritterlichkeit gefeierten Prinzen Wilhelm von Preußen (dem späteren deutschen Kaiser); den stattlichen Kronprinzen von Württemberg mit Freiherrn v. Stein; den kunstsinnigen Kronprinzen von Bayern (späteren König Ludwig I.) mit Feldmarschall Fürst Wrede. Lord und Lady Castlereagh fielen gewöhnlich durch eine fast karikaturenhafte Modekleidung auf, ebenso wie der badische Forstjunker v. Drais, der mit seinen selbsterfundenen Tretradwägen, den nach ihm benannten Draisinen, welche eine Art Vorläufer der heutigen Velocipedes darstellten, große Verwunderung erregte.

Nur Gentz, die „rechte Hand Metternich's", und Wilhelm v. Humboldt, den preußischen Minister, bemerkte man niemals unter den Spaziergängern auf der Bastei. Man hielt das für eine höchst merkwürdige Erscheinung, denn die beiden Herren fehlten fast nirgends, wo es galt, unter den Fröhlichen fröhlich zu sein.

Die Kaiserin von Oesterreich liebte es, in ihren Gemächern Theatervorstellungen zu geben, besonders schwärmte sie für die Darstellung „lebender Bilder", die meist Scenen aus der alten Götterlehre oder romantischen Sagen unter Begleitung Haydn'scher Kompositionen behandelten.

Unter allen Hoffestlichkeiten waren jedoch unstreitig die herrlichsten die großen „Redouten". Der Hauptreiz der-

ſelben beſtand vor Allem in der Vereinigung der ſchönſten Frauen, an welchen es natürlich nicht fehlte.

„Zwei Ereigniſſe," ſagt Herr de la Garde ſcherzend, „beſchäftigten damals die Gemüther: das Schickſal des Königreiches Sachſen und ein Karuſſell, ein Ritterſpiel, das in der kaiſerlichen Winterreitſchule ſtattfinden ſollte. Es ſollte eines der ſchönſten Feſte werden; wochenlang ſammelte man mit fieberhaftem Eifer alle Abbildungen und Beſchreibungen der berühmten Karuſſells unter Ludwig XIV. und war geſonnen, den „Sonnenkönig" an Pracht zu übertreffen. Bevor daſſelbe jedoch in Scene ging, fand in der Hofburg ein ſogenanntes Rieſenkonzert ſtatt. In einem der größten Säle, dem ſogenannten Staatsſaal, hatte man mehr als hundert Klaviere aufgeſtellt, auf welchem die angeſehenſten Muſiker ein gemeinſames Konzert ſpielten. Der berühmte Hofopernkapellmeiſter Salieri leitete dieſes Rieſenorcheſter. In Wahrheit aber konnte dieſer muſikaliſche Lärm höchſtens als ein Kunſtſtück gelten, aber man ſuchte ja vor Allem etwas darin, ſich in unerwarteten und außerordentlichen Zerſtreuungen zu erſchöpfen. Der gute Geſchmack mußte ſich an dieſer Fülle von einander überbietenden Feſtlichkeiten ſehr bald abſtumpfen. Der Feſtausſchuß, der aus den jüngeren Erzherzogen beſtand, kam in der Verlegenheit, ſtets etwas Neues bringen zu müſſen und die Gäſte des Kongreſſes im kaiſerlichen Luſtſchloß von Laxenburg zu vereinigen, auf den Gedanken an eine Falkenjagd. Das paßte wenigſtens zu der Umgebung des gothiſchen Schloſſes und ſeinem mittelalterlichen Charakter.

Dieſem Vergnügen, das der Feudalzeit entnommen war, folgte ein etwas volksthümlicheres: ein rieſiges Volksfeſt im Augarten, bei welchem auch die Herrſcher und mit ihnen natürlich der ganze zahlreiche Schwarm der Würdenträger erſchienen. Viertauſend Veteranen aus den

letzten Kriegen wurden besonders eingeladen und auf Kosten der kaiserlichen Privatkasse glänzend bewirthet. Wettläufe, orientalische Pferderennen wechselten mit einer Menge anderer gymnastischer Uebungen. Der Ehrenpreis eines Vogelschießens, das für eine Truppe Tiroler Schützen abgehalten wurde, bestand aus einem goldenen Pokal, den der Sohn Andreas Hofer's gewann. In einer Arena gab die treffliche Kunstreitergesellschaft de Bach Vorstellungen. Zuletzt stieg ein riesiger Luftballon unter Leitung des Luftschiffers Kraskewitz auf. In seiner Gondel über dem vieltausendköpfigen Publikum schwebend, schwenkte er Fähnchen, welche die Farben all' der Nationen trugen, welche auf dem Kongreß vertreten waren. Nach den Spielen wurde getafelt bei den Klängen mehrerer Orchester, hierauf führten Vertreter aller österreichischen Völkerschaften in vier phantastisch geschmückten Zelten Nationaltänze auf. Am Abend erleuchteten fünfzigtausend farbige Laternen den winterlichen Park, Stuwer*) brannte ein großartiges Feuerwerk ab. Den Beschluß des Festes machte ein allgemeiner Ball, der bis zum Morgen dauerte. Ganz Wien war während dieser Nacht illuminirt und begrüßte mit lärmenden Huldigungen die Monarchen, die gegen Mitternacht zu Fuße die Straßen durchwandelten.

Am 25. November feierte der Kaiser von Rußland den Namenstag seiner Schwester, der Großfürstin Katharina, verwittweten Herzogin von Oldenburg. Der Palast des russischen Gesandten, Fürst Rasumowski, war der Schauplatz dieses Festes. Alle Fürsten fanden sich ein, der reizenden Prinzessin ihre Huldigungen darzubringen, die in der ganzen Gesellschaft das lebhafteste Interesse erregte, hauptsächlich durch die immer offenbarer werdende Neigung des Kronprinzen von Württemberg, der sie später

*) Der Großvater des jetzigen Wiener Pyrotechnikers.

auch thatsächlich als seine Gemahlin heimführte. Das Fest trug einen vornehmlich russischen Charakter. Besonderen Beifall fand ein Kosakentanz, ausgeführt von einer der Hofdamen der Zarin Elisabeth und dem General Kutusow, demselben Feldherrn, der zwei Jahre zuvor die Armee Napoleon's über die Beresina gejagt hatte. Nach dem Tanze zog man, einer damals aufgekommenen Mode gehorchend, eine Lotterie. Der Kronprinz von Württemberg gewann bei derselben einen kostbaren Zobelmantel, den er sofort der Königin des Festes überreichte. Katharina von Oldenburg schenkte ihm dafür eine Rose, die sie an ihrer Brust trug. Das war sozusagen das öffentliche Geständniß des zarten Verhältnisses zwischen den Beiden. Fürst Koslowski brachte sofort einen Toast auf die „künftige Königin von Württemberg" aus, und damit war der Abend zu einem Verlobungsfest geworden, das mit einem Frühstück um elf Uhr Vormittags erst seinen Schluß fand.

Mitten in den allgemeinen Festtaumel fiel eine Trauerfeier. Am 13. Dezember starb der achtzigjährige Feldmarschall Prinz von Ligne, der „letzte Repräsentant des galanten Jahrhunderts". Er hatte noch in seinen letzten Tagen den Scherz gemacht, er wolle dem Kongreß, der sich schon an allerlei Schaustellungen übersättigt habe, nun noch das Gepränge eines Marschallsleichenbegängnisses gönnen, und er machte dieses Scherzwort wahr. Mit großartigem Pomp, unter Begleitung von 18,000 Mann Infanterie, wurde er von seinem Hause auf der Mölkerbastei erst nach der Schottenkirche und dann nach dem schon früher errichteten Mausoleum auf seinem Gute auf dem Kahlenberg gebracht. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen bildeten stille Zuschauer von einem Platze der Bastei aus. Ganz Wien nahm an der Trauer um den allgemein beliebten Todten Theil. —

Unter fortgesetzten Festlichkeiten, die alle aufzuzählen nur ermüden müßte, ging das Jahr 1814 zu Ende. Am Sylvesterabend gab die schöne Gräfin Zichy einen großartigen Ball. Als die Mitternachtsstunde schlug, wandte sich die Gräfin Paar an ihren Tänzer, den Zaren, und überraschte ihn mit einem geistvollen Neujahrswunsche, in welcher sie dem Sehnen der Völker nach allgemeinem Frieden Ausdruck gab. Hierauf wurde den Monarchen ein allgemeiner Glückwunsch mit Hurrah und Trompetentusch dargebracht, dann nahm man die unterbrochene Polonaise wieder auf.

Von den zunächst folgenden Vergnügungen wollen wir noch das große Picknick im Augarten erwähnen, welches einer Idee des Admirals Sidney Smith entsprang. Der Speisewirth Jann hatte die Besorgung des Festmahls im prachtvollen Saale des Augartenpalastes übernommen. Der Preis der Eintrittskarte war auf drei holländische Dukaten und für den darauffolgenden Ball auf zehn Gulden festgesetzt. Um fünf Uhr begann das Mahl, die Monarchen und die vornehmsten Persönlichkeiten nahmen daran Theil. Kurz vor Aufhebung der Tafel ereignete sich ein lustiger Zwischenfall. Ein Kellner Jann's ging mit einem goldenen Teller von einem der Gäste zum anderen, um den Preis für das Essen einzusammeln. Der Kaiser von Rußland und der König von Dänemark hatten bezahlt; jetzt wendete sich der Kellner an den König von Bayern. Max Joseph griff in eine Westentasche, dann in die andere, untersuchte die Taschen seines Rockes und fand Alles leer. Indessen wich der unerbittliche Kellner mit seinem erwartungsvoll hingestreckten Sammelteller nicht vom Platze. Der König sah sich flehend nach seinem Kammerherrn, dem Grafen Rechberg, um, aber der führte am anderen Ende der Tafel ein Gespräch mit Herrn v. Humboldt und merkte nichts von der Verlegenheit seines

Gebieters. Kaiser Alexander erbarmte sich endlich des bayrischen Königs und stellte ihm unter allgemeiner Heiterkeit, in die auch Max Joseph mit einstimmte, seine Börse zur Verfügung.

Mittlerweile war man im schleppenden Gange des eigentlichen Kongresses doch so weit gekommen, den Vertrag vom 3. Januar 1815 zu unterzeichnen, in welchem Oesterreich, England und Frankreich ein Bündniß zu wechselseitiger Unterstützung schlossen. „Dieses Bündniß war der Hochpunkt der Spannung," meint Varnhagen v. Ense in seinen Aufzeichnungen aus jenen Tagen. Nun, es sollte sich bald zeigen, allerdings in ganz anderer Weise, als man gedacht hatte, wie gerechtfertigt diese Spannung war. Der böse März war ja nicht mehr fern.

Inzwischen ging der Festtaumel fort. Ein Schauspiel, das wohl auch mehr für's Auge als für das Gemüth berechnet schien, war das feierliche Requiem am 21. Januar in der Stephanskirche zum Andenken an den Todestag Ludwig's XVI. Fürst Talleyrand war der Anordner dieses pompösen Trauergottesdienstes; die Kosten dieser Feier beliefen sich auf hunderttausend Gulden, und Herr de la Garde versichert, daß dieselben allein vom österreichischen Hof bestritten worden seien.

Das nächste Ereigniß war die plötzliche Abreise des Königs Friedrich von Württemberg. Ein nicht ganz aufgeklärter Zwist mit den preußischen Würdenträgern war die unmittelbare Veranlassung zu seiner trotzigen Abreise.

Ueberhaupt gab es jetzt allerlei Händel zwischen den hohen Herrn. Herr v. Stein hatte im Salon des Grafen Stackelberg mit Kronprinz Ludwig von Bayern einen Wortwechsel, dem politische Meinungsverschiedenheiten zu Grunde lagen. Hierbei kam es so weit, daß Stein dem Kronprinzen die geballte Faust unter die Nase hielt. Kronprinz Ludwig hatte übrigens noch einen anderen Zwist

und zwar mit dem Kronprinzen Wilhelm von Württemberg. Es war sogar ein regelrechter Zweikampf geplant, den Fürst Wrede nur mit Mühe verhinderte. Auf ähnliche Weise wurde — schon auf dem Kampfplatze — ein Zweikampf zwischen dem Kriegsminister Boyen und Humboldt beigelegt. Es gab auch noch mehrere weniger interessante Streitigkeiten zu schlichten, so daß sogar ganz ernstlich der Vorschlag gemacht wurde, den Kongreß anzugehen, „den Zweikampf allgemein abzuschaffen und anstatt seiner Ehrengerichte einzusetzen." Gentz protestirte jedoch energisch dagegen, die ohnedies so schwer zu lösenden Aufgaben der versammelten Diplomaten durch solche Anträge zu vermehren.

Von den Festlichkeiten des Karnevals verdienen noch aufgezählt zu werden: der große Ball im Apollosaale, dem glänzendsten Vergnügungslokale des damaligen Wiens, bei dem die Monarchen und die höchsten Würdenträger inkognito erschienen; ferner eine überaus glänzende und kostspielige Schlittenparthie nach Schönbrunn, wo ein Kostümball auf dem Eise des Schloßteiches stattfand; schließlich noch das Maskenfest, das der englische Gesandte, Lord Stewart, zur Geburtstagsfeier seiner Königin veranstaltete. Sämmtliche Theilnehmer erschienen hierbei in Kostümen aus der Zeit der Königin Elisabeth.

So tänzelte man bis in den Frühling hinein. Da — am 7. März — zuckte ein greller Blitz vom politischen Horizont hernieder, dem der Donnerschlag nur zu rasch folgen sollte. An jenem Tage traf in Wien die Nachricht ein, daß Napoleon am 26. Februar die Insel Elba verlassen habe und mit seiner Kriegsmannschaft auf sechs Schiffen nordwärts steuernd gesehen worden sei. Wenn man das Tagebuch Gentz' mit den Aufzeichnungen von jenem bedeutungsvollen Dienstag, den 7., liest, so sollte man meinen, dem Ereigniß wäre in den höchsten Kreisen gar keine erhebliche Bedeutung beigelegt worden. In

Wahrheit war die Wirkung eine sehr mächtige, wie sich ja auch leicht denken läßt. Gegen Mittag war die Neuigkeit schon in ganz Wien bekannt und wurde an allen Orten mit ernster Miene besprochen. Bemerkenswerth ist es, daß man bis in die untersten Volksschichten hinab nicht nur sofort begriff, daß es nun zu einem neuen Krieg gegen Napoleon kommen müsse, sondern daß überall eine wahre Kampfbegierde aufflammte. Das Wort Humboldt's: „Vortrefflich! Das gibt Bewegung!" fand in allen Gauen begeisterten Nachhall.

Am 10. März kam ein Kurier aus Genua mit der Nachricht, daß Napoleon wirklich in Frankreich gelandet sei und wie ein Sieger vorwärts schreite.

Die Mächte erhoben sich nun wie ein Mann. Der Schneckengang, den der Kongreß bisher eingeschlagen hatte, ward mit einem Schlage gestört. Am 13. März erschien der Kongreßbeschluß, der das Vorgehen Napoleon's feierlich verdammte, den Kühnen als außerhalb des Schutzes der Gesetze und der bürgerlichen Ordnung stehend erklärte. Am 25. März wurde das Bündniß zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland unterzeichnet, wonach sich die drei Mächte neuerdings zum Kriege gegen den „General Bonaparte" verpflichteten.

Und jetzt eilte der Kongreß seinem Ende zu. Was noch an Festlichkeiten folgte, trug durchaus das Gepräge von Abschiedsfeierlichkeiten. Die fremden Monarchen kehrten in ihre Residenzen und zu ihren Heeren zurück. Die Bevollmächtigten einigten sich in letzten Besprechungen so gut als möglich, und so schloß der denkwürdige Wiener Kongreß offiziell mit der berühmten deutschen Bundesakte vom 9. Juni 1815. Für Napoleon jedoch bereitete sich das historische Drama vor, das mit dem blutigen Tage von Waterloo sein Ende finden sollte.

Anonyme Briefe.

Ein trübes Bild aus dem täglichen Leben.

Von

A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Das in den nachfolgenden Zeilen besprochene, ebenso feige als hinterlistige und niederträchtige Vergehen gehört leider zu den häufigsten und beschäftigt viel mehr, als der Uneingeweihte glauben dürfte, das Publikum und die Gerichte. Merkwürdig ist dabei die Thatsache, daß es weitaus in den meisten Fällen Frauen oder Mädchen sind, welche durch Schreiben anonymer Briefe Zwietracht, Haß, Familienunglück und Aergerniß aller Art hervorrufen. Die kriminalistische Praxis belehrt uns darüber, daß ungefähr zu drei Viertheilen Frauen und nur ein Viertel Männer der verwerflichen Neigung zum Schreiben anonymer Briefe huldigen.

Wir sind gewöhnt, die Frauen als Verkörperungen der Sanftmuth, der Milde und anderer liebenswürdigen Eigenschaften zu betrachten. Man dürfte sich eigentlich daher wundern, wie Frauen dazu kommen, oft, ohne Haß, Rache und Eifersucht zu empfinden, durch das Schreiben gehässiger anonymer Briefe ganze Familien auseinander zu bringen, Zwietracht zu stiften, Eheleute zur Scheidung zu treiben, Freundschaften umzustürzen u. s. w. und allerlei Verwirrung und Unheil anzurichten, ohne davon auch nur den mindesten Vortheil zu haben.

Der Menſchen- und Seelenkenner wird uns darauf erwiedern, daß im Frauencharakter ein eigenthümlicher Zug von Grauſamkeit liege, wenn derſelbe ſich auch nicht immer bemerkbar mache, und natürlich in ſehr verſchiedener Stärke bei den verſchiedenen Frauen vorhanden iſt. Die Geſchichte lehrt, daß Niemand grauſamer ſein kann in der Erfindung von Martern und Peinigungen, als Frauen, die ſich rächen wollen. Auf dieſen Zug von Grauſamkeit ſind auch die fürchterlichen Thaten von einzelnen Giftmiſcherinnen zurückzuführen, welche uns durch ihre Ungeheuerlichkeit in Schrecken verſetzen.

Der Giftmord iſt gewiſſermaßen eine Domäne verbrecheriſcher Frauen. Immer wieder finden wir Frauen, welche ohne jeden dringenden Beweggrund, ohne Haß oder Rachegefühl, aus reiner Luſt am Morden ihre Verwandten, ihre Kinder, ihren Gatten, ihre Eltern, Geſchwiſter, Freunde und Freundinnen kaltblütig vergiften. Und wie die Luſt am Giftmord, ſo iſt auch die mit ihr verwandte Luſt am Anſtiften von Zwietracht und Feindſchaft durch Schreiben anonymer Briefe eine der Charaktereigenthümlichkeiten vieler Frauen, eine Eigenthümlichkeit, die am ſchwächſten in der allgemein geübten üblen Nachrede, dem ſogenannten „Klatſch“ zum Ausdruck kommt.

Die Natur liebt es, Gegenſätze miteinander zu verbinden; ſie hat in dem Charakter der Frau engelhafte Eigenſchaften mit teufliſchen vereint. Letztere Eigenſchaften, obwohl meiſt nur der Anlage oder dem Keime nach vorhanden, werden durch die erregenden Umſtände — Eiferſucht, verletzte Eitelkeit, Haß und Neid — hervorgelockt. Nur bei ganz nichtswürdigen Frauencharakteren tritt die reine Bosheit, die reine Luſt, Unheil zu ſtiften, auch ohne weitere Veranlaſſung zu Tage.

Die Sucht, anonyme Briefe zu ſchreiben, weist Beiſpiele von beiden Arten der Verderbtheit auf.

Beginnen wir mit einem aktenmäßigen Falle, welcher in Zwenkau in Sachsen im Anfange der sechziger Jahre vorkam.

Es hatte sich dort ein junger Gastwirth niedergelassen, der unverheirathet war und sich in guten Verhältnissen befand, es war also selbstverständlich, daß manche Familien ihn gern als Freiersmann bei sich gesehen hätten. Es wurde ihm dies auch von verschiedenen Seiten sehr nahe gelegt, der Gastwirth beachtete aber die Sache nicht. Da erhielt er eines Tages einen anonymen Brief, der offenbar von Frauenhand geschrieben war, und in welchem ihm Vorwürfe über sein Junggesellenleben gemacht wurden; es wurde ihm darin mitgetheilt, man sei allgemein entrüstet über ihn, daß er nicht heirathe.

Natürlich lachte der Mann über den Brief und legte ihn bei Seite. Die Briefe mehrten sich jedoch, und deuteten alsbald bestimmt darauf hin, daß Alwine G. eine sehr passende Parthie für den Empfänger sein würde. Alwine G. war ein junges, sehr hübsches Mädchen, das in gutem Rufe stand und auch nicht ohne Vermögen war. Sie lebte zusammen mit ihrer Stiefmutter. Der Gastwirth empfand aber durchaus keine Neigung für das Mädchen und machte nicht die geringsten Anstalten, sich ihr zu nähern. Darauf erhielt er eines Tages einen Brief, worin ihm vorgeworfen wurde, er unterhalte mit Alwine G. ein Liebesverhältniß, durch welches er den Ruf des jungen Mädchens schädige. Auch diese Zuschrift ließ der Gastwirth unbeachtet. Darauf erhielt er eines Tages ein Schreiben, welches lautete: „Hierdurch werden Sie aufgefordert, sofort zu der Wittwe G. zu gehen und diese, sowie ihre Tochter zu warnen. Menschen, die Ihnen und Alwine übel wollen, haben beschlossen, das Haus der Witte G. in die Luft zu sprengen oder anzuzünden. Gehen Sie sofort und warnen Sie die beiden

Frauen; es wird Ihr Schaden nicht ſein. Alwine iſt doch die einzige paſſende Frau für Sie."

Auch dieſen Brief ließ der Gaſtwirth unbeachtet, und am Nachmittag brach in der That bei der Wittwe G. Feuer aus. Daſſelbe wurde zwar bald gelöſcht, am nächſten Tage aber brannte es wieder, und diesmal kam man dahinter, daß das Feuer angelegt war. Es wurde eine Unterſuchung eingeleitet, und dabei kam es heraus, daß die Schreiberin der Briefe und die Brandſtifterin niemand Anders als die Wittwe G. ſelbſt war. Dieſe hatte ihrer Tochter einen Mann verſchaffen wollen und beabſichtigt, durch die anonymen Briefe die Aufmerkſamkeit des jungen Gaſtwirths auf ihre Stieftochter zu lenken. Die Letztere wußte von dem ganzen Vorfall nichts, und die Wittwe G. wurde wegen Unfugs und Brandſtiftung beſtraft.

Eine ähnliche Geſchichte iſt folgende. An dem Gymnaſium zu Buchenau in Hannover wurde vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren ein junger Gymnaſiallehrer angeſtellt, welcher ſehr bald in der Stadt Freundſchaft erwarb, und den man in allen Geſellſchaftskreiſen ſehr gern hatte, weil er liebenswürdig, nobel in ſeinem Auftreten und von gutem Charakter war. Es kam dazu, daß dieſer ſeltene Vogel noch unverheirathet war, und Mütter und Töchter begannen demgemäß auf den Herrn Jagd zu machen, und manches anonyme Brieflein ging ihm zu. Eines Tages aber erhielt er einen Brief, der etwas bedrohlich lautete. In demſelben ſchrieb ihm ein namenloſer Verfaſſer (es handelte ſich nämlich um eine Männerhand) ungefähr: „Sie haben die Dreiſtigkeit, ſich um die Hand des Fräuleins Marie B., Tochter der verwittweten Frau Rath B. zu bewerben. Ich habe ältere Rechte auf dieſe Dame und ſchwöre Ihnen zu, daß ich dieſelben mit den Waffen in der Hand geltend machen werde."

Frau B. lebte mit ihrer Tochter Marie ſehr einge-

zogen, infolge deſſen hatte der Gymnaſiallehrer weder die Wittwe noch ihre Tochter kennen gelernt. Er legte den Brief alſo bei Seite, war aber nicht wenig erſtaunt, als er nach zwei Tagen bereits wieder einen Brief erhielt, in welchem es hieß: „Trotz meiner Warnung haben Sie die Dreiſtigkeit, Ihre Bemühungen um die Hand des Fräuleins Marie fortzuſetzen. Ich erkläre Ihnen, daß ich Sie einfach niederſchieße, wenn Sie ſich erlauben, Ihre Fenſterparaden und Ihre Kurſchneiderei fortzuſetzen. Ich bin der Mann, dem es auf einen Mord nicht ankommt."

Dieſe Drohung war dem völlig harmloſen Gymnaſiallehrer denn doch zu viel; vielleicht bekam er auch etwas Angſt vor dem unheimlichen Nebenbuhler, dem ein Mord eine Kleinigkeit war. Kurz entſchloſſen begab er ſich eines Vormittags zu der Frau B., um dieſelbe in's Vertrauen zu ziehen. Die Wittwe war außer ſich über die Briefe, erklärte, keine Ahnung zu haben, wer dieſelben geſchrieben haben könnte, verſicherte aber dem Gymnaſiallehrer, daß Niemand ein Anrecht auf die Hand der Tochter habe, und daß es ſich daher um eine Myſtifikation handeln müſſe. Bei dieſer Unterredung kam die Tochter hinzu, ſie wurde dem Gymnaſiallehrer vorgeſtellt, und dieſer fand, daß er ein außerordentlich ſchönes, ſittſames und auch gebildetes Mädchen vor ſich habe.

Der Gymnaſiallehrer beſchloß, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen, und ging nach Hauſe, nachdem er Frau Rath B. gebeten hatte, ſeinen Beſuch wiederholen zu dürfen. Am nächſten Tage bekam er wieder einen Brief, welcher lautete: „Trotz meiner Warnungen haben Sie geſtern das Haus der Wittwe B. betreten. Jedenfalls haben Sie um die Hand des Fräuleins B. angehalten, und faſt möchte ich fürchten, daß Sie das Jawort erhalten haben. Ich fange jetzt an zu glauben, daß nicht Sie der Schuldige ſind, ſondern die Ungetreue, die meine

Liebe mit Füßen tritt. Ich werde es ihr aber heimzahlen, und noch ehe vierundzwanzig Stunden vergehen, ſoll man hören, wie ein Treubruch beſtraft wird."

Dieſer Brief machte den Gymnaſiallehrer ganz entſetzt, denn nun handelte es ſich offenbar um eine Gefahr für Fräulein B. Er machte der Frau Rath ſofort wieder ſeinen Beſuch und berieth mit den Damen die Schutzmaßregeln, welche zu treffen ſeien. Er ſtellte ſich als Beſchützer zur Verfügung, bewachte ſorgfältig die Schritte des Fräuleins und war vier Wochen ſpäter richtig mit der jungen Dame verlobt und weitere ſechs Wochen nach der Verlobung verheirathet.

Fünf Jahre hatte der Gymnaſiallehrer ſchon in glücklicher Ehe mit ſeiner Frau gelebt, als ihm ein Zufall die Entdeckung brachte, in welcher Weiſe man ihn eingefangen hatte. In derſelben Stadt wohnte nämlich ein Onkel der Marie B., ein jovialer alter Herr, dem viel daran lag, ſeine Nichte paſſend zu verheirathen. Der Gymnaſiallehrer ſchien nun dem Onkel ein geeigneter Freiersmann für dieſelbe zu ſein, und ſo ſchrieb er denn die Briefe in der klug berechneten Abſicht, daß der Gymnaſiallehrer dadurch auf Marie B. aufmerkſam werden müſſe, daß er Veranlaſſung nehmen werde, dieſelbe kennen zu lernen, und daß er dann wahrſcheinlich von ihrem Liebreiz und von ihrer Schönheit ſo entzückt ſein würde, daß er ſich leicht zu einem Antrag werde beſtimmen laſſen. In der That war die Vorausſetzung des Onkels eingetroffen; und der Ehemann verzieh ihm diesmal ſeine Liſt gern, da dieſelbe zu einem guten Ende geführt hatte. Dieſer Fall iſt freilich eine Seltenheit.

In Potsdam fand vor ungefähr ſechs Jahren eine Gerichtsverhandlung ſtatt, welche damals in ganz Norddeutſchland außerordentliches Aufſehen erregte. Auf der Anklagebank ſaß die Frau eines Gerichtsdirektors, die im

Laufe der Jahre viele Hunderte von Briefen voll der schändlichsten Verleumdungen, voll Verdächtigungen und Lügen geschrieben hatte. Mehrere Hundert Injurienprozesse, Ehescheidungsprozesse, Zerwürfnisse innerhalb vieler Familien, Feindschaften zwischen Freunden hatte diese Frau durch ihre Briefe zuwege gebracht, und jahrelang hatte das Publikum und die Polizei vergeblich auf die Schreiberin gefahndet, die man am allerwenigsten in der Frau eines so hohen Beamten suchte. Der Prozeß endete mit der Bestrafung der Dame zu mehreren Jahren Gefängniß.

Mit welchem Raffinement aber solche gehässige Briefschreiberinnen vorzugehen wissen, dafür bietet der folgende Vorfall einen Beweis.

In einer mitteldeutschen Residenzstadt war die feinste Gesellschaft im sogenannten Kasino vereinigt, in welchem nur nach sorgfältigster Prüfung neue Mitglieder aufgenommen wurden. Die Gesellschaft war sehr um ihren Ruf und um den Anstand ihrer Mitglieder besorgt, und es machte deshalb um so größeres Aufsehen, als plötzlich Briefe, anscheinend von Frauenhand geschrieben, bald an diesen, bald an jenen Herrn, dann aber auch an Frauen kamen, welche Verdächtigungen, Klatschereien und Beleidigungen enthielten. Die ganze Kasinogesellschaft kam in Aufregung, und eifrig wurde auf die Briefschreiberin gefahndet. Einzelne Herren hatten Briefe erhalten, in denen sie beschimpft wurden, weil sie nicht mit allen Damen tanzten, und schließlich kam man zu der Ueberzeugung, daß eine ältere, unverheirathete Dame, die weder hübsch, noch angenehm, aber vermögend war, diese Briefe schreibe, um sich dafür zu rächen, daß sie an den Tanzabenden stets sitzen blieb.

Dieser Verdacht nahm festere Gestalt an, und eines Tages fühlte der Vorstand des Kasino's sich veranlaßt,

Fräulein Hulda S. vorzuladen und sie um Auskunft über die anonymen Briefe zu bitten. Die Dame that darauf äußerst entrüstet, erbat sich vom Vorstande die anonymen Briefe und schickte dieselben, zusammen mit einem eigenen Briefe, an einen der besten damaligen Handschriftenvergleicher und Handschriftenkenner. Dieser entschied, daß die Schrift des Fräuleins Hulda S. mit der Schrift der anonymen Briefe nicht die mindeste Aehnlichkeit besäße. Diesen Brief überreichte Fräulein Hulda S. triumphirend dem Vorstande; dieser verlas das Schreiben im Kasino, leistete dem Fräulein öffentlich Abbitte, und — die anonymen Briefe belästigten die Gesellschaft weiter.

Jetzt wendete sich aber der Vorstand der Kasinogesellschaft noch einmal an den Handschriftenvergleicher und schickte ihm eigenes Material ein, und nunmehr stellte sich heraus, daß Fräulein Hulda S. eine ebenso freche, als geschickte Fälscherin war. Der Brief, den sie angeblich bei Einsendung der anonymen Briefe an den Schriftvergleicher geschrieben hatte, war nicht von ihrer Hand. Der Schriftvergleicher hatte auf den unteren Theil des Bogens seine Bemerkungen geschrieben, und diese hatte Fräulein S. abgeschnitten und höchst geschickt auf einen anderen Bogen aufgeklebt, der einen von ihrer eigenen Hand geschriebenen Brief enthielt. Der gefälschte Brief befand sich bei den Akten, und aus demselben konnte der Schriftvergleicher ersehen, daß Fräulein Hulda S. ihn betrogen hatte und daß dieselbe in Wirklichkeit die Schreiberin der anonymen Briefe war. Die Dame war klug genug, aus der Residenzstadt zu verschwinden, bevor man sie mit Schimpf und Schande aus dem Kasino stieß.

Noch eines derartigen Falles wollen wir zum Schlusse gedenken, da die Art und Weise interessant ist, wie der Schreiber entdeckt wurde. Allerdings handelte es sich in

dieſem Falle eigentlich nicht um einen Schreiber, ſondern um einen Kleiſterer.

Ein Kaufmann in einer kleinen Stadt erhielt ſeit einiger Zeit Briefe, deren Inhalt dadurch hergeſtellt war, daß der Abſender aus Zeitungen einzelne Worte oder Buchſtaben herausgeſchnitten und aufgeklebt hatte, um ſo beliebige Sätze zu bilden. Die Adreſſen der Briefe waren auf gleiche Weiſe verfertigt, und ſo ſchien es unmöglich, den Abſender der Briefe zu entdecken. Die Briefe waren ſämmtlich in dem Orte ſelbſt aufgegeben, und ihr Inhalt war darauf berechnet, den Kaufmann zu beunruhigen und ihm das Leben zu verbittern. Bald wurde er bedroht mit Brandſtiftung, mit Mord, mit Einbruch, bald verdächtigte man ſeine Gattin oder beſchuldigte ſein Perſonal der Untreue. Vergebens hatte der Betroffene ſich an die ſtädtiſche Polizei gewendet; Schriftzüge waren nicht vorhanden, das Papier der Briefe zeigte auch nichts Auffälliges, und der Thäter ſchien ſich ſelbſt außerordentlich ſicher zu fühlen, denn ſeine Briefe wurden immer drohender und nichtswürdiger.

Eines Tages erhielt der Kaufmann wiederum einen ſolchen Brief, deſſen Adreſſe aus Druckbuchſtaben zuſammengeſetzt war, und als er dieſe genau betrachtete, machte er die Entdeckung, daß ſich auf dem Umſchlag eine Handſchrift verkehrt abgedrückt hatte. Er vermuthete ſofort, daß der Abſender den Brief auf einen anderen gelegt hatte, der mit noch feuchter Aufſchrift ebenfalls auf ſeinem Schreibtiſche lag. Dieſe feuchte Adreſſe hatte ſich auf dem Schmähbriefe abgedrückt, ohne daß es der Abſender merkte. Mit großer Mühe gelang es dem Kaufmanne, den Namen einer Firma zu Hof in Bayern zu entziffern und ferner feſtzuſtellen, daß ein einziger Menſch im Orte, ebenfalls ein Kaufmann und ein Konkurrent, mit dieſer Firma in Geſchäftsverbindung ſtehe. In der That war dieſer Kon-

kurrent der Schreiber der anonymen Briefe. Seine Entdeckung kam ihm so überraschend, daß er nicht zu leugnen wagte. Er erhielt die Strafe, welche er für seine Nichtswürdigkeit verdient hatte.

Die Stürme und ihre Mythen.

Kulturgeschichtliche Skizze

von

H. Ludwig.

(Nachdruck verboten.)

Wir wissen heute Alle, daß die erwärmte Luft infolge ihres geringeren spezifischen Gewichtes aufwärts steigt, während die kältere zu Boden sinkt. In einem geheizten Zimmer steigt daher die geheizte Luft nach der Decke und sucht oben aus allen Fugen und Ritzen zu entschlüpfen, während in den unteren Räumen fortwährend kältere Luft einströmt. Ein einfacher Versuch mit einer brennenden Kerze, die wir im Winter erst an das obere, dann an das untere Ende der schmalen Spalte einer in einen kalten Raum führenden Thür halten, wird uns diesen Vorgang augenblicklich veranschaulichen.

Wie bei dem soeben angedeuteten Versuch im Kleinen die ungleiche Erwärmung des Zimmers Luftströmungen hervorruft, die unter dem Namen „Zug“ bekannt und gefürchtet sind, so ist auch die ungleiche und stets wechselnde Erwärmung der Erdoberfläche und des über ihr schwebenden Luftmeeres die Ursache jener gewaltigen Luftströmungen, die wir Winde nennen. Treten bedeutende Störungen im Gleichgewicht der Atmosphäre ein, die jeden-

falls auf einer raſchen Verdichtung der Waſſerdämpfe beruhen, ſo treten Stürme oder Orkane auf, die meiſtens als ungeheure, fortſchreitende Wirbel zu betrachten ſind.

In manchen Gegenden Amerika's und namentlich in Ländern der heißen Zone wüthen dieſe Orkane ungleich heftiger, als in höheren Breiten, und ihre Verwüſtungen ſind bisweilen wahrhaft entſetzlich. So wurde am 26. Juli 1825 ein großer Theil von Guadeloupe durch einen ſolchen Sturmwind völlig verwüſtet, feſtgebaute Häuſer zertrümmert, ſchwere Kanonen bis zur Brüſtung der Batterie fortgeſchoben, und ein Brett von 3 Fuß Länge, 8 Zoll Breite und 10 Linien Dicke mit ſolcher Wucht durch die Luft getrieben, daß es den Stamm eines Palmbaumes von 17 Zoll Durchmeſſer vollſtändig durchbohrte.

Solche furchtbare Wirbelſtürme, die oft mit elektriſchen Strömungen in Verbindung ſtehen und in der Regel durch den Kampf zweier in den oberen Luftſchichten in entgegengeſetzter Richtung wehender Winde erzeugt werden, ſind ein wahrer Schrecken in allen Gegenden, die von ihnen heimgeſucht werden. Brauchen wir uns da zu wundern, wenn der Menſch in ſeinem Naturzuſtande zu jener Zeit, wo er von der Wirkſamkeit der Naturgeſetze nur eine ſehr unvollkommene Kenntniß beſaß, beim Eintritt derartiger Ereigniſſe von abergläubiſcher Furcht ergriffen wurde? Und liegt es nicht auf der Hand, daß der Geängſtete nach überſtandener Gefahr, wie wir dies ja heute noch bei den auf der unterſten Kulturſtufe ſtehen gebliebenen ſogenannten wilden Volksſtämmen beobachten, mit einem Gefühl religiöſer Erkenntlichkeit die Zeichen begrüßte, die ihm die Rückkehr der ſchöneren Witterung, der Ruhe und der früheren Ordnung ankündigten?

So ſehen wir den früheſten Kultus auf die geheimnißvollen Beziehungen ſich gründen, welche zwiſchen den verſchiedenen Aeußerungen der gewaltigen Naturkräfte und

der Macht der Götter zu beruhen schienen. Doch war die Besorgniß vor dieser Macht nicht die einzige Quelle des Gefühls, das die ersten Altäre errichten ließ; man fürchtete sie zwar in dem unheilvollen, verderblichen Kampfe der Elemente, sowie in dem Schrecken des Unglücks, das sie ringsum verbreitete, aber man segnete sie auch für alle Güter, womit sie die Welt überschüttete.

Die alten Egypter, Inder und Perser bieten uns in ihren Mythen auffallende Beispiele von einem Glauben, der die unsichtbaren Wesen, aus deren Schoße Glück und Unglück, Leben und Tod auf die Menschen herabgeschüttet wurde, in Mächte des Lichts und der Finsterniß theilte. Beide ringen miteinander um die Herrschaft über die Erde, bis zuletzt die Götter des Lichtes triumphiren und mit dem Kampfe um die Elemente zugleich auch dem unheilvollen Zwiespalt und Hader, dem der Krieg unter den Menschen das Dasein verdankt, ein Ende bereiten.

In Indien waren es die Dämonen der Winde, die mit Geißeln ausgestattet über die Gipfel der Gebirge daherziehen und die Wolken zusammendrängen, damit sie das gefangen gehaltene Wasser zurückhalten, bis sie nach Entfesselung der Wirbelstürme in Regenströmen über die weite Ebene herabstürzen. Zum Glück dauert dieser Kampf meist nicht lange, denn bald wieder erscheint das freundliche Licht der Sonne, Held Indra, der die Finsterniß und die Regendämonen besiegt, die friedliche Ruhe in der Natur wieder herstellt und Alles mit Heiterkeit erfüllt. Und diese Rückkehr zur früheren Ordnung feierten die Hymnen des Rig-Weda (die Weden sind die ältesten heiligen Bücher der Inder) in rührender Weise: „Möget ihr Winde uns mild sein! Möge die Dämmerung und die Nacht, der Himmel und die Luft, die Königin der Gewächse, die allliebende Sonne und unsere Heerden voll von Sanftmuth und Milde sein!“ Man begreift diesen länd-

lichen Gesang der Hirten jener patriarchalischen Stämme, welche die weiten Hochebenen Asiens durchzogen und bei ihrem Nomadenleben bisweilen hart gegen die Unbill des Wetters und der Wirbelstürme der höher gelegenen Regionen zu kämpfen hatten. Liegt es nicht nahe, daß jene harmlosen Wesen in den Unholden, die in das Gewand des Sturmes gehüllt, ihre Hütten oder Zelte niederrissen und ihre Heerden auseinander sprengten oder wohl gar zum Theil in tiefe Abgründe und Schluchten hinabstürzten, feindliche böse Dämonen sahen?

Unter den Mythen der alten Egypter spielt Typhon, der Bruder der verderbenbringenden Winde, als Personifikation des bösen Prinzips eine wichtige Rolle, denn fortwährend sehen wir ihn mit dem freundlich gesinnten Gott Osiris, der zugleich als die segenspendende Sonne und als der wohlthätige Nil verehrt wurde, in hartnäckigem Kampfe begriffen. Zur Zeit der großen Wärme vom März bis zum Juli befindet sich ganz Egypten unter der Herrschaft des Typhon, jenes heißen Wirbelwindes der libyschen Wüste, der die Luft glühend heiß macht und das Erdreich austrocknet. Doch zur Zeit der Sommersonnenwende gewinnt der gute Osiris über den menschenfeindlichen Dämon das Uebergewicht, die wohlthätige Ueberschwemmung des Nils belebt Alles auf's Neue, und das Land erhält seine Fruchtbarkeit zurück.

Im Herbst ruht dieselbe mit der Hoffnung des Jahres fast ganz unter dem Wasser verborgen; die Tage werden immer kürzer und Typhon wird der finstere Geist des Winters. Der Wind, der dann aus dem Norden vom Meere her über das Land dahinfegt, führt oft schwere Ungewitter herbei und verfinstert das freundliche Antlitz der Sonne. Der gute Osiris scheint überwunden, und die religiösen Feste des Herbstes sind der Trauer und ängstlichen Sorge gewidmet. Da indessen diese Feste zu gleicher

Zeit auch die Feste der Aussaat sind, so werden sie wenigstens von der Hoffnung auf den göttlichen Sieg über den menschenfeindlichen Typhon begleitet. Und bald steigt auch die freundliche Sonne wieder am Himmel empor, die Wasser verlaufen sich, die jungen Pflanzenkeime schießen kräftig aus dem befruchteten Boden hervor, der segenspendende Osiris hat den bösen Sturmgeist Typhon bewältigt und eine Zeit jubelnder Freude eröffnet sich mit den ersten Tagen des Januar, die ein neues Leben von Lust und Heiterkeit verbreitet.

Im alten Griechenland vertreten die Titanen und die hundertköpfigen Drachen sowohl den Donner und den Blitz, sowie auch die unterirdischen Erdbeben und die furchtbaren Wirbelstürme, die über die Erde und das Meer dahinrasen. Nach dem gewaltigen und siegreichen Kampfe der Götter sehen wir die Titanen in den ungeheuren Schlund der Unterwelt hinabgestürzt. Aber die Erde erzeugte noch den Typhon, den letzten ihrer Söhne. „Und die kräftigen Fäuste dieses mächtigen Gottes waren thätig ohne Unterlaß und seine Beine unermüdlich. Auf seinen Schultern richteten sich die hundert Köpfe eines furchtbaren Drachen empor, und jeder streckte eine lange schwarze Zunge hervor; die Augen, mit denen diese schrecklichen Köpfe versehen waren, sprüheten funkelnde Flammen. Alle Scheusale aber stießen zusammen wohl tausend unerklärbare Töne aus, die bald dem Gebrüll eines wüthenden Stieres, bald der Donnerstimme eines Löwen glichen, wovon die steilen Gebirge widerhallten, so daß selbst die himmlischen Götter sie vernehmen konnten."

Auf diese gewaltige Erscheinung schleudert Jupiter, der Götter und der Menschen Vater, seinen furchtbaren Blitzstrahl, daß der Himmel und die Erde, das Meer und die unterirdischen Gründe erbeben und der große Olymp unter seinen unsterblichen Füßen erzittert. Lange wogt

der entsetzliche Kampf unentschieden hin und her, bis das verstümmelte Ungethüm besiegt ist und Jupiter es in die finstere Tiefe des Tartarus versenkt.

Der neidische Typhon war von der Erde verschwunden; allein voll Bosheit hatte er die Winde und Wirbelstürme auf derselben zurückgelassen, die von allen Seiten über das mit Blumen geschmückte Land daherbrausen und die Werke der Menschen verwüsten oder auf dem Meere die Schiffe auseinander jagen und die Menschen jämmerlich umkommen lassen.

Nicht alle Winde jedoch waren so bösartig; die vier Hauptwinde befanden sich sogar in den Händen guter Gottheiten, die sich herbeiließen, den Menschen auf ihre Bitten beizustehen. So riefen die Athener im Perserkrieg den Boreas (Nordwind) mit Opfern an, daß er ihnen seinen Beistand leihen und die Schiffe der Barbaren zerstören möchte. Und als der Nordwind in der That sich einstellte und wuthentbrannt über die feindliche Riesenflotte herfiel, sie auseinander warf und zum großen Theil vernichtete, errichteten die Athener dem Boreas einen Altar und brachten ihm Dankopfer dar, weil er ihre Bitte erhört und ihnen geholfen hatte.

Nach der Gesängen der alten Griechen haben die Winde ihren Aufenthalt bald im Norden, wo ihr Wächter Aeolus sie in den finsteren Höhlen Thraciens eingeschlossen hält, bald im Süden, wo sie von demselben Wächter in einer tiefen Höhle der liparischen Inseln gleich wilden Thieren angekettet sind. Begegnen sich dann diese beiden Winde von so verschiedener Temperatur, so entstehen auf dem Mittelmeer bisweilen ganz gewaltige Wirbelstürme, von deren Verwüstungen die ältesten Schriftsteller schon erzählen, und die den auf offener See, besonders im griechischen Inselmeer, sowie in der Nähe von Sicilien segelnden Schiffern recht gefährlich werden konnten. —

Eine weit poetischere und erhabenere Gestalt haben die Sturm- und Gewittermythen bei den alten Germanen angenommen. Hier sind es die Joten, die Winterriesen, mit denen der gewaltige Thor (Donner) in beständigem Kampfe liegt. Sobald die Joten gegen Walhall, die Burg der Asengottheiten, heranziehen, die Windsbraut tobt und dichte Wolken das Antlitz Odin's (Wotan's), der leuchtenden Sonne, verhüllen, ergreift Thor seinen furchtbaren Hammer, den Miölnir (Zermalmer), und schmettert die Unholde damit zu Boden, bis Odin's Antlitz sich wieder zeigt, die Sonne wieder lächelt, und die von Furcht befreiten Asengötter auf der Bifröstbrücke (dem Regenbogen) wieder in ihre strahlende Burg einziehen. —

Die Japaner glauben, daß die Wirbelstürme eine Art Wasserungeheuer wären, die einen ungeheuren Schweif besäßen und mit einer raschen und ungestümen Bewegung aus dem Meere in die Luft emporstiegen und das Land verwüstend durchzögen.

Die Kaledonier versetzten den Aufenthalt ihrer Seelen in die Wolken, und da dieselben nach ihrer Meinung ihre Neigungen und Leidenschaften, die sie auf Erden besaßen, beibehalten, so führten die Tapferen auch in ihrer luftigen Wohnung noch abenteuerliche Heere an, die im Schoße stürmischer Gewitterwolken miteinander kämpften. So wurden die Wirbelstürme also durch Geister hervorgerufen.

Bei den Kelten waren die strafbaren Seelen, welche der himmlischen Wohnungen für unwürdig befunden wurden, dazu verurtheilt, in den Lüften herumzuirren, wo sie dann bisweilen außerordentliche Gestalten annahmen, als verwüstende Stürme zur Erde zurückkehrten und auf ihrer Bahn Schrecken und Entsetzen verbreiteten. Auch später noch sah man die schwarzen Wolken, die Nachts am stürmischen Himmel zu langen Ketten sich entfalteten und von heftigen Stößen fortgerissen über die Gebirge

hinwegwirbelten, als den drohenden Rundgang böser Dämonen an, die ihren Sabbath feierten.

Wir können die Spuren dieser mythischen Auffassung des Alterthums auch in den Berichten des abergläubischen Mittelalters wiederfinden. Die ungeheuerliche Erscheinung der Wirbelstürme bewahrt hier fast immer noch das Gepräge von einer Art Persönlichkeit oder allermindestens von einer direkten Einwirkung böser Mächte. Dieser Glaube bestand noch lange fort, als bereits die Fortschritte der Wissenschaft und der Schifffahrt die Seeleute zu einer besonneren Beobachtung der meteorologischen Erscheinungen geführt hatten.

In seiner Lebensbeschreibung des Columbus beschreibt Herrera einen furchtbaren Sturm, der in dem Golf von Mexiko die kleine spanische Flotte überfiel. Ein ungeheurer Wirbel stürzte sich auf die Schiffe. Das ließ Columbus in seinem Schrecken die königliche Standarte aufrichten und flehte sie um Schutz und Beistand an, indem er mit seinen Begleitern die ersten Verse des Evangeliums Johanni's betete. Als sie so ihre Andacht verrichtet hatten, glaubten sie des göttlichen Beistands sicher zu sein. Und sie hatten sich auch nicht getäuscht, denn kaum hatten sie ihre Ceremonie beendet, so wich der schreckliche Wirbelsturm, den der Böse zu ihrem Verderben heraufbeschworen zu haben schien, von ihnen, und raste, so weit sie nur sehen konnten, über das Meer dahin.

Wir sehen jedoch auf diesem weiten Beobachtungsgebiet, auf der ungeheuren Fläche des Oceans, welche den Schiffern durch die glorreiche Entdeckung des Columbus erschlossen worden war, wie der Fortschritt in der Schifffahrtskunde nach und nach auch den Fortschritt in der Witterungskunde veranlaßt, und wie die Erklärung ihrer Erscheinungen immer mehr jener alten mythischen Vorstellungen entkleidet wird, um in ein zwar weniger

poetiſches, aber darum nicht weniger wunderbares Gebiet, in das der Wiſſenſchaft, einzutreten, das uns heute, wie die religiöſen Anſchauungen der früheſten Zeiten, die geheimnißvollen Beziehungen der Dinge zu einander enthüllt.

Ein Offizier der holländiſchen Marine hat uns eine vortreffliche Schilderung jener Wirbelſtürme geliefert, die ſich oft auf dem Meere zeigen und die Seefahrer mit dem Untergange bedrohen. „Die Elektrizität," ſagt er, „die ſich aus den Wolkenmaſſen entladet, in deren Schoße ſie geheimnißvoll in tiefem Schweigen ihr mächtiges Werk vorbereitete, offenbart ſich dann mit einer blendenden Majeſtät. Ihre furchtbaren Blitze und Donnerſchläge erfüllen den Geiſt auch des unerſchrockenſten Seemannes mit Beunruhigung, auf den keine atmoſphäriſche Erſcheinung einen tieferen Eindruck macht, als ein heftiger Wirbel bei ſonſt ruhiger Witterung.

Tag und Nacht grollt der Donner; die Wolken ſind in unaufhörlicher Bewegung und die dunkle, mit Dunſt belaſtete Luft wirbelt im Kreiſe. Der Kampf, den die ſchwarzen Wolken zugleich herbeizurufen und doch auch zu fürchten ſcheinen, macht ſie nur noch aufgeregter, und ſie nehmen ihre Zuflucht zu den außergewöhnlichſten Mitteln, um das Waſſer anzuziehen. Da ſie es aber nicht der Atmoſphäre entnehmen können, ſo ſteigen ſie in Form eines Dunſtwirbels als Waſſerhoſe herab und ſchlürfen begierig auf der Oberfläche des Meeres. Dieſe Tromben ſind häufig beim Wechſel der Jahreszeiten und beſonders in der Nähe kleiner Inſelgruppen, die ihre Bildung zu erleichtern ſcheinen. Sie ſind nicht immer von heftigen Winden begleitet, und man ſieht bisweilen zu gleicher Zeit ſogar deren mehr als eine, wobei ſich dann das ſeltſame Schauſpiel darbietet, daß die Wolken, wenn die gekrümmten Tromben ſich wieder aufrichten und durch ihre Umgebung hindurchbrechen, nach allen Richtungen hin ſich zerſtreuen.

Der Wind verhindert oft die Bildung von Wassertromben, aber an ihrer Stelle erheben sich dann mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles ungeheure Wirbelwinde und das Meer scheint vergebliche Anstrengungen zu machen, sie zu entkräften. Die aufgeregten Wogen heben sich hoch empor und stürzen sich schäumend und brausend dahin, und wehe dem Seemann, der sie nicht zu vermeiden weiß."

So mächtig aber auch die Stürme und Wirbel die Seefahrer ergriffen, so wurden diese durch ruhige Beobachtung bald zu der Ueberzeugung geführt, daß dieselben durchaus nicht von persönlichen Einflüssen abhingen, sondern daß sie ganz natürliche Erscheinungen waren, die sich nach bestimmten Gesetzen entwickelten. Im Allgemeinen jedoch hielt man, wenn auch in etwas veränderter Form, noch lange an dem überlieferten Aberglauben fest.

Die Götter und Dämonen hatten sich in späteren Zeiten aus der Nähe der Menschen zurückgezogen, aber sie überließen die Sorge, die Menschen zu ängstigen und ihre Werke zu zerstören, anderen muthwilligen Wesen. Als ein Ueberbleibsel aus dem Heidenthum fand der Glaube an Zauberer und Hexen bald Eingang bei den christlichen Völkern, und je mehr jene selbst mit ihrer Macht prahlten, um so mehr wurden sie von der großen Masse gefürchtet. So rühmte sich die Hexe bei Petronius: „Alles, was Du auf Erden erblickst, gehorcht mir. Es vertrocknet, sobald ich will, das blühende Gewand der Erde; sobald ich will, müssen die Felsen mir Wasser geben und aus dürren Klippen reiche Quellen sprudeln. Wie einer Brücke bediene ich mich der reißenden Wasserwogen, und die Stürme legen mir ruhig ihre Gewalt zu Füßen. Doch wozu erwähne ich des Leichteren? Durch meine Gesänge ziehe ich des Mondes Gestalt vom Himmel herab, und wenn ich den Erdkreis in schäumenden Aufruhr versetze, so wird Phoebus (der Sonnengott) gezwungen, seine Rosse umzulenken."

Dieſen überſchwenglichen Behauptungen, die mit der geſunden Vernunft wie mit den Naturgeſetzen ſchnurſtracks im Widerſpruch ſtehen, ſchenkte man vollen Glauben. Und dieſe Verblendung war ſo tief gewurzelt, daß noch Innocenz VIII. 1484 darüber klagen konnte, daß die Zauberer und Hexen durch Stürme, Hagel und Donnerwetter die Wieſen, Bäume und Weinberge beſchädigten, die hoffnungsvollen Saaten der Fluren zu Grunde richteten und ſonſt noch allerhand unſägliches Unheil ſtifteten.

Auch der bekannte Kriminalrichter Remigius in Lothringen ſchreibt auf Grund ſeines Aktenmaterials (Dämonolatrie Bd. I): „Ich kann in Wahrheit ſagen, daß mehr denn 200 Perſonen, die ich unter meinem Richteramt zum Feuertode verdammte, ſelbſt bekannt haben, wie ſie zu gewiſſen Zeiten haufenweiſe an einem Waſſerbach oder See zuſammenkommen, beſonders wenn etwa einer an einem öden Ort gelegen iſt, wohin ſonſt Niemand zu wandern pflegt. Daſelbſt ſchlagen ſie mit Gerten oder Ruthen, die ſie vom böſen Geiſt empfangen, ſo lange auf das Waſſer, bis ſich ein dichter Dunſt und Nebel daraus erhebt, mit denen ſie in die Höhe ſteigen. Dieſe Dünſte ballen ſich ſodann zu dichten, ſchwarzen Wolken zuſammen, in denen die Zauberer oder Hexen mit böſen Geiſtern hin und her fahren, wohin ſie gelüſtet, und zuletzt im Sturm mit Hagel wieder auf die Erde herabkommen."

In Berlin wurden im Jahre 1583 zwei arme alte Frauen verbrannt, denen wegen Heraufbeſchwörung eines furchtbaren Ungewitters der Prozeß gemacht worden war. Ebenſo erhob ſich in München im Sommer 1665 unter gewaltigem Sturm ein furchtbares Donnerwetter und Hagel. Als ein frommer Prieſter bemerkte, daß es ein „Teufelswetter" wäre, beſchwor er daſſelbe, worauf ein ſiebenzigjähriger Erzzauberer aus den Wolken herabfiel und das Unwetter ſich ſofort beruhigte. Der Zauberer

bekannte nachher vor Gericht, daß er das Wettermachen nebst einigen Hunderten seiner Gesellen schon bei vierzig Jahren betrieben und an Menschen und Vieh, an Früchten, Bäumen und Gebäuden schon großen Schaden angerichtet habe, weshalb er mit glühenden Zangen gerissen, dann erwürgt und zu Asche verbrannt wurde.

Alle diese Handlungen und weit haarsträubendere noch bekannten die Angeklagten natürlich unter den härtesten Folterqualen. Um solchem Unheil vorzubeugen, verstanden sich eine Anzahl Orte mit menschlicher fühlenden Behörden dazu, den für Zauberer gehaltenen Personen eine bestimmte jährliche Unterstützung zukommen zu lassen, damit sie ihren Fluren, Bäumen und Gebäuden nicht nur keinen Schaden zufügten, sondern auch Sturm und Ungewitter von ihnen fernhielten.

Immer mehr verblaßte der Mythus von dem Einfluß der Geister auf Erzeugung der verderblichen Stürme. Nur noch einmal flackert er im vorigen Jahrhundert in der Gestalt des „wilden Jägers" auf, der bis an die Schwelle unseres Jahrhunderts die leichtgläubigen Gemüther erschreckte. Wenn in dunklen Nächten ein furchtbarer Sturm sich erhob, der die Wolken auseinander peitschte und fortwährend ihre Form verändernd in rasender Eile dahin jagte, so wähnten Furchtsame in den abenteuerlichen Wolkengebilden allerlei Wild und Jäger zu erblicken, die wie wahnsinnig über ihren Köpfen dahinsausten, und in dem Pfeifen und Brausen des Sturmes das Gebell der Hunde, das Gebrüll des Wildes, den Hussaruf und Hörnerschall des wilden Jägers zu vernehmen. Um aber ja nicht deutlich sehen und hören, also beobachten zu können, verbarg man sich so gut als möglich, da man sich weiß machte, daß der Böse, der schwer beladene Seelen zu dieser Hetzjagd ausersehen hatte, die Neugierde nicht unbestraft lasse. War die Hatz vorüber, so legte sich natürlich auch der Sturm.

Der Morgenröthe des 19. Jahrhunderts war es vorbehalten, das Licht der Wissenschaft in immer weitere Kreise auszubreiten und dadurch jene düsteren Schatten zu verscheuchen, die seit mehr denn zwei Jahrtausenden die Menschen in Schrecken versetzten. So wurde auch der „Mythus der Stürme" in's Grab gebettet, und deren abenteuerliche Legenden und Sagen begegnen heute in der ganzen civilisirten Welt nur noch einem ungläubigen Lächeln. Wie wir von vornherein nachwiesen, ist die Entstehung der Winde — ohne jede persönliche Einmischung — auf natürliche Ursachen zurückzuführen, und wo sie je einmal durch ihr Zusammentreffen gewaltige Störungen veranlassen, so zeigt uns auch die Natur ihre Allmacht in den wunderbaren Anstrengungen, die sie macht, um die störenden Mächte niederzuwerfen und die Harmonie durch die Wirkung der höchsten geheimnißvollen Kräfte, welche die Ordnung und das Gleichgewicht aufrecht erhalten, wieder herzustellen.

Die Auffindung des Pharao und seiner Tochter.

Mitgetheilt

von

Aug. Scheibe.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Jahre 1326 vor Christi Geburt, d. h. vor etwa 2300 Jahren, als ein gewaltiges Ereigniß das Land Egypten von einer Grenze zur andern erschütterte.

Der größte seiner Könige war gestorben. Ramses II., der siegreiche Eroberer, welcher an der Spitze seines Heeres

die halbe zu jener Zeit bekannte Welt durchzogen und sein Reich zum Gipfel der Macht und Civilisation erhoben, der große Städtegründer und Baumeister, unter dessen Herrschaft die egytische Kunst ihren Höhepunkt erreicht, der sich selbst in zahllosen Inschriften an Tempeln und Palästen „Liebling der Götter, Herr der Welt, gnädiger Gott" u. s. w. genannt, er, dessen Wagen allmorgendlich von vier gefangenen Königen zum Tempel gezogen worden war, hatte den letzten Athemzug ausgehaucht. Die Priester hatten seinen Leichnam einbalsamirt, die gesammte Bevölkerung seines Landes hatte sich mit der Trauerschnur umgürtet, zweiundsiebenzig Tage lang war kein Gottesdienst gehalten, kein Opfer dargebracht, kein Fest gefeiert worden. Das ganze Volk hatte sich der Bäder, des Fleisches, des Weizenbrodes und Weines enthalten. Vom Morgen bis zum Abend hatten Schaaren von Betenden, die Häupter mit Asche bestreut, vor den geschlossenen Tempeln gelegen, und Keiner war dem Andern begegnet, ohne zu fragen: „Weißt Du es schon? Der Sohn der Sonne ist heimgegangen!"

Jetzt führte man den Todten seiner irdischen Ruhestätte zu. Die Mumie stand in ihrem prachtvollen Schrein, umringt von den Bildnissen der obersten Götter des Landes und ihrer Priester, auf der königlichen Barke, die sie nach Biban el Moluk, der Grabstätte der Könige, überführen sollte, und während das Schiff mit seiner Last langsam auf den klaren Gewässern des Nil dahinglitt, strömten aus Städten und Dörfern die Bewohner nach den Ufern, um ihrem todten Herrscher die letzten Ehren zu erweisen. Die Männer zerrissen ihre Kleider, die Frauen zerrauften ihr Haar, Alle rafften den Staub der Straße auf, um ihn auf ihre Häupter zu streuen, und hunderttausende von Opfergaben wurden in den Fluß geschleudert.

Selbst einem schwer bedrückten Theile der Bevölkerung

Egyptens, den Hebräern, hatte man an diesem Trauertage gestattet, von der harten Arbeit auszuruhen, die der verstorbene König als Joch auf ihre Nacken gelegt. Ramses II. war es, von welchem die jüdische Ueberlieferung im zweiten Buch Moses berichtet: „Da kam ein neuer König auf in Egypten, der sprach zu seinem Volke: Siehe, der Kinder Israel sind zu viele, wohlan, wir wollen sie mit Listen dämpfen, denn wo sich ein Krieg erhöbe, möchten sie sich zu unsern Feinden schlagen. — Und man setzte Frohnvögte über sie, welche sie zu Diensten zwangen mit Unbarmherzigkeit."

Wie die zahlreichen Kriegsgefangenen, die Ramses von seinen Eroberungszügen heimgebracht, wurden auch die zur Zeit der Statthalterschaft Joseph's eingewanderten Hebräer, die sich in solcher die Sicherheit des Landes bedrohenden Weise vermehrt hatten, zur Arbeit in den Bergwerken, zum Bau der ungeheuern Tempel und Paläste, an den Kanälen, mit denen Ramses sein Land durchzog, als Ziegelstreicher und Steinbrecher, besonders aber dazu verwendet, das unermeßliche Material vom Gebirge nach den Werkplätzen der neu angelegten Städte, Piton und Ramses, zu befördern. Es schmeichelte dem Stolze des Königs, alle die gewaltigen Bauwerke, die seinen Namen verewigen sollten, von unterjochten Völkern ausgeführt zu sehen, und in großen Buchstaben ließ er an jedem die Inschrift anbringen, daß dabei kein Egypter von ihm mit harter Arbeit geplagt worden sei.

Dieser Herrscher mit der eisernen Hand, dessen Regierung 67 Jahre gewährt hatte, war nun nicht mehr! Beinahe hundert Jahre alt war er, wie uns berichtet wird, erblindet, und als die Aerzte ihm eröffnet, daß sie ihm das Augenlicht nicht wieder geben könnten, hatte er gesagt: „So ist es an der Zeit, das Land meinem Thronerben zu übertragen, denn der Sohn der Sonne soll überall mit

eigenen Augen ſehen können.“ Und nachdem er ſeinen Nachfolger in alle Regierungsgeſchäfte eingeweiht, hatte er ſich mit eigener Hand den Tod gegeben.

Nach ſeiner Beiſetzung in dem Grabgewölbe, das er ſich ſelbſt in den Kalkſtein des libyſchen Gebirges hatte einhauen laſſen, welches ſich, weſtlich von Theben, etwa 300 Fuß hoch aus der Ebene erhebt, war — dem Brauch entſprechend — der Zugang vermauert und mit Sand und Geröll ſo verſchüttet worden, daß ihn außer den Prieſtern Niemand aufzufinden vermochte.

Und in der That blieb das Geheimniß dieſer Grabſtätte Jahrtauſende hindurch gewahrt. Man hatte nach und nach mehr denn zwanzig egyptiſche Königsgräber geöffnet, und die aufgefundenen Mumien in die Muſeen aller Länder vertheilt, aber von dem Beſtattungsplatze des größten aller Pharaonen hatte man trotz der ſorgfältigſten Nachforſchungen keine Spur entdeckt.

Indeſſen bemerkten die Beamten des Muſeums der Antiquitäten, welches ſich zu Bulak, der Vor- und Hafenſtadt von Kairo befindet, ſeit einer Reihe von Jahren, daß Touriſten, welche die alte Königsſtadt Theben beſuchten, Gegenſtände von dort mitbrachten, die aus der Regierungszeit Ramſes II. herſtammen mußten, und bald unterlag es keinem Zweifel mehr, daß die Grabſtätte dieſes Königs irgend Jemandem bekannt ſein müſſe. Um der Sache auf den Grund zu kommen, richtete man nun eine förmliche Entdeckungspolizei ein. Man verhaftete nach und nach eine Menge Leute, auf welche ſich der Verdacht lenkte, und ſcheute ſelbſt die Anwendung der Baſtonnade nicht, ohne indeſſen dem Geheimniſſe näher zu kommen. Die braunen, trotzigen Burſchen verweigerten jede Auskunft, und ihre Frauen, welche mit zuſammengezogenen Brauen der Exekution zuſahen, beſtärkten ſie in ihrer Verſtocktheit.

Zu den besonders verdächtigen Persönlichkeiten gehörten unter Anderen vier Brüder, Namens Abd-er-Rasul, welche sich, wie viele andere Fellahs, in einer Reihe leerer Grabhöhlen eingenistet hatten, als Fremdenführer dienten, Esel vermietheten und den Ausländern echte und unechte Antiquitäten verkauften. Man setzte diese vier durchtriebenen Burschen einige Monate in's Gefängniß und ließ ihre schwieligen Fußsohlen mehr als einmal Bekanntschaft mit dem Stocke machen, aber ihre Lippen blieben stumm, bis man zu einem wirksameren Mittel, dem der Bestechung, griff. Einem der Brüder erschien die zugesagte Belohnung schließlich als ein besseres Geschäft, denn die weitere Plünderung der Grabstätten, und unter seiner Führung machte sich am 5. Juli 1881 unser deutscher Landsmann Professor Dr. Brugsch-Pascha, der Kurator des Museums zu Bulak, auf den Weg nach dem öden Felsenthale Biban el Moluk, um sich von der Wahrheit seiner Angaben zu überzeugen.

Nach langem, beschwerlichem Umherklettern an dem Abhange der westlichen Felswand blieb der verdrossene Führer endlich an einer mit Geröll bedeckten Stelle stehen und bezeichnete sie als den Platz, wo sich der Eingang zu der Gruft Ramses II. befinde. Eine Anzahl mitgebrachter Fellahs wurde sogleich angewiesen, das lose Gestein hinwegzuräumen, und bald stieß man auf die Oeffnung eines in den Felsen gehauenen, sechs Fuß im Geviert messenden, brunnenartigen Schachtes. Derselbe wurde mit Hilfe einer darüber angebrachten Winde zugänglich gemacht, und nun ließ sich Brugsch mit seinem Führer ohne Zögern in die Tiefe hinab.

Das Unternehmen war nicht nur ein sehr aufregendes, sondern auch mit ernsten Gefahren verknüpft. Professor Brugsch war zwar bis an die Zähne bewaffnet, aber außer dem Assistenten, der ihn von Kairo herauf begleitet, war

unter ſeinen Leuten nicht einer, der ihn nicht mit Vergnügen umgebracht hätte, denn Alle wußten nur zu gut, daß mit der Auffindung des Grabes eine reiche Quelle des Gewinnes für ſie verſiegte. War bis jetzt eine Mumie — deren Verkauf von der Regierung verboten iſt — aufgefunden worden, ſo hatten ſie dieſelbe zerlegt und jedes Glied einzeln an den Mann gebracht, während die Körper — nachdem dieſelben nach Goldplättchen oder anderen Werthgegenſtänden ſorgfältig durchſucht waren — entweder in's Feuer wanderten, oder in die Spalten der zerklüfteten Bergwand geworfen wurden, wo Hyänen, Schakals und Aasgeier ſie bald bis auf die letzte Spur vertilgten.

Mit finſteren Mienen und unverkennbarem Widerwillen leiſteten dann auch die braunen Geſellen die nöthigen Dienſte, ohne indeſſen durch ihre Haltung den Unternehmer abzuſchrecken.

Nachdem er mit dem Führer den Boden des Schachtes erreicht, ſtand er am Eingange eines etwa 24 Fuß langen, nach Weſten laufenden Ganges, in welchen die beiden Männer, nachdem die Fackeln angezündet waren, eindrangen. Derſelbe barg noch eine Menge der gebräuchlichen Todtenopfer, größere und kleinere, oft kunſtvoll gearbeitete Gegenſtände von Porzellan, Metall und Alabaſter, ſowie andere Zierrathen, aber die Trümmer von Mumienſärgen, die Fetzen von harzgetränkten Binden und Papyros, mit welchen der Boden überſtreut war, verriethen die Thätigkeit der Räuber, die hier ſeit Jahren ungeſtört ihr Weſen getrieben hatten, und legte die Befürchtung nahe, daß man zu ſpät gekommen ſein möchte, um vielleicht geradezu unerſetzliche Schätze für die Wiſſenſchaft zu retten. Plötzlich aber, bei einer ſcharfen Biegung des Ganges nach Norden, ſah ſich Brugſch, zu ſeinem ſprachloſen Erſtaunen, einer Reihe von mehr denn zwanzig noch unverſehrten Särgen gegenüber. Nachdem die erſte Ueber-

raschung vorbei war, wurde dieser unerwartete Fund soweit untersucht, als sich dies beim Scheine der Pechfackeln thun ließ, und schon diese oberflächliche Besichtigung ergab, daß man hier die sterblichen Ueberreste von Hohenpriestern, wie von männlichen und weiblichen Angehörigen einer Reihenfolge königlicher Familien vor sich hatte.

Dadurch nur noch mehr angefeuert, drang Brugsch in dem sich bis tief in das Innere des Gebirges erstreckenden Gange weiter vor, bis er den Abschluß desselben, die eigentliche Grabkammer erreichte. Hier, in einem niedrigen, 20 Fuß breiten und 30 Fuß langen Raume, standen, zum Theil auf dem Fußboden, zum Theil aufrecht an der Wand, eine noch viel größere Anzahl von Mumien, die in Särgen von großer Schönheit und besonderer Größe und Schwere seit Jahrtausenden der Auferstehung harrten. Auch hier mußte man sich auf eine nur ganz flüchtige Besichtigung beschränken, denn die Aufregung, wie die Luft dieser unterirdischen Gewölbe wirkte erstickend und trieb die Männer, den Ausgang mit möglichster Schnelligkeit wieder zu gewinnen.

Der größte Theil der Nacht wurde damit zugebracht, die nöthigen Leute für die Hebung dieser kostbaren Reliquien zu miethen, und in den frühen Morgenstunden des nächsten Tages waren bereits 300 Fellahs zur Stelle. Einer der Särge nach dem anderen wurde heraufgewunden, oben angekommen sorgfältig in Matten und Segeltuch eingenäht und dann über die mit den Trümmern historischer Denkmäler übersäete Ebene von Theben nach den bei Luksor vor Anker liegenden Regierungsdampfern übergeführt. Nach sechs Tagen harter Mühe und Arbeit unter den heißen Strahlen der Julisonne war das Werk beendigt.

Als die Dampfer mit ihren archäologischen Schätzen Luksor verließen, standen die dreihundert Arbeiter gruppen-

weise in finsterem, beinahe drohendem Schweigen am Ufer. Die Kunde von dem, was geschah, hatte sich mit reißender Schnelligkeit am Nil hinab verbreitet und an allen bewohnten Ortschaften versammelte sich das Volk, um seine einstigen Könige vorüberfahren zu sehen. Wie damals beim Begräbnisse des großen Pharao, stießen die Männer ein eigenthümliches Wehgeheul aus, die Weiber zerrauften sich jammernd das Haar, und die Kinder stimmten in die allgemeine Klage ein. Fanatische Derwische warfen sich in den Fluß, um die Schiffe schwimmend zu erreichen, und erst, als sie durch die ihnen entgegengehaltenen Flintenläufe von ihrem Vorhaben abgeschreckt wurden, schwammen sie, wilde Flüche gegen die Räuber ausstoßend, an's Ufer zurück. Nachts mußten zur Sicherung gegen etwaige Ueberfälle auf den Dampfern Feuer angezündet und dann und wann Schüsse abgefeuert werden.

Erst als die Expedition Bulak glücklich erreicht hatte, konnte man sich von der Bedeutung und Wichtigkeit des Fundes genauer überzeugen. In den zum Theil kostbar verzierten Särgen schlummerten allein einundzwanzig Könige, welche während des 18., 19. und 20. Jahrhunderts v. Chr. über Egypten geherrscht hatten, und unter ihnen befand sich der große Ramses II., sowie seine Gemahlin Nefer-ari.

In Letzterer haben wir — darüber lassen neuere Forschungen kaum einen Zweifel — keine geringere Persönlichkeit vor uns, als jene liebenswerthe Prinzessin aus der Familie der Könige, welche nach der biblischen Erzählung einst im Schilfe des Nils ein ausgesetztes Knäblein fand, das sie Moses nannte, an ihren Hof nahm und als ihren Sohn erziehen ließ. Diese junge Prinzessin erhob Ramses II. späterhin zu seiner Gemahlin und zur Mitregentin des Reiches, und sie ist demgemäß auf vielen Baudenkmälern aus der Zeit Ramses II. neben dem Bildniß des Herrschers verewigt und erscheint in allen Altersstufen, in welchen

die Künstler jener Zeit sie in Farbe und Stein dargestellt haben, als ein holdseliges, von seltenem Liebreiz umflossenes Menschenkind, wie sie auch in der Sage als solches fortlebt.

Die Mumien wurden in Bulak zum Theil ihrer Hüllen und Binden entkleidet. Das Einbalsamiren des großen Ramses hatte länger als zwei Monate Zeit erfordert und 15 Minuten genügten, um seinen Kopf zu entschleiern, der noch nach dreitausendjähriger Ruhe in merkwürdiger Weise an die Bildnisse, welche uns Maler und Bildhauer seiner Zeit hinterlassen haben, erinnert und noch immer den unverkennbaren Stempel der Hoheit, des festen Willens und eines unbeugsamen Stolzes trägt.

Und nun stehen diese einst so mächtigen Könige, Königinnen, Prinzen, Hohenpriester, weisen Gesetzgeber, Tyrannen und Bedrücker, die ihrer Zeit „den Göttern gleich" geachtet wurden, als „Antiquitäten" in nummerirten Glaskästen im Museum zu Bulak. Jedermann darf sich ohne Furcht und Scheu nahen, um ihnen in die stolzen Angesichter zu blicken, und das goldene Antlitz auf dem Sarge der anmuthigen Königin Nefer-ari, die sich dereinst „Göttin Königin, Liebling der Göttin Muth" nennen durfte, scheint dem Beschauer freundlich zuzulächeln.

Mannigfaltiges.

Die Schlieffen und die Adebare. — Im Jahre 1470 lebten in Kolberg in Pommern zwei reiche Geschlechter, welche die angesehensten der Stadt waren: die v. Schlieffen und die v. Adebar. Sie hielten gute Freundschaft, insbesondere waren die zwei jüngsten Sprossen der beiden Geschlechter, Niklas Schlieff (wie sich das Geschlecht damals nannte) und Benediktus Adebar, eng miteinander befreundet, so daß sie wie Brüder miteinander lebten; sie hatten sogar eine gemeinsame Wohnung.

Eines Abends waren sie in einer Gesellschaft, in welcher, wie damals üblich, stark gezecht wurde. Niklas Schlieff, der am schärfsten getrunken hatte, wurde bald so müde, daß er sich von dem Gelage fortbegeben und nach Hause gehen mußte, um dort seinen Rausch auszuschlafen. Erst nach mehreren Stunden folgte ihm Benediktus Adebar, der ebenfalls gehörig gezecht hatte.

Niklas hatte sich im Zimmer eingeschlossen, und Benediktus klopfte, um ihn zum Aufschließen zu veranlassen. Niklas hörte das Zeichen auch und rief dem Freunde zu, er werde kommen und öffnen.

Benediktus nahm nun an, daß Niklas Licht machen würde, ehe er sich der Thür näherte. Im Uebermuthe des Rausches zog er sein Schwert und stieß dasselbe durch die Thür hindurch, um den Freund zu erschrecken. Zum Unglück aber hatte Niklas kein Licht angezündet, sondern war vom Bett aufgestanden und schlaftrunken nach der Thür getaumelt, wo er in demselben Augenblick anlangte, als Benediktus sein Schwert hindurchstieß, das ihn vollständig durchbohrte.

Er schrie auf vor Schreck und Schmerz, hatte aber noch die Kraft, dem Freunde die Thür zu öffnen, der mit Entsetzen und

Grauen ſah, was er angerichtet hatte. Verflogen war der Rauſch, der ihn zu dem Scherze veranlaßt hatte; bebend umfing er den wankenden Freund mit den Armen.

„Ich habe mich hart geſtochen," flüſterte Niklas leiſe, „es iſt aus mit mir."

Vergebens küßte Benediktus den Freund, vergebens weinte und ſchluchzte er; eine ſchwere Ohnmacht umfing den Schwerverletzten, dem das Schwert mitten durch den Leib gegangen war.

Benediktus Adebar trug ihn auf's Bett und legte ihm ſelbſt den erſten Verband an, da ja jeder Edelmann in jener Zeit etwas vom Verbinden verſtand; dann ſchickte er nach Aerzten und blieb als unermüdlicher Pfleger neben dem Freunde, der erſt am nächſten Morgen wieder zum Bewußtſein kam.

Als Niklas den am Bette ſitzenden weinenden Freund erkannte, tröſtete er ihn mit den herzlichſten Worten, ſagte ihm, er wiſſe wohl, daß Benediktus nichts für ſeinen Tod könne, er bitte ihn aber dringend zu fliehen, denn ſeine Verwandten, die Schlieffen, würden jedenfalls die Blutrache ausüben und Benediktus Adebar entweder tödten oder dem Henker überliefern.

Benediktus erklärte aber, unter keinen Umſtänden von dem verwundeten Freunde weichen zu wollen. Er blieb an dem Krankenlager, bis Niklas ſeine Seele aushauchte, und auch dann dachte er nicht an Flucht. Der entſetzliche Vorfall hatte ihn ſo erſchüttert, daß ihm Alles vollſtändig gleichgiltig war.

Am Tage der Beerdigung des Niklas Schlieff wurde Benediktus Adebar gefangen geſetzt, und es begannen die Unterhandlungen wegen des Blut- oder Wergeldes.

Noch im Jahre 1470 ſtoßen wir auf die eigenthümliche Erſcheinung dieſes Blut- oder Wergeldes, welches von einem Mörder oder Todtſchläger an die nächſten Verwandten des von ihm Getödteten bezahlt wurde, wenn er ſich ihrer Blutrache entziehen wollte. Uralt war in Deutſchland dieſer Brauch, ſchon in der älteſten deutſchen Sage und Geſchichte wird des Wergeldes — auch Wehrgeld, Widergeld, Manngeld, Friedegeld oder Buße genannt — Erwähnung gethan, und zwar richtete ſich das Geld nach der Anzahl der Verwandten und nach dem Stande des Getödteten. Mit dieſer Loskaufung war aber die Strafe des Mörders

noch nicht zu Ende; er mußte außerdem noch eine Wette, d. h. ein Bußgeld an das Oberhaupt des Stammes, an den Herzog oder den König zahlen. Ob das Sühnegeld angenommen wurde oder nicht, war ganz denjenigen Leuten überlassen, an die das Sühnegeld zu zahlen war, und gerade dieser Umstand spielt in der Geschichte der Schlieffen und Adebare, wie wir sehen werden, eine außerordentlich wichtige Rolle.

Schon wenige Tage, nachdem Niklas Schlieff beerdigt worden war, versammelte sich in Kolberg auf öffentlichem Platze das Gericht. In einem von Bewaffneten umstellten Raume saßen die Gerichtsschöffen mit dem Amtmann an der Spitze, dann die Schlieffen mit ihrem Anhange als Kläger; auf der anderen Seite der Angeklagte mit seinen Verwandten und Freunden. Als einer der Haupthandelnden trat auch der Henker auf, welcher vor diesem Gerichte die Anklage zu erheben hatte. Er trat vor und sagte, er hätte eine Klage anzubringen, die sich auf ein schweres Verbrechen, auf das der Tödtung eines Menschen beziehe. Er trete sein Wort aber ab zu Gunsten der Verwandten des Mannes, der getödtet worden sei. Und nun erhob sich ein Mitglied der Familie Schlieff und beschuldigte Benediktus Adebar, den Tod des Niklas Schlieff veranlaßt zu haben.

Nachdem die Anklagerede beendet war, wurde der Angeklagte gefragt, ob er sich schuldig bekenne. Er gab dies ohne Weiteres zu, und erzählte, wie die Sache vorgegangen war. Gewiß gab es im ganzen Gericht nicht eine Person, welche geglaubt hätte, Benediktus habe seinen Freund Niklas mit Absicht verletzt oder getödtet. Jedermann mußte sich sagen, daß es sich hier um eine unglückliche Verkettung von Umständen handle, und Benediktus daran nur geringe Schuld trug. Die sonderbare Rechtsanschauung der damaligen Zeit, vor Allem aber der aus dem alten Testamente geschöpfte Rechtsgrundsatz, daß, „wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden", zwang jedoch Richter und Ankläger, ohne Berücksichtigung der Sachlage gegen den unglücklichen Benediktus vorzugehen.

Der Amtmann erhob sich und hielt eine längere Rede, in welcher er hinwies auf die Sündhaftigkeit der Tödtung im Allgemeinen, und darauf, daß Benediktus Adebar selbst zugestanden

habe, die Veranlaſſung zu dem Tode des Niklas Schlieff gegeben zu haben; inſolgedeſſen ſei er ſchuldig, überliefert zu werden den Angehörigen des verſtorbenen Niklas Schlieff, damit dieſe nach Gutdünken mit ihm verfühven. Das Gericht wurde dann feierlich für geſchloſſen erklärt, und Benediktus Adebar als Gefangener der Familie der Schlieffen übergeben.

Es begann jetzt von Seiten der Adebare ein großes Handeln und Feilſchen um das Leben des Gefangenen, und beſonders der Schwager des Benediktus, Dr. Martinius Carit, gab ſich alle Mühe, um die Schlieffen zur Annahme einer großen Geldſumme zu bewegen. Dieſe aber erklärten, unter keinen Umſtänden auf die Beſtrafung des Benediktus Adebar verzichten zu können, lehnten die höchſten Summen ab und verlangten, daß ein hochnothpeinlicher Gerichtshof zuſammentrete, der dem Benediktus Adebar das Leben abſpreche.

So mußte alſo abermals ein Gericht unter freiem Himmel einberufen werden. Vor daſſelbe traten die Schlieffen hin, übergaben dem Gerichtshofe den gefangenen Benediktus Adebar und erklärten, daß ſie für ihre Perſon auf die Ausübung der Blutrache verzichteten, dagegen verlangten, daß nach den Geſetzen des Staates ihnen ihr Recht und dem Benediktus Adebar ſeine gebührende Strafe werde.

Wiederum wurde Benediktus Adebar gefragt, ob er ſich ſchuldig bekenne. Er bejahte dieſe Frage; darauf wurde über ihn der Stab gebrochen und er dem Scharfrichter zur Vollziehung der Todesſtrafe überliefert.

Bevor dieſer jedoch noch Hand an Benediktus Adebar legen konnte, traten die Schlieffen vor und erklärten, daß ſie auf Vollziehung der Todesſtrafe verzichteten. Sie ſeien weit davon entfernt, Benediktus Adebar in Wirklichkeit das Leben nehmen zu wollen oder ſeine Hinrichtung zu verlangen; ihnen ſei es nur darum zu thun geweſen, für den Verſtorbenen das Recht zu wahren und dieſe formelle Sühne herbeizuführen.

Dieſes edelmüthige Vorgehen der Schlieffen fand aber bei Benediktus Adebar keinen Anklang. Er erklärte vielmehr, daß er die Begnadigung unter allen Umſtänden zurückweiſe und verlange, daß der Urtheilsſpruch an ihm vollzogen werde.

Dieſer Forderung des Verurtheilten mußte nach damaligem Recht der Gerichtshof unbedingt nachgeben. Vergeblich baten nicht nur ſeine eigenen Verwandten, ſondern auch die Schlieffen, doch die Begnadigung anzunehmen: Benediktus blieb feſt und erklärte, er fühle ſich durch die unbeabſichtigte Tödtung des Freundes ſo unglücklich, daß es ihm lieb ſei, ſterben zu können. Außerdem aber ſei er durch die Verurtheilung, welche die Schlieffen herbeigeführt hätten, ſo geſchändet und in ſeiner Ehre gekränkt, daß er ohnehin nicht mehr weiter leben könne. Er beſtand feſt darauf, daß am nächſten Tage das Urtheil an ihm vollzogen werde.

Da war alſo nichts zu machen, und die Vorbereitungen zu Benediktus Adebar's Hinrichtung wurden unter allgemeiner Theilnahme der geſammten Einwohnerſchaft Kolbergs und mit ungewöhnlicher Feierlichkeit getroffen. Da der Verurtheilte ein ſogenannter „ehrlicher Sünder" war, ſollte er nicht auf dem Hochgericht, ſondern auf dem Kirchhofe hingerichtet werden.

Am nächſten Morgen ſetzte ſich der Zug von dem Gefängniſſe aus nach dem Kirchhofe in Bewegung. Benediktus Adebar hatte Abſchied von ſeiner Familie genommen, hatte ſich noch mit den Schlieffen ausgeſöhnt und ſchritt jetzt, begleitet von ſeinen Verwandten, zwiſchen zwei Geiſtlichen dem Gottesacker zu. Voran zogen die Schulknaben und ſangen fromme Lieder. An die Verwandten des Benediktus Adebar ſchloſſen ſich die Schlieffen, an dieſe andere Freunde und Bekannte an, und Tauſende von Menſchen gaben dem Verurtheilten das Geleite auf ſeinem letzten Gange oder bildeten Spalier auf dem Wege bis zum Kirchhofe.

Dort ſprach einer von den Geiſtlichen Benediktus Adebar von ſeinen Sünden los. Dieſer kniete darauf nieder, und im nächſten Augenblicke hatte der Henker ihm mit einem wuchtigen Hiebe den Kopf vom Rumpfe getrennt.

An geweihter Stelle und in feierlicher Weiſe wurde ſodann der unglückliche Benediktus Adebar begraben und über ſeinem Grabe wölbte ſich der Hügel, unter dem das Opfer einer Rechtsauffaſſung lag, die uns heute ganz unbegreiflich erſcheint.

Die Chronik erwähnt ſogar noch eines ergreifenden Vorganges, welcher ſich auf dem Wege nach dem Kirchhofe abſpielte. Man kam bei einem Nonnenkloſter vorbei, in welchem die Schweſter

des Benediktus Aebtiſſin war. Hier machte der Zug Halt, aus der Pforte des Kloſters trat die Aebtiſſin, nicht etwa, um unter Thränen Abſchied von ihrem Bruder zu nehmen, ſondern um ihm das Kruzifix zum Küſſen zu reichen und ihn mit ernſten Worten aufzufordern, er ſolle auf Gott vertrauen, im Glauben ſterben und der Ehre ſeiner Familie und ſeines Namens treu bleiben. O. Kl.

Die Geheimniſſe der Flüſſe. — Nicht von den geheimnißvollen Schätzen, nicht von den Ueberreſten grauſamer Kriege oder ſchwerer Verbrechen, welche auf dem Grunde der großen Flüſſe ruhen, ſoll hier berichtet werden, ſondern von gewiſſen Geheimniſſen, welche keineswegs ſo ſchrecklicher Art ſind, aber doch durch ihr Vorhandenſein eine große Gefahr für die Leute bieten, welche Waſſer aus den Flüſſen entnehmen. Es ſteht nämlich feſt, daß die Anwohner von Flüſſen, ſei es auf dem Lande oder in der Stadt, eine nicht zu überwindende Neigung haben, Reſte des Haushalts, abgetragene Kleidungsſtücke, Geſäße, Mobiliar, aber auch Leichen von Thieren in den Fluß zu werfen, und dieſe Neigung zeigt ſich ſo tief eingewurzelt, daß es manchmal kaum gelingt, ſie zu beſeitigen.

So litt Berlin z. B. lange Zeit außerordentlich durch die peſtartigen Dünſte, welche ein kleines Flüßchen, die Panke, ausſtrömte, die einen Theil der Stadt durchfließt. Dieſes Flüßchen hat helles, klares Waſſer vor dem Eintritt in die Stadt, es durchzog aber einen Stadttheil, wo gerade nicht die beſte Bevölkerung wohnt, und dieſe hatte es ſich angewöhnt, alte Stiefel, alte Hüte, todte Katzen, Ratten, Hunde, verfaultes Fleiſch, alte Kaſſerolen und Töpfe, Aſche und anderen Unrath in den Fluß zu werfen, und der üble Geruch, der ſich im Sommer aus ihm erhob, war faſt unerträglich. Nachdem die Kanaliſation von Berlin durchgeführt war, ging man daran, auch die Panke, die einen ſehr üblen Ruf in Berlin hatte und durch ihre Widerwärtigkeiten bis weit über die Grenzen der Reichshauptſtadt hinaus bekannt war, zu reinigen, und Stadt und Staat wendeten viele Tauſende auf, um das Flußbett vollſtändig von allen Dingen zu ſäubern, die nicht hinein gehören. Kaum war aber ein Jahr vergangen, als dieſelben Uebelſtände ſich wieder äußerten, und man entdeckte, daß die Anwohner der Panke fortfuhren, immer wieder Dinge in den Fluß

zu werfen, die nicht hinein gehörten. Die Androhung von Polizeistrafen half nichts, bis sich die Stadt dazu entschloß, Wächter aufzustellen, welche Tag und Nacht darauf achteten, daß nichts in den Fluß geworfen wurde, und diejenigen Leute zur Anzeige brachten, die sich gegen das Polizeiverbot vergingen. Nachdem erst Viele zu empfindlichen Geldstrafen verurtheilt waren, nachdem man auch noch auf ihre Kosten den Fluß von allen Unreinlichkeiten befreit hatte, die sie hinein geworfen hatten, gelang es, die alteingewurzelte Gewohnheit auszurotten, und die Panke in Berlin ist jetzt ein bei Weitem reinlicherer Fluß, der allerdings immer noch streng überwacht wird, damit seine Anwohner nicht in den alten Fehler zurückfallen.

Paris ist immer eine unreine Stadt gewesen, wir entsetzen uns aber doch, wenn wir erfahren, daß im Laufe eines einzigen Jahres allein in Paris aus der Seine gezogen wurden: 2021 todte Hunde, 977 Katzen, 2257 Ratten, 507 Hühner und Enten, 3066 Kilo Fleischabfälle, 210 Kaninchen, 10 Schafe, 2 Füllen, 66 Ferkel, 5 Schweine, 27 Gänse, 27 Puten, 609 verschiedene Vögel, 3 Füchse, 2 Kälber, 3 Affen, 8 Ziegen, 1 Schlange, 2 Eichhörnchen, 3 Stachelschweine, 1 Papagei, 130 Tauben, 3 Igel, 2 Pfauen und 1 Seehund. Dazu kommen die Wasserleichen, die man alljährlich findet und die sich in Paris auf mindestens 60 bis 80 Stück im Jahre belaufen. Alle diese Thier- und Wasserleichen zog man nur heraus, weil sie auf der Oberfläche schwammen; was mag auf dem Grunde der Seine ruhen, was mag in einer Millionenstadt wie London auf dem Grunde der Themse eingelagert sein, und wie selbstverständlich muß es uns erscheinen, daß in früheren Zeiten gerade die großen Städte von den furchtbarsten Epidemien heimgesucht wurden, weil die Bewohnerschaft gezwungen war, das Trink- und Kochwasser aus den Flüssen zu entnehmen, welche derartige Geheimnisse aufzuweisen hatten. O. Kl.

Der Hund als Retter. — Wir kennen zahlreiche Beispiele von Mitgefühl, durch welches sich Hunde bewogen fühlten, sich zur Rettung eines Kameraden, der nicht schwimmen konnte, oder auch zum Beistande eines Menschen in's Wasser zu stürzen und so ein wahres Samariterwerk auszuführen. Seltener schon dürfte

man einem Hunde begegnen, der die beſondere Eigenthümlichkeit beſitzt, ein durchgehendes Pferd anzuhalten. Dennoch hat ſich dieſe Thatſache erſt vor kurzer Zeit in Paris zugetragen. Eines Mittags wurde auf der Rue de Lyon ein vor eine Droſchke geſpanntes und führerlos gelaſſenes Pferd ſcheu und durchraste, ringsum Schrecken verbreitend, in voller Karrière die Straße. Plötzlich ſtürzte ſich ein großer, rothhaariger Hund, der den Wagen ſchon einige Augenblicke verfolgt hatte, dem Pferde nach dem Kopfe und ergriff mit den Zähnen den Zügel, um es zurückzuhalten. Allein ein heftiger Stoß des Pferdes warf den braven Burſchen auf's harte Pflaſter. Sofort raffte er ſich wieder empor und ergriff den verhängnißvollen Zügel auf's Neue. Und abermals ſchleuderte ihn ein jäher Ruck auf den Boden. Da wiederholte er den Angriff zum dritten Male, und klug geworden durch die bisherigen Mißerfolge, faßte er diesmal das Pferd bei der Naſe. Das half; zitternd an allen Gliedern ſtand das aufgeregte Thier wie feſtgebannt vor ſeinem Bändiger. Und es war hohe Zeit, denn die Droſchke kam ſoeben auf den Baſtillenplatz, wo bei dem äußerſt lebhaften Verkehr um dieſe Zeit ein Unglück faſt unvermeidlich geweſen wäre.

Der Polizeikommiſſär des Quartiers war gar nicht einmal beſonders erſtaunt, als ihm dieſe ſeltſame Rettungsgeſchichte berichtet wurde, war es doch nicht zum erſten Mal, daß er von der Heldenthat deſſelben braven Thieres, durchgehende Pferde aufzuhalten, hörte. Bei der Größe der Gefahr aber erregte der Muth der prächtigen Dogge ein größeres Aufſehen, als dies ſonſt der Fall geweſen, ſo daß ſelbſt der Thierſchutzverein von Paris in ſeiner öffentlichen Sitzung vom 26. Mai vorigen Jahres einſtimmig beſchloß, den braven Hund durch ein koſtbares Ehrenhalsband auszuzeichnen.

Man könnte hier nach dem Vorgange mancher Thierpſychologen leicht auf die Vermuthung kommen, als hätte der muthige Hund durch die kühne That die Menſchen vor Unglück bewahren wollen. Allein dies hieße doch die Kombinationsgabe eines noch ſo intelligenten Hundes überſchätzen. Hätte der Kutſcher auf dem Bock geſeſſen, und das Pferd wäre mit zerriſſenem Zügel dahingerast, unſere Dogge würde ſicher ihren Poſten nicht

verlaſſen und ſich in dieſe gefahrvolle Lage begeben haben. Ein dahinſauſendes Gefährt aber ohne Führer konnte das gutgezogene Thier nicht in Ordnung finden. Es mußte alſo angehalten werden, bis die menſchliche Führung wieder vorhanden war. Dies ſcheint mir der Hauptbewegungsgrund geweſen zu ſein, der das brave Thier zu der gewagten That veranlaßte, obgleich noch andere Motive dabei eine Rolle geſpielt haben können. L. Haſchert.

Die Frau im deutſchen Sprichwort. — Kein Volk hat einen größeren Schatz an Sprichwörtern, als das deutſche; ſein Denken und Fühlen drückte es in denſelben kurz und bündig oft beſſer und treffender aus, als es die Gelehrten in ſeitenlangen Abhandlungen vermögen. Zu bedauern iſt es, daß die Kenntniß und auch der Gebrauch der Sprichwörter in der jüngeren Generation mehr und mehr ſchwinden. Die Neuzeit in ihrem Haſten und Jagen nach äußeren Erfolgen hat den Sinn und das Verſtändniß für das tiefe Gefühl, welches unſere Altvorderen in einen kurzen Ausſpruch kleideten, faſt ganz verloren. Ein berufener Forſcher hat den Sprichwörterſchatz des deutſchen Volkes „Altes Gold“ genannt; der Werth iſt eben geblieben, aber der Rauch der Fabrikſchlote, der Staub, den die Erfindungen aller Art aufwirbeln, haben den Glanz getrübt. Wer noch viel in Sprichwörtern redet, gilt oft genug ſelbſt als veraltet, die Weisheit in ſeinem Munde wird zur Narrheit auf der Gaſſe. „Sprichwort — ein wahr Wort“ gilt kaum noch, und doch wie zutreffend iſt der Satz.

Beſonders zahlreich und treffend ſind die Sprichwörter über die Frau, ihre Art und ihr Weſen, wie ſie iſt und wie ſie ſein ſoll. Um Familie und Haus, um Stadt und Staat würde es beſſer ſtehen, wenn alle Mütter und Töchter der alten Mahnung gedächten, daß „Eine Frau ſoll der Schnecken Art haben.“

Sebaſtian Franck hat dies Sprichwort dahin erklärt, daß eine Frau ſtets Hausſorge tragen und allermeiſt daheim bleiben ſoll, ſonſt ergeht es ihr wie den Schnecken, die da ſterben und verderben, wenn ſie die ſchützende Hülle ihres Hauſes verlaſſen. Ein ander Wort ſagt daſſelbe: „Die Frau und der Stubenofen gehören in's Haus.“ Dagegen aber heißt es dann auch: „Iſt eine liebe Frau im Haus, ſo lacht die Freude zum Fenſter hinaus!“

Und beim ſorgſamen Walten einer Frauenhand muß auch der größte Schmerz verſtummen, denn „Wo eine Frau iſt, da geſchieht dem Kranken kein Wehe.“

Das deutſche Sprichwort hält den Frauen einen Spiegel vor, wenn es ſagt, daß „Kein Kleid dem Weibe beſſer ſteht, als Schweigen.“ Wie viel Aergerniß würde vermieden, wenn dies Wort als Motto auf alle Einladungen zu Kaffee- und Theegeſellſchaften gedruckt würde. Wie viel Jammer und Elend in den Familien bliebe erſpart, wenn die Putzſüchtigen daran dächten, daß „Eine Frau geſchwinder im Fürtuch es fort trägt, als ein Mann mit dem Wagen es herzuführen kann“ — das Geld nämlich.

„Entweder Federhut oder Bettelfrau,“ ſagt das Sprichwort von den Frauen, die nicht rechnen können. Hernach aber „Wenn die Armuth zur Thür eingeht, fliegt die Liebe und der Frieden zum Fenſter hinaus!“

Wehe und dreimal Wehe jeder böſen Frau; eine ſolche „macht den Mann grau“ — „ſie iſt ihres Mannes Todtengräber“ — „ſie wird ihm zum Gottesgericht.“

Die gute, ſorgſame Frau aber „iſt dem Manne ein Gewicht,“ wie durch dieſes die Uhr in regelmäßigem, genauem Gange erhalten, ſo wird der Mann durch die Frau zu ſegenbringendem Thun, zu fröhlicher Arbeit angeregt.

„Freundlichem Zuſpruch folgt auch eine böſe Frau gern,“ ſagt das Sprichwort, aber „der Mann muß die Frau beim erſten Laib Brod ziehen“ und „ſie vor der Hochzeit wenden, denn nachher iſt es damit zu Enden.“

Trotzdem muß Mancher erkennen, daß „Freien und backen nicht immer geräth,“ aber viel Aergerniß in der Ehe wird vermieden, wenn die Frau in ihrem Hauſe die ihr zuſtehende Gewalt hat, wenn weibliche Verwandte ihr nicht dreinreden, denn „Wenn ein Haus auch ſo groß wie der Rhein, ſo paßt doch nur eine Frau hinein.“

Einen Wittwer zu heirathen, räth das Sprichwort jeder Frau an, iſt doch „die erſte Frau die Magd, die zweite die Herrin.“ Vor Geldheirathen aber wird die Frau gewarnt, denn „die hat der Teufel gekuppelt.“

Der Mann ſoll immer daran denken, daß „Schönheit vergeht, nur Tugend beſteht," und daß „Häuslichkeit das beſte Heirathsgut iſt," denn „eine gute Hausfrau kann aus der Kartoffel viele Gerichte machen."

Zur Häuslichkeit und zum Fleiß ſoll die Frau ſchon in der Jugend ſich halten: „Ein Mädchen darf nicht ſo lange müßig gehen, als eine Taube ein Korn aufpickt."

Was unweiblich iſt, das ſoll ſchon die weibliche Jugend meiden: „Wenn Mädchen pfeifen und Hühner krähn, dann ſoll man Beiden den Hals umdreh'n."

Nun, ſo hart wird's mit den Mädchen wohl Keiner machen. Aber daß „es leichter iſt, einen Korb voll Flöhe zu hüten, als ein Dutzend Mägdlein," das wird wohl Mancher ſchon empfunden haben. Allein wenn auch ſo ein Mägdlein ſich nicht leicht hüten läßt und in der Jugend über die Stränge ſchlägt, einen Mann findet es doch wohl, weil ja „kein Topf ſo ſchief iſt, es paßt doch ein Deckel dazu."

Beſonders den reichen Mädchen wird viel nachgeſehen, trotz aller Sprichwörter, denn „der Arme behält ſeine Hühner, der Reiche ſeine Töchter nicht lange." Wenn dann auch der Eheſtand zum Weheſtand wird, ſo „kann ſich der Mann doch eher zu Tode grämen, als die Frau." — „Lebt er aber vom Weib allein, ſo muß er auch ihr Spielmann ſein!" —

An das gute, altdeutſche Wort Weib knüpfen ſich viele Sprichwörter, meiſt freilich nicht im guten Sinne. So heißt es: „Ein böſes Weib iſt des Mannes Schiffbruch," denn „einem böſen Weibe kann Niemand ſteuern." — „Wo das Weib allein Meiſter iſt, thut's ſelten gut" und „ein böſes Weib keift dem Manne das Herz ab." Zwar „ſtraft man ein böſes Weib am beſten durch Schweigen," aber der Nachgiebige iſt doch bedauernswerth, denn „ein blinder Mann iſt ein armer Mann, doch der iſt noch ein viel ärmerer Mann, der ſein Weib nicht zwingen kann."

„Weiber nehmen iſt ja nun 'mal kein Pferdehandel." Zuerſt ſagt man: „Ohne Weib iſt kein Tanz," oder „Ohne Weib iſt keine Freude ganz," hinterher aber: „Ohne Weib iſt kein Streit." — „Wer ein Weib nehmen will, der denke daran, daß er es nicht wie einen Schuh wieder ausziehen kann," denn „die Weiber ſind

leicht, aber ſie werden immer ſchwerer." — Dagegen: „Ein fromm' Weib gewinnt dem Manne leicht das Herz ab." — „Ein fromm' Weib beherrſcht den Mann durch Gehorſam!"

Selbſt über das Modeleiden der Frauen unſerer Tage, die Nervoſität, gibt das alte Sprichwort eine Lehre, wenn es ſagt: „Die Birke iſt das beſte Mittel gegen Krämpfe." Aber dazu wird auch der geplagteſte Ehemann nicht leicht greifen, denn „wer da ſchlägt ſein Weib, der trifft ſeinen eigenen Leib!"

Alles, was der Volksmund im Sprichwort der Frau Leides anthut und Böſes nachſagt, das wird durch einen Ausſpruch wieder gut gemacht: „Einer Mutter iſt das kränkſte Kind das liebſte," heißt es. Welcher Inbegriff von Selbſtloſigkeit und Aufopferung iſt damit ausgedrückt, welche Summe von Thränen und ſchlafloſen Nächten iſt damit genannt!

Sogar die vielgeſchmähte und oft verkannte Schwiegermutter findet Anerkennung und Schutz durch das Sprichwort, das behauptet: „Eine alte Mutter im Haus, iſt ein guter und feſter Zaun d'rum," ſie wehrt allem Böſen, daß es nicht eindringe.

Lehren und beſſern wollen dieſe Sprichwörter, durch die Frau Haus und Familie ſo geſtalten, wie z. B. Schiller's „Glocke" ſie uns zeichnet. Die Frau, welche in den Spiegel des Sprichwortes ſchaut, wird leicht zu einer edlen, von der wir genau erfahren können, was ſich ſchickt. Gewiß gehört ſie zu denen, welche wir ehren müſſen, weil ſie uns „himmliſche Roſen in das irdiſche Leben flechten." J. Iſenbeck.

Das Theeren der Schafe in Schottland. — Eine eigenthümliche Prozedur nehmen mit den Schafen in einigen Gegenden ihres Landes die Schotten vor. Sie theeren dieſelben nämlich, theils damit die Thiere im Winter weniger frieren möchten, theils um ſie vor Ungeziefer zu ſchützen. Sie vermiſchen zu dieſem Ende den Theer mit etwas Butter und kochen das Gemiſch ſo lange, bis es ſich innig geeinigt hat. Alsdann nehmen ſie ihre Schafe oder vielmehr die Lämmer des Jahres, denn nur mit dieſen geſchieht es hauptſächlich, und ſchmieren ihnen jenes Gemiſch auf folgende Weiſe ein. Mit dem Finger machen ſie einen Streifen über den Rücken, indem ſie die Wolle ein wenig auseinander ſcheiteln. In dieſe Rille gießen ſie alsdann eine kleine

Portion Theer und reiben ſie an den Seiten tüchtig ein. Dann machen ſie eben ſolche Streifen auf der Seite und ſchmieren auch hier den Theer ordentlich ein, ſowie endlich auch an den Beinen, wo die Wolle lang iſt. Bei einer Heerde von 5000 bis 6000 Schafen kann man ſich denken, daß dieſes Schmieren ein nicht unwichtiger Akt iſt, und daß ein gut Theil Zeit, Arbeit, Theer und Butter darauf verwendet werden muß. Auf 30 Schafe verbrauchen ſie einen Kübel voll, der 10 Pinten (5,7 Liter) Theer und einen Stein (Stone), d. h. 7 Kilogramm Butter in ſich faßt; 3000 Schafe verbrauchen alſo jährlich 570 Liter Theer und 700 Kilogramm Butter. Da es manche Farm in Schottland gibt, die 3000 Schafe zu ſchmieren hat, ſo ſieht man, daß dieſer Gegenſtand nicht unbedeutend iſt. Die Leute bekommen von dieſer ſonderbaren Prozedur ſo ſchmutzige Hände, daß ſie den ganzen Winter über ſich bis Weihnachten kaum Handſchuhe für den Tanzboden zu kaufen brauchen, weil ſie ganz natürliche anhaben. Der Theer wird übrigens verſchiedentlich bei Menſchen und Thieren zur Abhaltung des Ungeziefers angewendet. So bei den kleinruſſiſchen Hirten, die im Sommer ihre Hemden mit Theer tränken und ſie dann, nachdem ſie ſie etwas getrocknet haben, anziehen und ſie ſo bis in alle Ewigkeit tragen, indem von einem ſolchen Hemde mit Recht angenommen wird, daß es nie ſchmutzen könne.

In anderen Ländern, wo es auch kalt iſt und es auch Ungeziefer gibt, weiß man nichts von dieſem Theeren der Schafe, aber in Schottland macht man ein großes Weſen davon. Man findet in den Haushaltungen aller Länder ſolche Wirthſchaftszweige und Anſtalten, um die ſich die Eingeborenen außerordentlich viel Mühe geben, weil ſie ſie für unentbehrlich halten, während man in anderen Ländern gar nichts davon weiß und doch auch ohne ſie durch die Welt kommt, ungeſchmiert und ungetheert. Dr. A. Berghaus.

„Dat kütte Rümeken.“ — Das Gebiet der Stadt Hamburg reichte einſt bei Weitem nicht ſo weit in der Richtung auf Altona zu, wie heute. Frauenliſt half es erweitern. — Unter den holſteiniſchen Fürſten aus dem Hauſe Schauenburg reſidirte Graf Otto um 1429 auf ſeinem Schloſſe zu Pinneberg. Er war ein freundlicher Nachbar der Stadt Hamburg und lebte mit mehreren Herren des Raths in guter Gevatterſchaft. Oft kam er, wenn er

auf seiner Vogtei zu Ottensen gewesen war, nach Hamburg geritten, wo er im Rathskeller einen weidlichen Trunk liebte und gemeinlich von etlichen Rathsherrn daselbst bewirthet wurde.

Als er einst wieder dasaß und zechte mit den Wohlweisen und guter Dinge war, da ereignete es sich, daß unvermuthet schnell die Zeit verstrich und die Stunde, da alle Stadtthore fest verschlossen wurden, vorüber war. Herr Otto saß also in der Stadt und konnte vor Tagesanbruch nicht wieder heim. Die Wohlweisen aber wußten ihrem Ehrengast das Unglück so vergnüglich vorzustellen, daß er sich nicht weiter darum grämte und der Einladung des Bürgermeisters Hinrich vom Berge, bis zum Morgen in seinem Hause Herberge zu nehmen, gern nachkam. Als nun der Graf daselbst anlangte, stand eine saubere Tafel mit den köstlichsten Speisen und herrlichsten Weinen zum Abendimbiß bereit, und des Bürgermeisters Hausfrau kredenzte dem hohen Gaste den Goldpokal. Sie war eine feine und schöne Frau und ließ es sich angelegen sein, den Grafen wohl zu bedienen und gemeinsam mit ihrem Herrn in fröhlicher Rede so gut zu vergnügen, daß er von all' den guten Dingen schier lustig wurde. Und als nun der reichliche Wein auch sein Bestes that, da ging die schöne Bürgermeisterin mit lieblichen Worten den Grafen an, daß er ihr doch das kleine Räumchen schenken möge, „dat lütte Rümeken" zwischen dem Thore und dem Bach, der zur Elbe läuft, weil die Hamburger Frauen gern auf der Stadt Gebiet ihr Linnen bleichen möchten. Und da sie so artig bat und der Graf ein ritterlicher Herr war, der einer bittenden Frau nichts abschlagen konnte, er in seiner Vergnüglichkeit auch nicht genau sich entsann, daß das gewünschte „kleine Räumchen" eigentlich ziemlich groß sei — so gewährte er das Ansuchen freundlich; und da „zufällig" Herr Hermann Kreyenberg, der Notarius, hinzukam, und gleich eine Abtretungsurkunde darüber abfassen konnte, so unterschrieb der Graf Otto flugs und fröhlich den Brief und setzte sein Siegel dabei, worauf der Wein nach abgethanenen Staatsgeschäften desto besser mundete, bis der Graf vom Bürgermeister und Notar, nicht ohne deren thätige Beihilfe, zu Bette gebracht wurde.

Anderen Morgens, als er heimkehrend über das abgetretene „lütte Rümeken" ritt, verwunderte er sich sehr über dessen Um-

ſang, aber er war ein edelmüthiger Herr, der fröhliche Schwänke wohl leiden konnte; darum lachte er über die Liſt ſeiner Gaſtfreunde, die er nun wohl verſtand, und ließ die Sache gut ſein. Aber wenn er ſpäter, wie noch oft geſchah, gen Hamburg zum Wein oder Bier ritt, ſo nahm er ſich beſſer in Acht, und verpaßte niemals wieder die Stunde des Thorſchluſſes. Er hat auch beim Bürgermeiſter niemals wieder geherbergt und hat der ſchönen Frau Gevatterin lachend geſagt: „Um das ganze Hamburger Linnenzeug zu bleichen, möchte ſie wohl ſeine ganze Herrſchaft Pinneberg für ein — lüttes Rümeken anſehen und ihm förderſamſt abſchwätzen.“

Alſo iſt es gekommen, daß die Stadt Hamburg den großen Raum bis an den Altonaer Grenzbach erworben hat. C. T.

Die fliegenden Fiſche. — Was gewöhnlich von dieſen merkwürdigen Fiſchen angenommen wird, iſt durchaus falſch; ſie „fliegen“ keineswegs, wie man ihrem Namen zufolge glauben ſollte. Die fliegenden Fiſche (Exocoetus volitans) gehören zur Familie der Hornhechte und ſehen den Heringen ſehr ähnlich, ſie ſind ausgezeichnet durch außerordentlich ſtark entwickelte, frei bewegliche Bruſtfloſſen. Wenn ſie durch Raubfiſche oder Schiffe aus ihrem beſchaulichen Daſein aufgeſtört werden, fahren ſie mit großer Geſchwindigkeit aus dem Waſſer empor, breiten ihre großen Bruſtfloſſen aus und ſchießen in horizontaler Richtung über die Meeresoberfläche hin. Sie ſchweben alsdann ſowohl mit dem Winde als gegen denſelben ein bis drei Schiffslängen weit. Gegen Ende ihres Weges nimmt ihre Geſchwindigkeit ab, und wenn der Wind ſchräg oder rechtwinkelig auf eine ihrer Seiten weht, biegen ſie in die Richtung des Windes ein. Bei Tage und bei ruhigem Wetter kommen die fliegenden Fiſche ſehr ſelten auf die Schiffe, ſondern meiſtens nur bei Nacht, wenn der Wind weht. Auf Schiffe, die nicht höher als drei Meter über dem Meere liegen, fallen ſie viel häufiger nieder, als auf höherbordige. Der „Flug“ dieſer Fiſche unterſcheidet ſich weſentlich von dem der Vögel. Die Bruſtfloſſen der fliegenden Fiſche machen niemals Niederſchläge und Hebungen wie die Flügel der Vögel, Schmetterlinge oder Fledermäuſe, wohl aber gerathen die tieferen Theile derſelben in ſchnelle Vibrationen, welche man früher irrthümlich als ſchnelle

Flatterbewegungen angesehen hat. Die Muskeln der Brustflossen sind überhaupt nicht groß genug, um die Last des Körpers in die Luft zu erheben, denn ihr Gewicht beträgt nur 1/32 des ganzen Körpers, während die Brustmuskeln der Vögel im Durchschnitt 1/6 der Körperlast betragen. Die geringe Hebung, welche die fliegenden Fische über dem Wellenberge machen, ist auch keine aktive Flugbewegung, sondern sie ist durch Luftströmungen hervorgerufen, welche aus den Wellenthälern aufsteigen, wenn der Wind horizontal über das Meer weht. Die Bewegungen der fliegenden Fische durch die Luft sind also keine Flugbahnen, sondern Wurfbahnen. Sie fahren aus dem Wasser empor durch die Zusammenziehung ihrer sehr starken Seitenrückenmuskelfasern. Die ausgespannten Brustflossen dienen ihnen als Steuer- oder Schwebeplatten. Daß die Fische bei Nacht viel häufiger auf die Schiffe herabfallen, als bei Tage, erklärt sich leicht dadurch, daß sie in der Dunkelheit die Schiffe eben nicht sehen und daher keine ablenkende Richtung einschlagen können. A. B.

Auch eine Damenwahl. — Im Jahre 1853 wurde im Rothen Meer von einem englischen Kriegsschiffe eine Sklavendhau genommen, und die aus siebenzig schwarzen Frauen und Mädchen bestehenden Gefangenen in Suakim an's Land gesetzt, wo sie dem daselbst befindlichen egyptischen Pascha zur weiteren Versorgung auf Grund eines zwischen der englischen Regierung und dem Khedive abgeschlossenen Vertrages übergeben wurden. Die Unterbringung der Befreiten war dem Pascha jedoch höchst unbequem, und er sann auf ein Mittel, um die schwarzen Damen auf eine möglichst gute Art los zu werden. Da verfiel er auf eine äußerst originelle Idee, welche darin bestand, daß er die befreiten Sklavinnen zur Verheirathung auszubieten beschloß. Er rechnete hierbei hauptsächlich auf das egyptische Militär, und es wurde bei demselben ausdrücklich bekannt gemacht, daß so und so viele Frauen da wären, die heirathen wollten. Jeder, der Lust dazu habe, könne zu der bestimmten Stunde kommen und gegen Erlegung von 50 Piastern sich eine Frau auswählen. Dem egyptischen Militär wurden nämlich keine Schwierigkeiten beim Heirathen in den Weg gelegt, ihre Frauen erhielten sogar von der Regierung Rationen, so gut, wie die Mannschaften.

So erſchien denn zur feſtgeſetzten Stunde eine ganze Reihe von heirathsluſtigen Männern, jungen und alten, hauptſächlich aber Soldaten. Um Streitigkeiten bei der Wahl zu vermeiden, wurde, da die Männer in der überwiegenden Mehrzahl waren, die Sache dahin vereinfacht und abgeändert, daß es den Frauen geſtattet wurde, unter den Männern zu wählen. Zu dieſem Zwecke wurden dieſe letzteren in einer Reihe aufgeſtellt und den Frauen das Nähere erklärt.

Es folgte darauf eine Scene, welche ſo voll Komik war, daß es ſchwer iſt, ſich davon eine Vorſtellung zu machen. Es gab ein Kichern, ein Schwatzen, ein Geſtikuliren ſondergleichen auf beiden Seiten. Nach längerem Zaudern drängten ſich die Frauen in großer Verlegenheit wie eine Heerde Schafe zuſammen; hin und wieder trat eine derſelben zögernden Fußes einige Schritte vor und auf die Männer zu, um dann ſchleunigſt wieder umzukehren und in den Haufen der Frauen zurückzuflüchten. Endlich gelang es dem Zureden der Offiziere und Civilbeamten, eine der Frauen dahin zu bringen, Muth zu faſſen. Sie ging langſam, aber entſchloſſen auf einen kohlſchwarzen egyptiſchen Sergeanten los, legte ihre Hand auf ſeine Schulter, als Zeichen, daß dieſer und kein Anderer es ſei, den ſie zum Manne haben wolle. Damit war denn das Eis gebrochen, jede der Frauen fürchtete jetzt, zu ſpät zu kommen, und in einem Nu hatten ſich Alle ohne Ausnahme entſchloſſen auf die Männer geworfen. Die Entſcheidung währte nur einen Augenblick, jede der Frauen hatte alsdann einen Mann an der Schulter gepackt.

Jetzt kam es an die Männer, ſich auszuſprechen, ob ſie mit der Wahl der Frauen auch einverſtanden wären, und da erklärten denn Alle bis auf fünf, daß ſie zufrieden ſeien. Die armen fünf verſchmähten Frauen — es waren freilich keine Schönheitsperlen — waren nun durch kein Zureden mehr dahin zu bringen, unter dem Reſt der Männer einen neuen Wahlverſuch zu machen, das weibliche Schamgefühl kam ſelbſt bei dieſen armen Weſen zum Ausdruck.

Den Bemühungen des Paſcha's gelang es aber ſchließlich, auch dieſen übrig gebliebenen Weibern Männer zu verſchaffen, und alle Männer ohne Ausnahme zahlten willig die verlangten 50 Piaſter

Heirathsgut, welches dazu dienen ſollte, im Fall einer Scheidung für die Frau ein Nothpfennig zu ſein. M. L—l.

Das Kriegsgeſchrei verſchiedener Völker. — Wie das Thier, ehe es ſich in einen Kampf mit ſeinem Gegner einläßt, ein Brüllen, Knurren oder Ziſchen hören läßt, um ſich ſelbſt dadurch Muth, dem Anderen aber Schrecken und Furcht einzuflößen, ſo hat auch jedes wilde Volk die Gewohnheit, in der Schlacht ein Geheul auszuſtoßen: die Indianer, die Südſeeinſulaner, die afrikaniſchen Stämme, Alle kennen das Kriegsgeſchrei. Und die civiliſirten Nationen? Sie behielten es ausnahmslos bei, nur daß ſie das Gebrüll in artikulirte Laute verwandelten. Denn auch ſie ſahen die Nothwendigkeit deſſelben ein, und bei ihnen kam noch der Nutzen hinzu, der vor der Einführung von Uniformen nicht zu unterſchätzen war: Freund und Feind ließen ſich dadurch leicht unterſcheiden. So riefen die Griechen ihr Alala. Die alten Deutſchen hatten, wie uns Tacitus berichtet, ihren Schildgeſang, „Barditus“. Furchtbar muß derſelbe in das Ohr des Römers geklungen haben: mit leiſem Flüſtern beginnend, ſteigerte ſich der Geſang bis zu einem Brauſen, das dem der Brandung des Meeres an Strandklippen gleichkam. „Chriſtus hilf!“ war das Kriegsgeſchrei der Heere unter den griechiſchen Kaiſern. Fremdartig erſchien den Deutſchen das hui, hui! der Hunnen, das ſie bei ihren ſchnellen Angriffen zu Pferde den Feinden entgegenſchrien. Die Kreuzfahrer ermunterten einander mit dem Rufe: „Gott will es!“ Ihnen antwortete das Allah esmid! der Mohammedaner. „Hurte, hurte!“ ſchrien die deutſchen Ritter beim Maſſenturnier zu Pferde, dem ſogenannten „Buhurt“. Die Franzoſen unter den Königen hatten zum Kriegsruf: Montjoye et Saint Denis! ſich erwählt, während: En avant! und Vive l'empereur! die Franzoſen der Kaiſerzeit. Das Hurrah! nahmen die Deutſchen erſt 1813 von den Ruſſen an, obwohl ein ähnlicher Ruf urdeutſch geweſen ſein ſoll. Preuß in ſeiner „Lebensgeſchichte Friedrich's des Großen“ kennt auch ein Ara der Ruſſen. D.

Was Liebe und Hunger vermag. — Vor einigen Jahren hatte ein gewiſſer Mr. Starr in New-York ein recht ſehenswerthes Kurioſitätenkabinet oder Muſeum, und in dieſem befand ſich unter

Anderem ein vollständig tättowirter Mann, der in die Hände von Wilden gerathen und von dieſen ſo zugerichtet worden war. Eines Tages erſchien eine junge Frau, die ſich Irene Woodward nannte, bei dem Beſitzer und fragte ihn, ob er ſie nicht in irgend einer Weiſe beſchäftigen könne. Sie ſagte aus, ihr Gatte läge im Hoſpital mit gebrochenem Bein, ſie ſei mit einem kleinen Kinde ganz ohne Unterhalt, daher bitte ſie inſtändig, ihr irgend welche brodbringende Beſchäftigung geben zu wollen. Da ſchoß dem Inhaber des Kabinets plötzlich der Gedanke durch den Kopf, daß noch niemals ein tättowirtes Weib gezeigt worden ſei. Denken und den Gedanken zur That machen, war bei dem guten Manne eins. Er ſchlug alſo der Bittſtellerin vor, ſie möge ſich tättowiren und dann in ſeinem Muſeum ſehen laſſen. Doch machte er zugleich darauf aufmerkſam, daß der Prozeß des Tättowirens langwierig und ſehr ſchmerzhaft ſei; überdies müſſe er erſt Jemand ausfindig machen, der dieſe Prozedur vorzunehmen verſtehe.

Die arme Frau erklärte ſich nach längerer Ueberlegung bereit, und Starr fand einen alten Matroſen, der das Tättowiren verſtand und davon lebte, auf anderer Matroſen Arme und Hände allerhand Zeichen und Namen einzubeizen. Der gewiegte Muſeumsmann ſchloß mit der Frau ein Abkommen, wonach er ihr für die Zeit des Tättowirens wöchentlich 10 Dollars und dann für ihre Schauſtellung während eines Jahres wöchentlich 50 Dollars zahlen wolle. Dieſe Bedingungen wurden angenommen und ſieben Monate lang operirte der alte Matroſe jeden Tag an der Frau tättowirend herum, und ſie ertrug die unbeſchreiblichen Schmerzen mit ſeltenem Heroismus, bis ihr ganzes Geſicht zuletzt einem wandelnden Gemälde glich. Das war die erſte tättowirte Weiße; ſie brachte ihrem Ausſteller viel Geld ein und läßt ſich noch heute bei Barnum ſehen. Sie ſelbſt beſitzt bereits ein anſehnliches Vermögen. O. v. B.

Merkwürdiger Brauch. — Im Sprengel der Abtei Crioſa in Rußland gibt man den Verſtorbenen folgenden vom Abt ausgeſtellten Reiſepaß in das Grab mit: „Wir durch Gottes Gnade Patriarch von Crioſa an unſeren Herrn und Freund St. Peter, Thorſchließer des allmächtigen Gottes: laſſen Euch wiſſen, nachdem dieſer Tage das Zeitliche geſegnet ein Diener Gottes, als befehlen Wir Euch,

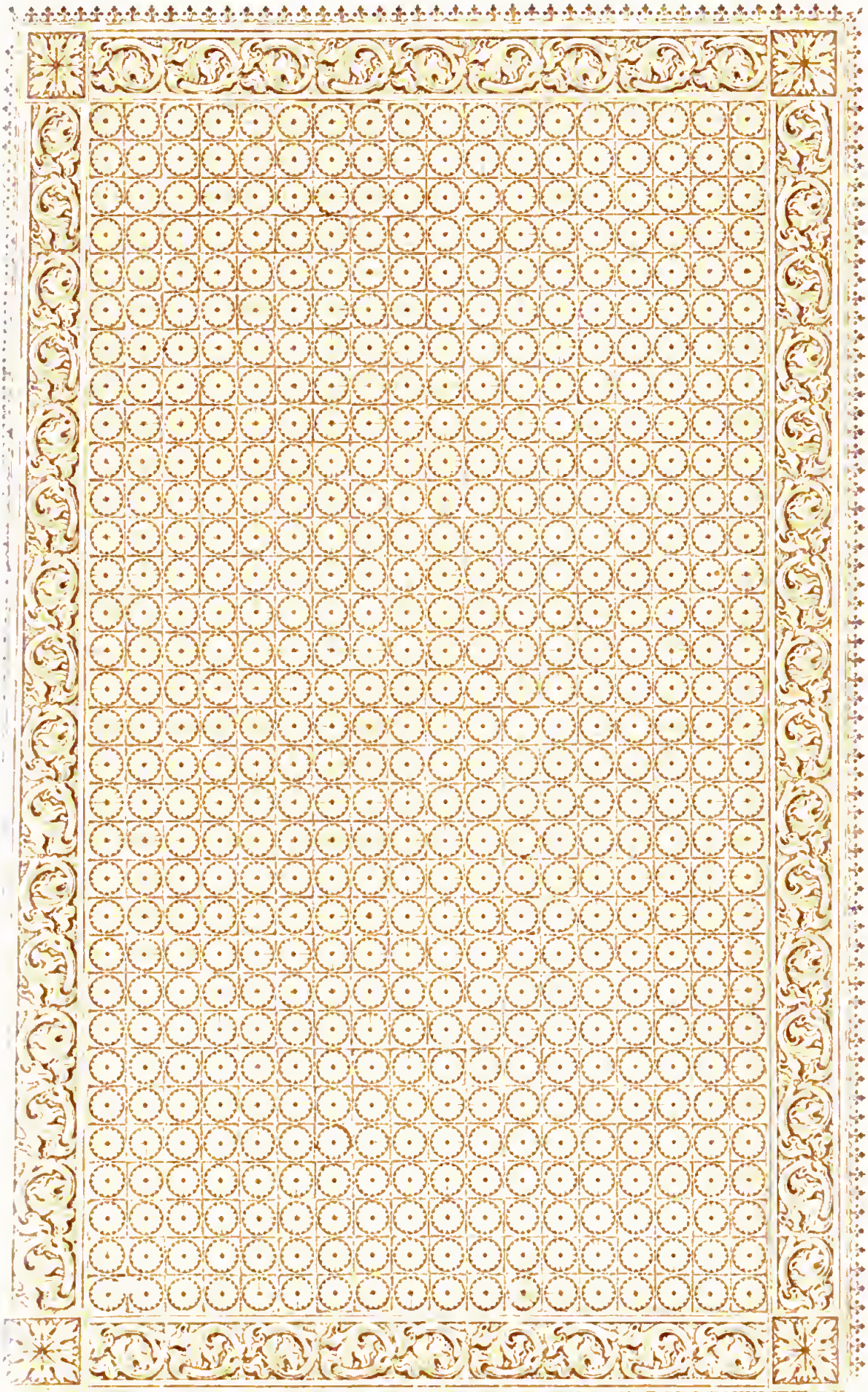
daß Ihr ihn ohne Aufſchub alſobald in das Reich Gottes eingehen laſſet, ſintemal wir ihn von allen ſeinen Sünden befreiet und ihm den Segen mitgetheilt haben; derohalben wollet Ihr doch dieſem nachkommen, denn zu ſolchem Ende haben wir dieſen Freibrief gegeben." M. L—l.

Seekrankheit der Thiere. — Auch bei den Thieren tritt die Seekrankheit auf und äußert ſich da in verſchiedener Weiſe. So werden alle Thiere ohne Unterſchied auf dem Meere zahmer, ſelbſt die wildeſten ſcheint ein Gefühl der Schwäche zu überfallen. Affen haben viel von der Seekrankheit zu leiden, auch den Vögeln ſetzt das Meer bedeutend zu, denn ſie ſingen während der Fahrt gar nicht. Hühner und Gänſe werden ſehr bald mager; die Hähne krähen nicht mehr, die Tauben ſterben, wie man behauptet. Katzen und Hunde zeigen ſich ſehr unruhig; die erſteren werden ſehr ſcheu und ängſtlich und halten ſich oft halbe Tage lang verſteckt; die Hunde drängen ſich gern an die Menſchen, ſcheinen ſehr aufgeregt zu werden und verlieren die Freßluſt vollſtändig. Nur Schweine und Schlangen ſcheinen von jeder Beeinfluſſung der Seekrankheit frei zu bleiben. H. Th.

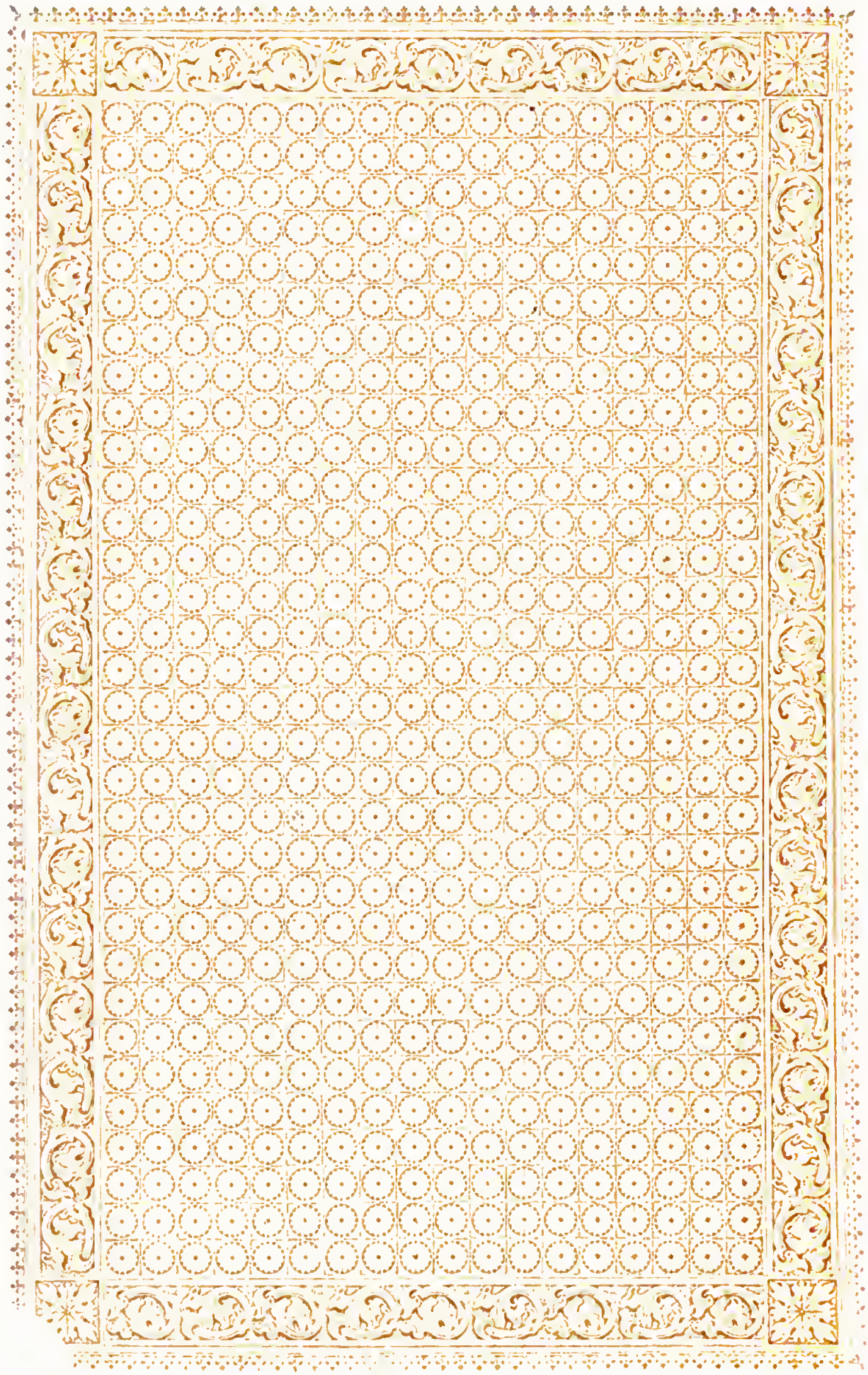
Naiver Irrthum. — Der alte hannoveriſche Oberjägermeiſter v. Zaſtrow hatte eine ſehr hohe Meinung von ſich und ſeinen Verdienſten, und pflegte Huldigungen, die ihm dargebracht wurden, als einen ihm gehörenden Tribut mit ſicherer Ruhe entgegen zu nehmen. Als er eines Abends in der Oper ſaß, wo die „Zauberflöte" gegeben wurde, und die Worte vernahm: „Es lebe Saraſtro, Saraſtro ſoll leben!" erhob er ſich würdevoll, verbeugte ſich nach rechts und links und ſetzte ſich gemeſſen wieder nieder, nachdem er durch eine huldvolle Handbewegung den Sängern und dem Publikum für die vermeintlich ihm, Zaſtrow, gebrachte Ovation gedankt hatte. Der alte Herr konnte nur ſehr ſchwer darüber belehrt werden, daß er ſich geirrt habe; als ihm dies endlich auf Grundlage des Textbuches klar gemacht worden war, bemerkte er kalt: „Dann bedaure ich nur, die Leute, die ich gegrüßt, für verſtändiger und artiger gehalten zu haben, als ſie es zu ſein ſcheinen." M. L—l.

UNIV. OF MICHIGAN.

JUL 13 1912



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0855
Filmed by Preservation 1992



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0855
Filmed by Preservation 1992